

Rita Bake

Nachträge zu den Frauenstraßennamen

ab August 2015

Das Gedächtnis der Stadt

Nach Frauen und Männern benannte
Straßen, Plätze, Brücken in Hamburg

BAND 2 Wer steckt dahinter?
Nach **Frauen** benannte Straßen, Plätze,
Brücken: Biographien von A bis Z

Vorbemerkung

Nach Erscheinen von Band 2 der dreibändigen Publikation „Ein Gedächtnis der Stadt. Nach Frauen und Männern benannte Straßen, Plätze, Brücken in Hamburg“ von August 2015 bis Ende 2016 sind in Hamburg weitere Straßen nach Frauen benannt worden.

In diesem Ergänzungsband, der nur für online-Veröffentlichung erstellt wird, werden die Biographien der nun seit jüngstem mit einem Straßennamen bedachten Frauen zusammengetragen, wieder in alphabetischer Abfolge. Jede neue Biographie ist auch jeweils einzeln ins Netz gestellt, damit Sie Ihre persönliche Sammlung ergänzen können.

Dem Sammelcharakter ist es auch geschuldet, dass jeder biographische Text für eine weitere Frau auf einer neuen Seite beginnt und eine Seitennummerierung entfällt, weil sie sich im Verlauf der Sammlungserweiterung ständig ändern würde.

Alma-Ohlmann-Weg

*Lokstedt, seit Mai 2018, benannt nach **Alma Ohlmann** (1909–2005), leitete seit 1976 verschiedene Gymnastikgruppen in Lokstedt, Niendorf und Schnelsen, ab 1996 auch den Seniorenkreis dieser drei Stadtteile, wurde 2003 mit der Medaille für treue Arbeit im Dienste des Volkes ausgezeichnet*

Viele Jahre lebte **Alma Ohlmann**, geb. Cohrs in Hamburg-Lokstedt und machte sich durch ihre langjährige ehrenamtliche Tätigkeit um den Stadtteil verdient. Mit 67 Jahren begann sie 1976 unter dem Dach des DRK-Kreisverbands Hamburg-West in den Stadtteilen Lokstedt, Niendorf und Schnelsen verschiedene Gymnastikgruppen für ältere Menschen unter dem von ihr geprägten Motto „Älter werden und in Schwung bleiben“ zu initiieren und durchzuführen. Bis zu sieben parallel laufende Gruppen gab es in Höchstzeiten.

Im Alter von 87 Jahren übernahm sie 1996 für mehrere Jahre die Leitung des „Seniorenkreises Lokstedt–Niendorf–Schnelsen von 1914“. Unter ihrer Leitung erweiterte sie das Betätigungsfeld des Seniorenkreises, körperlich fit zu bleiben. Neben Gymnastik oder Wassergymnastik gab es fortan auch die Möglichkeit zum Kartenspielen, zu Tagesfahrten oder zum heiteren Gedächtnistraining. Für ihr ehrenamtliches Engagement wurde sie 2003 mit der „Medaille für treue Arbeit im Dienste des Volkes“ ausgezeichnet. Mit 96 Jahren starb Alma Ohlmann.

Anna-Weinstein-Weg

Neugraben-Fischbek, seit 2020, benannt nach Anna W., geb. Neufeld (3.5.1881 Harburg – deportiert nach Lodz am 25.10.1941, Todesdatum unbekannt), Kauf- frau in Jever. Sie wurde als Jüdin 1941 aus Hamburg ins Getto Lodz deportiert. Sie wurde zum 31.12.1945 für tot erklärt. Stolperstein vor dem Wohnhaus Schloß- mühlendamm 16 (Harburg)

Anna Neufeld war die älteste Tochter des jüdischen Kaufmanns und Geld- und Immobilienmaklers Max Neufeld (4.9.1851 – 24.9.1925) und seiner Frau Jenny, geb. Pintus (4.9.1859 – 28.12.1940). Wie ihre beiden jüngeren Brüder Paul (geb. 14.6.1885) und Erich (geb. 11.10. 1891) und ihre drei Schwestern Gertrud (geb. 29.3.1883), Käth- chen (geb. 10.6.1887) und Hedwig (geb. 19.9.1890) verbrachte sie ihre Kindheit in Harburg, wo ihr Vater das Haus in der Mühlenstraße 18 (heute: Schlossmühlendamm 16) besaß und mehrere Jahre lang als Erster Vorsteher der jüdischen Gemeinde diente.

Ihr Bruder Erich kämpfte im Ersten Weltkrieg für Deutschland und kam als Unteroffizier an der französischen Kanalküste bei Carvin am 11. Mai 1915 im Alter von 24 Jahren ums Leben. Sein Name ist auf dem Denkmal für die im Ersten Weltkrieg gefallenen jüdischen Soldaten Harburgs verewigt, das 1921 auf dem Jüdischen Friedhof der Stadt errichtet wurde. An seinen Soldatentod erinnert auch ein Hinweis auf dem Grabstein seines Vaters, der hier vier Jahre später

bestattet wurde. Bereits vor dem Ersten Weltkrieg hatte Anna Neufeld ihren Wohnsitz von Harburg nach Jever in Ostfriesland verlegt, wo sie Joshua Weinstein, einen jüdischen

Getreidegroß-

händler geheiratet hatte, der sich auch als Vertreter von Mühlenfabrikaten betätigte. Das junge Ehepaar wohnte in der Bahnhofstraße 39 und freute sich am 2. August 1907 über die Geburt ihrer Tochter Liselott. Der Tod Joshua Weinsteins am 8. November 1926 dürfte für die Familie nicht nur ein großer menschlicher Verlust, sondern auch ein schwerer geschäftlicher Schicksalsschlag gewesen sein. Anna Weinstein reagierte auf die neue Situation, indem sie sich von der Getreidegroßhandelsgesellschaft trennte und sich voll und ganz auf die Weiterführung der Vertretung für Mühlenfabrikate konzentrierte, wobei sie zunehmend von ihrer Tochter unterstützt wurde. Diese Tätigkeit war offenbar so einträglich, dass sie ihren bisherigen anspruchsvollen Lebensstil im Großen und Ganzen beibehalten konnte.

Nach der Ernennung Hitlers zum Reichskanzler dauerte es nicht lange, bis sich für Anna Weinstein die Grundvoraussetzungen für diese Lebensführung schlagartig änderten. Viele Kunden wandten sich neuen



Anna Weinstein, 1930
GröschlerHaus, Jever

Geschäftspartnern zu, sodass ihre Umsätze dramatisch einbrachen. Am 3. Juni 1936 stellte die Holsatia Mühlen GmbH aus Kiel, der wichtigste Kooperationspartner Anna Weinstains, die Zusammenarbeit mit ihr ein, weil die politischen Rahmenbedingungen sich geändert hätten. Die Entwicklung, „im Reichsernährungsstand nur arische Firmen arbeiten zu lassen, [sei] nicht aufzuhalten.“ Als Abfindung wurde Anna Weinstein bis auf Weiteres die monatliche Zahlung eines Betrags von 150 RM zugesichert.

Während der Pogromtage im November 1938 wurde Anna Weinstein kurzfristig verhaftet und von der Gestapo intensiv verhört, die bei einer anschließenden Hausdurchsuchung einen Teil ihres Schmucks konfiszierte und eine größere Menge Bargeld beschlagnahmte.

Als der jüdischen Bevölkerung Deutschlands nach den Ereignissen vom 9. und 10. November 1938 als „Sühneleistung“ für die entstandenen Schäden die Zahlung einer Summe von einer Milliarde Reichsmark auferlegt wurde, zu der alle vermögenden Juden anteilmäßig beizutragen hatten, war auch Anna Weinstein davon betroffen. Um die Summe zu begleichen, musste sie ihr Haus in Jever zu sehr ungünstigen Bedingungen verkaufen. Der Rest ihres Vermögens unterlag einer „Sicherungsanordnung“, d. h. dass die Kontoinhaberin, abgesehen von einem monatlichen Freibetrag von 150 RM für ihre Lebenshaltung, nur mit Genehmigung des zuständigen Oberfinanzpräsidenten darüber verfügen durfte.

Als ihre Tochter im Mai 1939 ihre Heimatstadt verließ und nach England auswanderte,

blieb Anna Weinstein mit 58 Jahren allein in Jever zurück. Unter diesen Umständen gab es für sie eigentlich keinen besonderen Grund, in Ostfriesland zu verbleiben. Ein Jahr bevor ihre hochbetagte Mutter starb, kehrte sie im Sommer 1939 in ihr Elternhaus in der Mühlenstraße 18 in Harburg zurück. Die „Heimkehrerin“ wurde Mitglied der Reichsvereinigung der Juden in Deutschland, Bezirksstelle Nordwestdeutschland, der inzwischen alle Jüdinnen und Juden angehören mussten. Ihr jährlicher Beitrag belief sich auf 12 RM.

Am 25. Oktober 1941 war Anna Weinstein unter den ersten Hamburger Jüdinnen und Juden, die in den Osten deportiert wurden. Vorher hatte sie, wie vorgeschrieben, ihren Wohnungsschlüssel bei der nächsten Polizeidienststelle in Harburg abgegeben. Ihr Grundstück und ihr Haus in der Mühlenstraße 18 verfielen nach der „Evakuierung“ dem Deutschen Reich. Anna Weinstains große 5-Zimmer-Wohnung in der ersten Etage des Hauses bezog bald danach ein Harburger Mittelschullehrer mit seiner Familie, während die enteignete Besitzerin im Getto Łódź in der Hohensteiner Straße 51 in einer primitiven Unterkunft auf engstem Raum mit mehreren anderen, ihr völlig fremden Menschen, zurechtkommen musste. Alle Zimmer waren ungeheizt, die Behausungen ohne fließend Wasser. Überall wimmelte es vor Wanzen.

Nur vier Menschen dieses ersten Hamburger Deportationstransports überlebten die Shoa. Anna Weinstein gehörte nicht zu ihnen. Die näheren Umstände ihres Todes sind unbekannt. Am 22. August 1952 wurde sie vom Harburger Amtsgericht auf den

31. Dezember 1945 für tot erklärt. Zu den Opfern der Shoa zählen auch ihre Schwestern Hedwig Mamsohn, geb. Neufeld, und Käthchen Hirschfeld, geb. Neufeld, mit ihrem Mann Isidor Hirschfeld.

*Text: Klaus Möller, aus:
www.stolpersteine-hamburg.de*

Quellen: Staatsarchiv Hamburg, 522-1, Jüdische Gemeinden, 992b, Kultussteuerkarte der Deutsch Israelitischen Gemeinde Hamburg. Staatsarchiv Hamburg, 314-15, Akten des Oberfinanzpräsidenten, 2 (R 1940/447).
Hamburger jüdische Opfer des Nationalsozialismus. Gedenkbuch, Veröffentlichung aus dem Staatsarchiv Hamburg, Bd. XV, bearbeitet von Jürgen Sielemann unter Mitarbeit von Paul Flamme, Hamburg 1995.
Gedenkbuch für die Opfer der Verfolgung der Juden unter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft,

4 Bände, Bundesarchiv Koblenz (Hrsg.), S. 781, Koblenz 2006.
Yad Vashem, The Central Database of Shoa Victims' Names: www.yadvashem.org.
Staatsarchiv Hamburg: StaH 351-11, AfW, Abl. 2008/1, 020807
Spitzer, Liselott. Bezirksamt Harburg [Hrsg.]: Harburger Opfer des Nationalsozialismus, Hamburg. Recherche: Matthias Heyl und Margit Maronde-Heyl. Hamburg 2002.
Mathias Heyl: Vielleicht steht die Synagoge noch. Jüdisches Leben in Harburg 1933–1945. Norderstedt 2009.

Recherche: Matthias Heyl und Margit Maronde-Heyl. Hamburg 2002.
Mathias Heyl: Vielleicht steht die Synagoge noch. Jüdisches Leben in Harburg 1933–1945. Norderstedt 2009.
Eberhard Kändler, Gil Hüttenmeister: Der jüdische Friedhof Harburg. Hamburg 2004, S. 200.
Hartmut Peters: Verbannte Bürger. Die Juden aus Jever. Dokumente und Darstellung zur Geschichte der Juden Jevers 1698-1984. Jever 1984.
email Holger Frerichs v. 14.6.2020.

Anne-Becker-Ring

*Lohbrügge, seit 2016, benannt nach **Anne Becker** (1905–1990), Anlegerin beim Bergedorf-Sander Volksblatt; Sozialdemokratin, Mitglied im Arbeitersportverein „Freie Turnerschaft Bergedorf-Sande von 1885“, Gründerin der Lohbrügger SPD-Frauengruppe, seit 1974 Vorsitzende der AWO-Lohbrügge, Trägerin der Silbernen Ehrennadel der Bezirksversammlung Bergedorf*

„**Anne Becker** wurde am 29. Mai 1905 als einziges Mädchen von 5 Kindern im damals hamburgischen Geesthacht geboren. Die Tochter eines Brauergesellen wuchs in bescheidenen Verhältnissen in Bergedorf am ‚Lusbusch‘ auf. So nannte der Volksmund diese Gegend um die erste und zweite Querstraße, die Grabenstraße und den Weg ‚Hinter den Querstraßen‘.

Viele Bergedorfer missverstanden Lusbusch als Läusebusch. Doch der Name kam von einem der Grundstücksbesitzer, dem Bauunternehmer Lohse.¹

Schon in ihrer Kindheit wurde Anne Becker sozialdemokratisch geprägt. Ihre Mutter hatte ‚Die Gleichheit‘ abonniert. Früh trat sie in den Arbeitersportverein ‚Freie Turnerschaft Bergedorf-Sande von 1885‘ und die Sozialistische Arbeiterjugend ein. Als nicht getauftes Kind nahm sie mit ihrem zwei Jahre jüngeren Bruder Michael gemeinsam 1921 an der ersten Jugendweihe in Bergedorf teil.

Die gelernte Anlegerin arbeitete beim Bergedorf-Sander-Volksblatt. 1927 zog die Familie nach Lohbrügge, damals Sande, wo sich Anne bis zur Nazidiktatur in der Sozialdemokratischen Partei engagierte. 1943 stand sie als

Kriegswitwe mit einem halbwüchsigen und zwei kleinen Kindern allein da.

Anne Becker ließ es sich trotzdem nicht nehmen, nach der Befreiung 1945 neben ihrer beruflichen Tätigkeit, sich bei den Falken, die sie mit gründete und bei der SPD, vor allem im Frauenbereich, politisch zu engagieren. Sie gründete die Lohbrügger SPD-Frauengruppe (später AsF) und veranstaltete nicht nur Treffen, sondern organisierte Tagesfahrten und zweimal jährlich Reisen.

Seit 1974 war sie Vorsitzende der AWO-Lohbrügge. Ihre letzte große Reise betreute sie im Juni 1990. Bis zu ihrem Tod am 24. Dezember 1990 war sie Beisitzerin im SPD-Distriktsvorstand und Vorsitzende der AWO Lohbrügge. An ihrem 85. Geburtstag wurde ihr die Silberne Ehrennadel der Bezirksversammlung verliehen, auf die sie sehr stolz war.“

Text: Helmuth Sturmhoebel



Anne Becker

Anneliese-Tuchel-Weg

Farmsen-Berne, seit 2017, nach **Anneliese Tuchel**, geb. Meyer (5.4.1926 Hamburg–27.2. 2000 Hamburg), Buchhändlerin; Chefin der Evangelischen Buchhandlung Anneliese Tuchel bis Mitte 1998, vormals „Agentur des Rauhen Hauses“

Adressen der Buchhandlung „Agentur des Rauhen Hauses“ vor Annelieses Geburt: Hahntrapp 7, Große Bleichen 31, Gänsemarkt 51 (Quellen: Hamburger Adressbücher)¹⁾;

Valentinskamp 20/St. Anscharplatz (ehemals Standort der Kapelle St. Anschar, hier wurden alle Kinder konfirmiert)²⁾;

Grindelhof 103 (Wohnadresse von Eltern und Familie)³⁾;

Jungfernstieg 50 (ab 1926 Adresse Buchhandlung „Agentur des Rauhen Hauses“ und Treff des Widerstandskreises, später als „Weiße Rose Hamburg“ bezeichnet; Gedenktafel); nach dem Tod des Seniorchefs und Vaters ab 1950 Übernahme der Buchhandlung durch Tochter Anneliese Tuchel, bis 1943 leitete der Seniorchef gemeinsam mit Reinhold Meyer als Juniorchef die Buchhandlung. Seit 1960 Umbenennung in „Buchhandlung am Jungfernstieg Anneliese Tuchel“;

Hallerplatz 15 (Wohnadresse, z. B. Hamburger Adressbuch 1960, Bd. II, S. 1915);

Alsterarkaden 21 (fortgeführt nach ihrem Tod als Buchhandlung Tuchel & Kerckhoff GmbH, hervorgangen aus der Fusion mit Buchhandlung Hermann Kerckhoff, seit 1953 geführt von Gertrud Kerckhoff; Insolvenz und Auflösung 2003).

Als „Löwin“ ist die „Eiserne Lady des Buchhandels“ in die Annalen des norddeutschen Buch-

handels eingegangen. „Bücher waren ihr Leben“ und „Sie war eine Hamburger Institution und eine ziemlich unbequeme dazu“, stand in einem Nachruf der Tageszeitung *Die Welt* vom 29.2.2000⁴⁾. Verbunden ist der Name **Anneliese Tuchel** mit der „Agentur des Rauhen Hauses“, später umbenannt in „Buchhandlung am Jungfernstieg Anneliese Tuchel“, zuletzt beheimatet in den Alsterarkaden. Zusammen mit der Bücherstube Felix Jud, Colonaden 104, und der früheren Buchhandlung Conrad Kloss, Dammtorstraße 13, steht die Buchhandlung der Agentur des Rauhen Hauses unter der Leitung ihres Vaters Johannes Paul Meyer sowie ihres älteren Bruders Reinhold Meyer als Symbol entschlossener Gegnerschaft zum NS-Regime.

Der Vater, Johannes Paul Meyer (?–1950), war offenbar geborener Schwabe und stammt aus einer bäuerlichen Familie. 1904 war er aus Basel nach Hamburg gekommen⁵⁾ und übernahm die Leitung der Buchhandlung „Agentur des Rauhen Hauses“. Er erweiterte das Sortiment und formte die einstige Vertriebsstelle der Publikationen des „Rauhen Hauses“ erfolgreich um zur größten Evangelischen Buchhandlung Norddeutschlands.

Da die Dörfer Horn und Hamm, auf deren Grenze der Theologe und Gründer der Inneren Mission der Evangelischen Kirche, Johann Hinrich Wichern, 1833 das „Rauhe Haus“ gegründet hatte, noch außerhalb der Stadt Hamburg lagen, und damit Bestellungen und Waren zwischen Horn und Hamburg vermittelt werden

1) Müller, Thorsten: Die Weiße Rose von Hamburg. Aus der 125-jährigen Geschichte der Buchhandlung am Jungfernstieg. In: DIE ZEIT Nr. 37/12.9.1969; online unter LINK: zeit.de/1969/37/die-weiße-rose-von-hamburg: Am 15. September 1969 beging die Buchhandlung Anneliese Tuchel ihr 125-jähriges

Jubiläum.

2) media.offenes-archiv.de/Reinhold%20Meyer%20Biomappe.pdf, S. 5. Eine ausführliche Dokumentation des Lebensweges der Familie von Anneliese Tuchel und ihren Brüdern Reinhold und Walter Meyer bietet die Biographie des ehemals im KZ Neugamme internierten Reinhold Meyer

unter diesem LINK. Die Mappe ist Teil des „Offenen Archivs“ der KZ-Gedenkstätte Neuengamme, Jean-Dollidier-Weg 75, 21039 Hamburg. In der Mappe „Reinhold Meyer“ befinden sich auch Detailinformationen zu Familie, Wohnadresse, Kirchenzugehörigkeit, Hintergrund der Ausstellungen etc. in den Räumen der „Agen-

mussten, wurde um 1841 in Hamburg eine Bostenstelle eingerichtet – die „Agentur des Rauhen Hauses“, in der Altstadt, Hahntrapp Nr. 7. Wenig später gründete Wichern in Hamm/Horn einen Verlag und in Hamburg eine Buchhandlung. „Diese etablierte er in eben jener Bostenstelle. Damit hatte die Buchhandlung ihren Namen: ‚Agentur des Rauhen Hauses‘ (...) Die ‚Agentur‘ verbreitete zunächst Bibeln und christliche Druckschriften. Mit dem neuen Jahrhundert trat 1903 in Ernst Fischer ein Mann auf den Plan, der ihr neue Impulse gab. Der wohl entscheidende Impuls war ein zierlicher, lateinisch gebildeter Schwabe bürgerlicher Provenienz: Johannes Paul Meyer, ein Humanist und Pietist, unter dessen literatur- und kunstkundiger Leitung die kleine Sortimentsabteilung der ‚Agentur des Rauhen Hauses‘ zur größten evangelischen Buchhandlung in Norddeutschland wurde. Denn früher als andere hatte Johannes P. Meyer erkannt, daß, sowenig die Welt nur christlich war, sowenig eine christliche Buchhandlung nur mit christlichen Schriften handeln durfte.“⁶⁾ Nach Umzügen in die Große Bleichen 31 und Gänsemarkt 51, etablierte sich die Buchhandlung zwischen 1928 und 1998 in den repräsentativen Räumen am Jungfernstieg 50.

Einen Schlüssel zur Haltung (des mutigen und konsequenten Widerstands sowohl gesellschaftlich als auch politisch) der Buchhändler-Familie Meyer/Tuchel mag in ihrer weltanschaulichen Prägung zu finden sein.

Anneliese Tuchels Vater, Johannes Paul Meyer, war Mitglied der Freien Evangelisch-Lutherischen Bekenntnis-Gemeinde St. Anschar mit der Adresse Valentinskamp 20, St. Anscharplatz⁷⁾: „Sie entstand durch Privatinitiative Hamburger Bürger: Zum biblischen Christusglauben erweckt, war ihnen die offizielle Kirche der Stadt in Lehre und Leben fremd geworden. So entschlossen sie sich, auf eigene Kosten sogenannte ‚Kapellen‘ zu errichten als Stätten einer an die Heilige Schrift gebundenen Verkündigung. Eine von ihnen war die St. Anscharkapelle hinter dem Gänsemarkt in der Hamburger Innenstadt: 1860 geweiht, bildete sie über Jahrzehnte das geistliche Zentrum eines Kreises von Männern und Frauen, die nicht durch ihren Wohnort dieser Gemeinde zugeordnet waren, sondern sich ihr freiwillig angeschlossen hatten. Bindung an Schrift und Bekenntnis geben der St. Anschargemeinde bis heute ihre Farbe.“⁸⁾ Antrieb des Zusammenschlusses von Christen zu Freikirchen war die Erweckungsbewegung vor dem Hintergrund des Pietismus: „Als Erweckungsbewegungen werden Strömungen im Christentum bezeichnet, die die Bekehrung des Einzelnen und praktische christliche Lebensweise besonders betonen. Gemeinchristliche oder konfessionelle Dogmen treten hinter ein ‚ursprüngliches‘ Verständnis eines direkt aus der Bibel entnommenen Evangeliums zurück. Erweckungsbewegungen gehen davon aus, dass lebendiges Christentum mit der Antwort

tur des Rauhen Hauses“ mit Innenaufnahme aus der Zeit um 1940 sowie Originaldokumente und Familienfotos zu Anneliese Tuchel. Die Anschrift der elterlichen Wohnung ist entnommen dem Faksimile einer Postkarte, die Reinhold Meyer aus „Hamburg-Neuengamme, Heeresweg 60, Nr. 0455“ an den Vater „Johs. P.

Meyer, 24 Hamburg 13, Grindelhof 103 III“ sandte.

3) Ebd., S. 5 und S. 16.

4) Nellissen, Monika: Trauer um die Eiserne Lady des Buchhandels. Anneliese Tuchel starb im Alter von 73 Jahren – Die Bücher waren ihr Leben – Streitbar, aber auch verletzlich. In: DIE WELT v. 29.2.2000; online unter

LINK welt.de/print-welt/article504807/Trauer-um-die-Eiserne-Lady-des-Buchhandels

5) Müller, Thorsten, a. a. O.

6) Müller, Thorsten, a. a. O.

7) Die Kirchengemeinde St. Anschar hatte von Anfang an eine diakonische Ausrichtung, 1899 gründete sie als „Kolonie der Barmherzigkeit“ unweit

des Menschen auf den Ruf des Evangeliums zu Umkehr und geistiger Erneuerung beginnt.“⁹⁾

Auch Anneliese Tuchels Mutter, Luise Meyer, geb. Barklage, war freikirchlich geprägt: Sie war Tochter eines Methodistenpredigers und Mitglied der Methodistenkirche. Diese Freikirche legt das Hauptgewicht ihrer Theologie nicht auf Meinungen, Lehren und Dogmen, sondern auf Gesinnung und Lebensführung. Ihr Prinzip lautet: Gottes Gnade gilt allen Menschen. Alle drei Kinder der Familie Meyer wurden in St. Anskar konfirmiert¹⁰⁾.

Der sechs Jahre ältere Bruder Reinhold (18.7.1920–12.11.1944) besuchte das Wilhelm-Gymnasium (heute Altbau der Staatsbibliothek Hamburg an der Moorweide) bis zum Abitur. Auf Wunsch seines Vaters absolvierte er ab April 1940 eine Lehre in der väterlichen Buchhandlung, die er Ende März 1942 mit Auszeichnung abschloss. Zum Wintersemester 1942/43 begann er an der Universität Hamburg ein Germanistikstudium mit dem Ziel der Promotion. Zugleich trat er als Juniorchef in das Geschäft seines Vaters ein¹¹⁾.

In der „Agentur des Rauhen Hauses“ wurde auch moderne Kunst ausgestellt, der Kunsthandel machte einen Großteil des Umsatzes aus. Reinhold Meyer verstärkte diesen Geschäftsbereich. Er erhielt Kontakt zu zahlreichen Künstlerinnen und Künstlern¹²⁾. Ab 1939 stellte sein Vater mit „Zähigkeit und Standvermögen“, unterstützt durch namhafte Journalisten und Architekten, sogenannte entartete

Kunst aus. „Wie die Besucherbücher ersehen lassen, in die sich auch NS-Anhänger und Gegner moderner Kunst ein trugen, fanden die Ausstellungen in Hamburg und auch außerhalb starke Beachtung. Die zweite Schau im Jahre 1942 zeigte etwa den verfemten und als ‚entartet‘ geltenden Maler F. [Friedrich] K. [Karl] Gotsch [1900–1984].

Reinhold Meyer und ein Freund retteten während der Bombenangriffe im Sommer 1943 Hunderte von Aquarellen Eduard Bargheers (1901–1979), der seit 1940 in Italien lebte, aus dessen brennendem Atelier am Jungfernstieg. Sie trugen sie zunächst in den Keller der Buchhandlung und lagerten sie später nach Worpswede aus (...): „Es war ihm [dem Vater] vergönnt, in den Räumen der Agentur des Rauhen Hauses am Jungfernstieg etwas von einer echten freien Kulturgesinnung über chaotische Zeitläufte hinweg zu retten. (...) Er verlor den Sohn Reinhold im Widerstandskampf, war persönlich unaufhörlich von Bomben, geschäftlichen Widrigkeiten und Nazityrannei aufs schwerste bedroht. Doch führte er das Ausstellungsprogramm in der Agentur fort und sprach das unvergessene Wort: Solange diese einzige Ausstellungsstätte im Stadtzentrum von Bomben verschont bleibt, soll die Kunst nicht untergehen“, so erinnerte sich ein Zeitzeuge¹³⁾. „Die Buchhandlung ‚Agentur des Rauhen Hauses‘ war zu einem Refugium geworden für potentielle und engagierte Gegner der NS-Diktatur. ‚Das andere Hamburg‘ ging bei

des damaligen Dorfes Eppendorf die Ansharhöhe, in der Alte, Behinderte und Kranke wohnten. Das Gelände erwarb Emilie Jenisch (vgl. www.hamburg.de/clp/frauenbiografien-suche/clp1/?qN=Jenisch&rF=name für ihr Emilienstift und veräußerte 1885 ein Teilstück an St. Anskar weiter. Vgl. hierzu: de.wikipedia.org/wiki/

St._Anskar_(Hamburg-Eppendorf) 8) Zitat aus [LINK: stanscharhamburg.de/geschichte](http://LINK:stanscharhamburg.de/geschichte) Die als konservativ-lutherisch charakterisierte Gemeinde trennte sich 1924 von der Hamburger Landeskirche, 1971 trat sie wieder bei, gehört heute zum Kirchenkreis Hamburg-Ost der Nordkirche.

9) Zitat aus: de.wikipedia.org/wiki/Erweckungsbewegung

10) media.offenes-archiv.de/Reinhold%20Meyer%20Biomappe.pdf, a. a. O., S. 5

11) Ebd., S. 5 und S. 8.

12) Ebd., S. 8.

13) Rosenkranz, Bernhard und Gottfried Lorenz, Kapitel: „Klaus Tuchel:

ihr ein und aus, der Musiker Olaf Hudtwalker, die Maler Apelles Sobeczko und Adolf Wriggers (...) und – verhängnisvoller Weise – Maurice Sachs, der einstige Freund Jean Cocteaus und Sekretär André Gides, Sympathisant der Antinazis und Spitzel der Gestapo in einer Person!“¹⁴⁾

Der zweite Bruder von Anneliese und Reinhold, Walter Meyer, galt nach der Schlacht um Stalingrad Anfang 1943 als vermisst. Unter dem Eindruck von familiärem Verlust, angesichts der Kriegswende 1942/43 und der Bombenangriffe auf Hamburg 1943 waren die Reihen enger Freunde um Reinhold Meyer zunehmend zum Widerstand bereit. In diesem Zusammenhang spielte der Franzose Maurice Sachs eine verhängnisvolle Rolle. Er hatte sich im November 1942 von Paris aus für einen freiwilligen Einsatz als „Fremdarbeiter“ nach Hamburg verpflichtet – eventuell war er ein bereits angeworbener Gestapo-Spitzel. Nach kurzer Tätigkeit als Kranführer für die Deutsche Werft logierte er bereits in einer Pension in der Alten Rabenstraße „im teuren Stadtteil Rotherbaum und verfügte offensichtlich über bessere Kleidung und Geld“. Er soll eine der Schlüsselfiguren an Verrat und Verhaftung der Mitglieder der „Weißen Rose Hamburg“ gewesen sein: Im Keller des Kunsthändlers Friedrich Huelsmann in den Hohen Bleichen mietete er einen Raum; dorthin lud er zu Diskussionsveranstaltungen über weltanschauliche Fragen ein. Dem Franzosen gelang es, en-

geren Kontakt zur Gruppe um Reinhold Meyer zu finden. Im August 1943 nahm er an deren Diskussionen in der Buchhandlung der Agentur des Rauhen Hauses am Jungfernstieg teil¹⁵⁾.

Das weitere Schicksal berührt eine Gedenktafel an der Wand des Gründerzeithauses Jungfernstieg 50 mit der Aufschrift: Treff des Hamburger Zweiges der „Weißen Rose“: In der Buchhandlung dieses Hauses trafen sich während des zweiten Weltkrieges Gegner des NS-Regimes bei dem Junior-Chef und Studenten Reinhold Meyer. Als Widerstandskreis verbreiteten sie u. a. die Flugblätter der „Weißen Rose“ aus München. Ende 1943 verhaftete die Gestapo etwa 30 Angehörige der Gruppe. Durch unmenschliche Haftbedingungen oder Hinrichtung fanden den Tod: Frederik Geussenhainer, Elisabeth Lange, Dr. Kurt Ledien, Hans Leipelt, Dr. Katharina Leipelt, Reinhold Meyer (Bruder von Anneliese Tuchel, geb. Meyer), Margarethe Mrosek und Margaretha Rothe.

Reinhold Meyer wurde am 19. Dezember 1943 verhaftet und beschuldigt, an einem „hochverräterischen Unternehmen“ teilgenommen zu haben. Im Juni 1944 wurde er ins KZ Neuengamme verbracht; erst 24 Jahre alt, erlag er im Polizeigefängnis Fuhlsbüttel angeblich den Folgen einer Diphtherie-Erkrankung; vermutlich starb er jedoch infolge brutaler Verhörmethoden.

Zwar war dem „Rauhen Haus“ bereits 1940, gleich nach dem Beginn des Zweiten Welt-

Kirche und Homosexualität. In: Bake, Rita: Verschiedene Welten II. 109 historische und aktuelle Stationen in Hamburgs Neustadt, Landeszentrale für politische Bildung, Hamburg 2010, Kapitel „Jungfernstieg 50“, S. 221–227; hier S. 225. = *Bake 2010*

14) Müller, Thorsten, a. a. O.

15) Vgl. hierzu ausführlich den

Passus „Als Gestapo-Spitzel in Hamburg“ unter „Maurice Sachs, 1906 Paris–1945 Deutschland“, auf [LINK: de.wikipedia.org/wiki/Maurice_Sachs](https://de.wikipedia.org/wiki/Maurice_Sachs)).

krieges, die Verlagstätigkeit untersagt worden (Anordnung Nr. 133 der Reichsschrifttumskammer) – verbunden mit der Auflage, in privaten Besitz zu übergehen. Schließlich erwarb Johannes P. Meyer zum 1. Januar 1944 „seine“ Buchhandlung. „Aber der Verlust seiner beiden Söhne brach ihm die Kraft. Nur noch wenig Jahre blieben ihm, um das jüngste und nunmehr einzige seiner drei Kinder – seine Tochter Anneliese – in die Geschäfte der ‚Agentur‘ einzuarbeiten.“¹⁶⁾ Nach dem Tod ihres Vaters übernahm Anneliese Tuchel 1950 den Betrieb. Gleichzeitig hielt sie die Erinnerung an ihren Bruder und das Unrechtsgeschehen der Nazizeit wach. Sie veranstaltete weiterhin Kunstausstellungen. In der Festschrift „Bücher und Zeiten – 125 Jahre Buchhandlung am Jungfernstieg“ würdigten namhafte Autoren und Schriftstellerinnen sie als „Mittlerin der Literatur, der Wissenschaft und der Kunst“¹⁷⁾.

Jenseits dieser historischen Ereignisse gab es ein weiteres Dilemma. Anneliese Meyer war inzwischen verheiratet mit dem evangelischen Theologen Klaus Tuchel (1927–1971), der wegen seiner Homosexualität 1958 aus der Evangelischen Kirche entlassen wurde. Es war ein Kirchenausschluss- und Amtsenthebungsverfahren unter „Verzicht auf die Rechte des geistlichen Standes“. Klaus Tuchel verließ Hamburg, arbeitete als Lektor bei einem Verlag und später als Professor für Philosophie in London; 1971, mit 44 Jahren, beging er Suizid, dessen Motive offiziell nie geklärt worden

sind¹⁸⁾. „Unmittelbar betroffen vom Schicksal dieses Mannes war vor allem auch seine Ehefrau, die Inhaberin der ehemaligen evangelischen Buchhandlung am Jungfernstieg. (...) Das Wegsehen in der Öffentlichkeit von kirchlichen Bekannten, ja das Ausradieren aus dem kirchlichen Gedächtnis ist Anneliese Tuchel als schlimmste Verletzung in Erinnerung geblieben.“¹⁹⁾

Bis zuletzt hatten ihre Freunde, darunter der Kreis der Hamburger Buchhändler, Anneliese Tuchel finanziell unterstützt, weil sie, die polarisierte und für ihren unbeugsamen Willen berühmt und berüchtigt war, zwar „ihre Durchsetzungskraft für ihre Profession eingesetzt hatte, weniger aber für sich selbst“²⁰⁾. Mitte 1998 hatte sie sich aus dem Geschäft in den Alsterarkaden zurückgezogen. „Sie war auch verletzlich“, sagte der damalige Hauptpastor Helge Adolphsen auf ihrer Trauerfeier im Hamburger Michel am 10. März 2000. Und er fuhr fort: „Es war sehr viel Angst in ihr gewesen, das Geschehene ist nie zu Vergangenheit geworden.“ In dem würdigenden Nachruf der Tageszeitung *Die Welt* hieß es weiter: „Eine Tragik, die vielleicht auch ihr privates Leben überschattet hatte: Ihr Mann, ein Theologe, trennte sich von ihr, mit ihrem Sohn hatte sie seit vielen Jahren keinen Kontakt mehr. Die Bücher waren ohnehin ihr Leben. (...) Neben der Theologie aber lagen ihr Schriftsteller am Herzen, deren Werk religiös geprägt war. So war sie es, die Albrecht Goes²¹⁾ nachdrücklich

16) Müller, Thorsten, a. a. O.

17) *Bücher und Zeiten: 125 Jahre Buchhandlung am Jungfernstieg*. Hamburg 1969. Zum 150. Firmen-Jubiläum und 50. Todestag von Reinhold Meyer erschien der Gedenkband: „Der braucht keine Blumen: in Erinnerung an Reinhold Meyer. Hamburg 1994.

18) = *Bake 2010*, hier S. 297: „Erst die gesellschaftliche Entwicklung seit Beginn der 70er Jahre schlug sich auch in der Kirche nieder: Im März 1996 bekannte sich die Nordelbische Synode zur Schuld der Kirche an der Verfolgung Homosexueller. Die ehemalige Präsidentin der Synode der Nordelbischen Kirche und Ham-

burger Senatsdirektorin Elisabeth Lingner (geb. 1939) setzte sich später vehement für die Einführung der gleichgeschlechtlichen Lebenspartnerschaft durch den Staat ein.“

19) Rosenkranz, Bernhard und Gottfried Lorenz: *Hamburg auf anderen Wegen. Die Geschichte des schwulen Lebens in der Hansestadt*. 2. Auflage,

gefördert hatte. Auch Siegfried Lenz und Marcel Reich-Ranicki gehörten zu ihren Freunden. Streitbare im Geist und mit der Feder. Das hatte Anneliese Tuchel gefallen.“²²⁾

Im Alter von 73 Jahren starb sie nach langer Krankheit in einem Hamburger Pflege-

heim. Anneliese Tuchel wurde auf dem Ohlsdorfer Friedhof beigesetzt.

Text: Dr. Cornelia Göksu

Hamburg 2006, Kapitel „Kirche und Homosexualität: Der Fall Tuchel, S. 74–75.

20) Nellissen, Monika, a. a. O.

21) Albrecht Goes, protestantischer Theologe, Schriftsteller; engagierte sich u. a. zusammen mit Gustav Heilmann nach dem Zweiten Weltkrieg gegen die Wiederaufrüstung; regel-

mäßiger Sprecher der ARD-Sendung „Das Wort zum Sonntag“, vgl. hierzu LINK: de.wikipedia/wiki/Albrecht_Goes

22) Nellissen, Monika, a. a. O.

Annemarie-Dose-Park

Rotherbaum (2019), nach Annemarie D. (29.8.1928 Sörnewitz/Coswig, Lkr. Meißen – 28.4.2016 Hamburg), Philanthropin; 1994 Gründerin, später Ehrenvorsitzende der Hamburger Tafel, 2002 Gründerin der „Annemarie-Dose-Stiftung für die Hamburger Tafel“; seit 2009 Trägerin des Bundesverdienstkreuzes Erster Klasse

Annemarie (Ami) Dose, die Gründerin und Ehrenvorsitzende der Hamburger Tafel sowie Trägerin des Bundesverdienstkreuzes Erster Klasse, „ist am 28. April 2016 im Alter von 87 Jahren verstorben. Sie war und ist das Herz, die Seele und das Gesicht der Hamburger Tafel. Mit ihrem Charme, ihrer Herzlichkeit und ihrer Hartnäckigkeit hat sie die Hamburger Tafel aufgebaut und geprägt. Sie hat sich um die Stadt und ihre Bedürftigen verdient gemacht. Wir werden sie nicht vergessen und ihr ein ehrendes Andenken bewahren. Wir trauern mit ihrer Familie.“¹ Prägnant und anschaulich fiel dieser Nachruf auf der Website der Annemarie-Dose-Stiftung aus und birgt die Weite eines erstaunlichen Engagements: „Annemarie Dose wurde in einem Dorf in der Nähe von Meißen geboren und wuchs bei ihren Großeltern auf. Als Kind lernte sie schon früh, Einfühlungsvermögen für andere Menschen zu entwickeln: ‚Oma sagte, wenn ein Obdachloser um Essen bittet, muss er dafür Holz hacken, denn auch Obdachlose haben ein Ehrgefühl – und wenn sie für ihr Essen arbeiten, bewahren sie ihre Würde!‘“

Seit 1952 lebte „Ami“ in Hamburg und war zunächst Hausfrau und Mutter. Als 1993 ihr Mann Herbert starb, verfiel sie in eine Trauerphase. „Mit Bridge, Golfen und Kaffeekränzchen konnte ich nichts anfangen!“, erinnerte sie sich. Also nahm sie einen Korb und holte nicht verkaufte Brot vom Bäcker, um es an Bedürftige zu verteilen. Ihre Kinder hatten zunächst Angst, die Mutter würde sich durch ihr Verhalten blamieren, auch die Bäcker bangten um ihre Kunden. Doch schnell wurde aus dem Brotkorb eine große Organisation mit vielen ehrenamtlichen Helfer_innen und noch mehr dankbaren Menschen. Der Spendenumfang nahm so zu, dass Kühlfahrzeuge den Transport übernahmen und ein Depot eingerichtet wurde.

„Dies war der Zeitpunkt, als Annemarie Dose im November 1994 die ‚Hamburger Tafel‘ gründete. Sie benötigte einfach das Gefühl, gebraucht zu werden: ‚Ich wollte mich selbst retten!‘ So hat sie ihrem Leben mit der Tafel wieder einen Sinn gegeben. 2002 wurde die Annemarie-Dose-Stiftung für die Hamburger Tafel gegründet, sie dient seitdem als finanzielle Absicherung für die Hamburger Tafel.“² Gar nicht gern ließ sich Ami Dose als Chefin betiteln, denn die Hamburger Tafel hat ausschließlich ehrenamtliche Helfer und Mitarbeiterinnen, die aus allen Sozialgruppen stammen. „Man muss nicht, sondern man darf arbeiten!“ Am 7. November 2012 fand Ami’s Abschiedsparty im Maritimen Museum mit 400 Gästen statt. Hier übergab sie nach 18 Jahren den Vorsitz an Achim Müller.“ Sie blieb

1 hamburger-tafel.de/wir-trauern-um-annemarie-dose

2 Auszüge zitiert aus hamburger-tafel.de/die-gründerin

weiterhin Ehrenvorsitzende der Hamburger Tafel und stand auch in Engpässen zur Verfügung, solange ihr dies gesundheitlich möglich war.

Annemarie Dose – eine Frau, die den Grundstein für eine großartige Organisation gelegt hat!

„Mit 66 Jahren hatte sie noch einmal durchgestartet. Niemand konnte sich ihrem Charme und ihrem ‚Brennen‘ für die Hilfe der Bedürftigen entziehen. Dies gilt sowohl für die Spender von Lebensmitteln und Geld, als auch für die Ehrenamtlichen, die bereit waren, ihre Zeit in den Dienst der guten Sache zu stellen. (...) Die Hamburger Tafel war die dritte Tafel in Deutschland. Ihre Erfahrungen hat Ami allen Interessierten zur Verfügung gestellt und vielen Neugründungen mit Rat und Tat zur Seite gestanden. Heute gibt es in Deutschland mehr als 900 Tafeln. Die von Ami gewählte Organisationsform hat sich über mehr als 20 Jahre bewährt. Die Hamburger Tafel hat keine Ausgabestellen, sondern arbeitet mit Kooperationspartnern zusammen, die das Verteilen der Esswaren eigenverantwortlich organisieren. Mittlerweile werden in Hamburg mehr als 20000 Bedürftige durch die Lebensmittel- und Sachspenden der Hamburger Tafel versorgt. Rund 120 Ehrenamtliche mit zehn Kühlfahrzeugen sammeln wöchentlich ca. 35 Tonnen Lebensmittel ein und verteilen diese (Stand 2016).³

Große Weitsicht, Organisationstalent, unternehmerisches Handeln und hohe Empathie für Bedürftige zeichneten Ami Dose aus. Außer-

dem war sie eine „Menschenfängerin“. Da-zu zeichnete Brigit Müller, Redakteurin des Hamburger Obdachlosen-Magazins Hinz&Kunzt, in ihrem sehr persönlichen Nachruf vom Juni 2016 ein anschauliches Bild: „Es fällt mir schwer zu glauben, dass es sie nicht mehr gibt: Annemarie Dose. Sie war die Gründerin der Hamburger Tafel und vor allem: ein toller, ungewöhnlicher Mensch. Ami, wie wir sie genannt haben, ist am 28. April im Alter von 87 Jahren an den Folgen ihrer Krebserkrankung gestorben. Wie sie es sich gewünscht hat, ist sie zu Hause gestorben, in ihrem Drei-Generationenhaus, in dem sie mit der Familie ihrer Tochter gelebt hat.

1994 habe ich sie kennengelernt. Sie war damals 66 Jahre alt, aber sie kam mir ungewöhnlich lebendig, energisch und innerlich jung vor. Ich werde allerdings auch nie den Eindruck vergessen, den wir hatten, als sie zum ersten Mal durch unsere Tür kam. Uns allen blieb der Mund offen stehen. Da stand sie, eine Frau im Kostüm und mit schwerem Goldschmuck. Nicht gerade der Anblick, den wir bei Hinz&Kunzt gewohnt sind. Und diese Frau aus ganz deutlich gutem Hause hatte null Berührungängste – und eine Menge vor. Ein paar Tage vorher hatte es einen Bericht im Fernsehen über die Berliner Tafel gegeben. ‚Ich würde gerne so eine Tafel gründen, ich weiß aber nicht, wie man das macht‘, sagte sie. Wie elektrisiert war sie! Anfangs war es nur ein kleiner Kreis um Ami, aber mit den Jahren wurden es immer mehr. Anfangs waren es nur Lebensmittel, die sie und ihr Team

³ de.wikipedia.org/wiki/Annemarie_Dose

abholten. Heute ist es alles: von Kaffee bis Matratzen, Joghurt bis Gemüse, Schlafsäcken bis Betten.

Begegnungen mit Ami waren immer so eine Art Feuerwerk. Man war bei ihr immer gleich mittendrin. Ein Beispiel: ‚Klopapier‘, begann Ami ein Gespräch, als ich sie mal in ihrem Lager besuchte, ‚ist ganz schwer zu kriegen.‘ Klopapier? Was? Wo die Frau und ihr 120-köpfiges Team von Ehrenamtlichen doch tonnenweise ‚alles außer Drogen und Waffen‘ einsammelt und verteilt – und dann redete sie über Klopapier. ‚Ja, du lachst!‘, sagte sie gespielt empört. Aber natürlich: Die Hamburger Tafel bekommt eher Joghurt, Gemüse und Fertiggerichte als Klopapier, das kein Verfallsdatum kennt. Aber Ami wäre nicht Ami gewesen, wenn sie für solche Notfälle keine Lösung gefunden hätte. (...) Ganz offen räumte sie immer ein, dass sie unter einem Hamster-syndrom leide. Bei ihr wurde nichts so schnell weggeworfen. Dazu muss man wissen: Hinz & Kunzt wird regelmäßig von der Hamburger Tafel beliefert. In den Anfangsjahren, als wir intern noch nicht so viel über Nachhaltigkeit diskutiert haben, waren wir regelrecht beleidigt, weil bei manchen Waren das Haltbarkeitsdatum abgelaufen war. ‚Bei Trockenware halten die Lebensmittel mindestens noch ein Jahr länger‘, sagte Ami. Das sei wohl typisch für ihre Generation, sagte sie.

Ami stammte aus einem wohlhabenden, behüteten Elternhaus in Sachsen. Dann kam der Krieg. 1948 schlug sie sich nach Hamburg durch, landete auf einem Bauernhof als Magd.

Einer Kollegin von mir, Stephanie Lambrecht von der Morgenpost, erzählte sie in einem Interview, dass sie deshalb auch so ein Mitgefühl mit den Flüchtlingen habe. In Hamburg hat sie nämlich selbst ‚in einem ausgebombten Keller an der Eiffestraße gewohnt. Ich weiß wie es ist, keinen Namen zu haben.‘ Das war auch der Grund, warum sie mit ihren 87 Jahren einfach nicht ganz aufhören konnte, sich für die Hamburger Tafel und vor allem für Menschen zu engagieren.“⁴

Ella Annemarie Dose, geb. Lehnigk, wurde auf der Nordsee beigesetzt.⁵

Text: Dr. Cornelia Göksu



Annemarie Dose

4 hinzundkunzt.de/nachruf-annemarie-dose/ von Birgit Müller, 28.4.2016, abgedruckt in der Print-Ausgabe April 2016 (alle abgerufen am 8.12.2016 CG)

5 Freundliche Information von Frau

Manuela Benchalb, Beratungszentrum Ohlsdorf, E-Mail v. 7.9.2017 an CG.

Abb.: © Hamburger Tafel

Anni-Ahlers-Weg

Anni-Ahlers-Weg, St. Pauli, seit 2021: Anny Ahlers (21.12.1902-14.3.1933 London), Tänzerin, Schauspielerin, Operettensängerin an der Hamburger Volksoper im Stadtteil St. Pauli

Anni Ahlers war Ende der 1920er-Jahre neben der Ungarin Gitta Alpar die gefeierte Operettendiva Berlins. Sie wurde in Hamburg geboren und wohnte mit ihrer Mutter Auguste, geb. Leeberg, ihrer zwei Jahre älteren Schwester Mia und ihrem Stiefvater, dem Maurermeister Cäsar Buschitzky, in der Annenstraße in St. Pauli. Ihr leiblicher Vater war Zirkusstallmeister. Er machte seine Tochter im Alter von vier Jahren mit dem Bühnenmilieu vertraut. 1920 wurde sie als Tänzerin an die Hamburger Volksoper auf der Reeperbahn engagiert, an der sie bis zum Sommer 1924 blieb. Damit begann ihr Aufstieg von der Tänzerin zur Chorsängerin und schließlich zur Solosängerin. Im Juni 1923 bekam Anni Ahlers ihre erste Solo-Rolle. Sie spielte die Rote Liesy in der Operette „Der fidele Bauer“.

Zu Beginn der neuen Spielzeit, im September 1924, ging Anni Ahlers nach Itzehoe, wo sie bis April 1925 am Stadttheater als Sängerin und Tänzerin engagiert war. Als die Spielzeit im Herbst wieder begann, wechselte sie ans Stadttheater nach Dortmund. Hier blieb sie wiederum nur für eine Spielzeit und ging dann im August 1926 nach Breslau. Dort hatte sie ihren ersten größeren Erfolg in der Operette „Lady Hamilton“. Die folgenden zwei Jahre blieb Anni Ahlers in Breslau.



Anni Ahlers 1932, Quelle: Agence de presse Mondial Photo-Presse, gemeinfrei, via Wikimedia Commons

1929 kam sie nach Berlin, wo sie schnell zu einem der Stars der Operetten- und Revuebühnen avancierte. Ihre erste größere Rolle war die der Barbarina in der Operette „Casanova“, eine reine Tanzrolle. Doch bereits im Jahr darauf erhielt sie ihre erste große Tanz- und Gesangsrolle, verkörperte die Victoria in „Victoria und ihr Husar“. Diese Operette schlug bei den Leipziger Operettenfestspielen im Juli 1930 sensationell ein und wurde danach mit viel Erfolg im Berliner Metropoltheater gespielt.

Jetzt meldete sich auch der Film. Im Jahre 1931 spielte Anni Ahlers in vier Streifen, der „Marquise von Pompadour“, dem „Wahren

Jacob“, der „Faschingsfee“ und der „Liebes-filiale“. 1932 wirkte sie in dem musikalischen Lustspiel „Die verliebte Firma“ mit.

Im selben Jahr verließ Anni Ahlers Deutschland und ging ans His Majesty's Theatre in London, wo sie in der Rolle der Dubarry in der gleichnamigen Operette Triumphe feierte. Doch diese Rolle wurde ihr möglicherweise auch zum Verhängnis. So jedenfalls sahen es manche Freunde und Kollegen, als Anni Ahlers infolge eines Sturzes aus dem Fenster starb. Sie meinten, Anni Ahlers habe, mondsüchtig veranlagt und überarbeitet, die Wirklichkeit mit ihrer Rolle verwechselt. Als Madame Dubarry musste Anni Ahlers durch ein Fenster über einen Balkon der Dekoration kriechen. Die Jury, die in England ungeklärte Todesfälle untersucht, kam zu dem Ergebnis,

dass es sich um einen Suizid gehandelt habe. Im Wikipedia-Eintrag zu ihr heißt es: „Anny Ahlers litt an Tuberkulose, die sich durch das feucht-kalte Londoner Wetter noch verschlimmerte. Da sie dennoch die Bühne betreten wollte, griff Anny Ahlers, um die Schmerzen zu betäuben, zu Morphin, von dem sie schließlich abhängig wurde.“ (Wikipedia, unter: https://de.wikipedia.org/wiki/Anny_Ahlers, abgerufen 26.8.2021)

Die Einäscherung von Annie Ahlers fand in London unter großer Beteiligung der Theaterwelt und im Beisein von Mutter und Schwester statt, die die Urne nach Hamburg überführten.

Ihr Grabstein steht im Garten der Frauen auf dem Ohlsdorfer Friedhof.

Text: Maren Brodersen/Brita Reimers

Anni-Glissmann-Weg

*Groß Borstel, seit 2017: nach dem Künstler-ehepaar **Anni Glissmann** (29.8.1900 Breslau–5.9.1959 Villingen/Schwarzwald), Graphikerin und Kunstgewerberin, und **Hans Glissmann** (1894–1956), Bildhauer; das Paar erhielt 1938 Berufsverbot und emigrierte über Umwege 1940 nach London, Verfolgte des Nationalsozialismus*

Anni, auch Anja genannt, war die Tochter von Jenny, geb. Introsinsky, und des Großkaufmanns Eugen Israel, genannt Jacoby. Die Kunsthistorikerin Maike Bruhns schreibt über sie: „Nach Besuch des Privatlyceums Joachimsthal in Breslau, an dem sie die Schillerprämie erhielt, begann sie ihre Ausbildung an der KG-Schule Breslau unter Prof. Zschan und Prof. Härtel in ornamentaler Kunst, Töpferei und Porzellan. An der Akademie Breslau belegte sie Aktzeichnen bei Prof. Utinger und Kunstgeschichte bei Wilhelm Pinder.“¹⁾

1920 kam sie nach Hamburg, wo sie an der Kunstschule weiter studierte. In Hamburg heiratete sie den Bildhauer Hans Glissmann und nahm mit ihm 1924 eine Wohnung im Brödermannsweg 47 in Hamburg Groß Borstel.

Anni Glissmann „führte gestalterische Arbeiten an Bauten aus, vorrangig keramischer Art. Sie fertigte Keramiklampen, Fliesen und Kacheln für Eßräume und Kinderzimmer. Daneben schuf sie für Privatkunden Service-Entwürfe für Eß-, Tee oder Kaffeegeschirre. (...) Sie war in der Werbung tätig, entwarf Plakate, Inserate (...). Nebenbei erteilte sie Einzel- oder Gruppenunterricht in Porzellanmalerei.“²⁾

Anni Glissmann soll – so Maike Bruhns – zufriedenstellend verdient haben. „Als ihr die künstlerische Arbeit durch die Nürnberger Gesetze unmöglich gemacht wurde, verdingte sie sich im Modegeschäft Robinsohn am Neuen Wall, zunächst als Inseratenzeichnerin, später als Saumnäherin zu niedrigstem Lohn.“³⁾

Die erlittene Verfolgung in der NS-Zeit führte bei Anni Glissmann zu „Depressionen, Zwangsvorstellungen, Herzbeschwerden und anhaltender nervlicher Labilität“.⁴⁾ Maike Bruhns schreibt: „Zwei Zimmer der Wohnung musste sie aus Einsparungsgründen dem NS-Verwalter Qualte überlassen, ein Zimmer blieb ihr für Arbeiten, Werkzeuge etc. Eigentlich hatte sie ihrem Mann, der in der Tschechoslowakei als Soldat diente, die Häuslichkeit erhalten wollen, als im Novemberpogrom all ihre Fotos, Zeichnungen und Entwürfe im Modehaus Robinsohn vernichtet wurden. Auf der Straße bekam sie einen Nervenzusammenbruch, schrie und tobte, wurde deswegen von Krankenträgern, SS-Männern, mißhandelt und mit der Einlieferung in ein Irrenhaus bedroht. Eine Abteilungsleiterin von Robinsohn und ein Polizeiarzt standen ihr bei, ließen sie ins Eppendorfer Krankenhaus bringen, von wo sie die Ärzte nach drei Tagen als normal nach Hause entließen. Um ihren Mann nicht zu behindern, bot sie die Scheidung an. Hans Glissmann bemühte sich statt dessen um Ausreisepapiere.“⁵⁾

Nachdem Anni Glissmann im November 1938 gekündigt worden war, emigrierte sie im März des folgenden Jahres nach England. „Doch auch hier gab es keine Chance für die

1) Maike Bruhns: Kunst in der Krise. Bd. 2.: Künstlerlexikon Hamburg 1933–1945. Hamburg 2001, S. 153.

2) Maike Bruhns, a.a.O., S. 154

3) Maike Bruhns, a.a.O., S. 153

4) Maike Bruhns, a.a.O., S. 154

5) Ebenda.

Weiterführung ihrer künstlerischen Arbeit, so daß sie nur untergeordnete, gering bezahlte Stellen annehmen konnte.“⁶⁾

Mit ihrem Ehemann, der ihr nach England gefolgt war, übernahm sie 1948 noch eine Arbeit in ihrem Fach beim Londoner Kaufhaus Harrod's. „Dann folgten wieder subalterne Tätigkeiten als Federarbeiterin, als Glasmalerin und ab Juli 1954 als Lampenschirmnäherin in Heimarbeit.“⁷⁾

Anni Glissmann musste für ihren und den ihres Mannes Unterhalt sorgen, denn Hans Glissmann war an Krebs erkrankt und verstarb 1956. „Von einem Suizidversuch nach seinem Tod erholte sie sich kaum. Überschuldung und Rückzahlungsverpflichtungen gegen dritte zehrten die Leistungen der Wiedergutmachung auf. Ab 1955 konnte sie nicht mehr arbeiten, war 1959 erneut suizidgefährdet und körperlich geschwächt.“⁸⁾

Werke von ihr sind z. B. im Museum für Kunst und Gewerbe.

Text: Dr. Rita Bake

6)–8) Ebenda.

Annie-Kienast-Straße

*Langenhorn, seit 2015, benannt **Annie Kienast** (15.9.1897 Hamburg–3.9.1984 Hamburg), Verkäuferin, später Abteilungsleiterin, ab 1918 Mitglied der SPD und einer Gewerkschaft, 1934 aus politischen Gründen bei der PRO entlassen, 1946–1949 Mitglied der Hamburgischen Bürgerschaft (SPD); Verfolgte des Nationalsozialismus*

Vorher hieß die Straße Konjetznystraße, benannt 1961, Chef der Chirurgie des UKE, NS-belastet. Deshalb wurde die Straße umbenannt nach Annie Kienast.

Annie Kienast, bestattet auf dem Ohlsdorfer Friedhof Garten der Frauen P 27, wuchs mit fünf Geschwistern im Arbeitermilieu auf – der Vater war Kesselschmied, die Mutter ein ehemaliges Dienstmädchen, beide SPD-Mitglieder. Annie Kienasts Bildungslaufbahn entsprach dem eines Mädchen aus der Arbeiterschicht: Volksschule, danach Lehre als Textil-Verkäuferin.

Geprägt durch ihre Eltern wurde auch Annie Kienast Mitglied der SPD und der Gewerkschaft. Da war sie 21 Jahre alt. Ihr Hauptinteresse galt der Gewerkschaftsarbeit. Ihr widmete sie ihre ganze Aufmerksamkeit und Kraft – und blieb unverheiratet. Aktiv war sie im Zentralverband der Handlungsgehilfen (ZdH) bzw. dessen Nachfolgeorganisation, dem Zentralverband der Angestellten (ZdA).

1918 war Annie Kienast eine der Organisatorinnen des ersten Streiks der Hamburger Warenhausangestellten. Darüber erzählte sie: „Es war einige Tage nach dem 9. November 1918. In Schlagzeilen zeigte das Flugblatt eine öffentliche

Versammlung für die Waren- und Kaufhausangestellten an:

Wir fordern bessere Gehälter und Arbeitsbedingungen!

Wir fordern gleiche Bezahlung für Frauen und Männer!

Wir fordern 7-Uhr Ladenschluß am Sonnabend!

Referent: Kollege John Ehrenteit

Die Versammlung fand im großen Saal des Gewerkschaftshauses in Hamburg statt. Tausende von Einzelhandelsangestellten sind damals diesem Ruf gefolgt. Natürlich, ich war auch dabei (...) Eine Tarifkommission wurde gewählt. Die Versammlung zog sich bis nach Mitternacht hin, vor Begeisterung hatte ich es nicht gemerkt (...).

Es ging ans Werk. Der Tarifvertragsentwurf wurde ausgearbeitet und beraten. Wir zogen in die Verhandlung mit den Arbeitgebern; aber kein Baum fällt auf den ersten Hieb. Darum wurde verhandelt, vertagt und berichtet. Kurzfristig wurde die Kollegenschaft abermals zur Versammlung eingeladen; einmütig wie in der ersten stand sie zur Sache! Die Arbeitgeber erklärten, wenn unsere Forderungen Wirklichkeit würden, müßten sie ihre Geschäfte schließen. Im Februar 1919 wurden die Verhandlungen abgebrochen. Als letztes gewerkschaftliches Kampfmittel wurde der Streik beschlossen und angewandt, er dauerte sechs Tage.

Die Einmütigkeit und Entschlossenheit führten zum Erfolg: bessere Gehälter und Arbeitsbedingungen, gleiche Bezahlung für Frauen und Männer, 7-Uhr-Ladenschluß am Sonnabend. Das war mein erstes gewerkschaftliches Erlebnis (...).“¹⁾

1) Anni Kienast: Wie ich Gewerkschafterin wurde. In: Frauenstimme der DAG, Nr. 9, September 1955.

Die Quittung für ihr Engagement war: Annie Kienast wurde entlassen, konnte aber gleich darauf bei der ZdA-Hamburg anfangen zu arbeiten, wo sie von 1919 bis 1921 tätig war. Zwischen 1921 und 1933 arbeitete sie dann als Warenhausverkäuferin im Konsum-, Bau- und Sparverein „Produktion“ und war gleichzeitig Mitglied des Gesamtbetriebsrates der „Produktion“ und damit eine der wenigen Frauen, die in einem Hamburger Betriebsrat saßen. Als Gewerkschafterin kümmerte sie sich sehr um die Probleme der erwerbstätigen Frauen.

Als die Nationalsozialisten die Macht übernahmen, „verlor [ich] 1933 meine Stellung und war dann bis 1935 arbeitslos. Dann bekam ich eine Anstellung bei der Defaka. 1943 mußte ich zum Chef kommen. Der Chef hat gesagt: ‚Frau Kienast, zum zweiten Mal wird mir mitgeteilt, sie halten in der Kantine kommunistische Reden!‘ Ich sag: ‚Nein‘ und daß das eine Verleumdung ist. Aber das war außerordentlich gefährlich! Ein Jahr später mußte ich wieder zum Chef. Da war die Vertreterin von der NS-Frauenschaft gestorben, und da sagt der Chef zu mir: ‚Wir möchten gerne, daß Sie die Stellung von Valeska übernehmen.‘ Das müßt Ihr Euch mal vorstellen, wie schwer das ist, sich da rauszuwinden! Da hab ich gesagt: ‚Das tut mir furchtbar leid, das kann ich nicht. Ich muß meine armen, alten Eltern betreuen. Ich muß abends immer sofort nach Hause.‘ ‚Nein, das brauchen sie nicht, wir stellen ihnen ’ne Frau, die immer bei ihren Eltern ist.‘ Und da sage ich: ‚Nein, das tut mir furchtbar leid, aber das würden meine Eltern nicht durchhalten.‘ Und da bin ich so davon gekommen.“²⁾

Gleich nach dem Zweiten Weltkrieg wurde Annie Kienast im Oktober 1946 in die Hamburgische Bürgerschaft gewählt, der sie bis Oktober 1949 angehörte. In der Nachkriegszeit war sie Mitbegründerin der DAG und gehörte bis 1957 dem Hauptvorstand an.

Text: Dr. Rita Bake



Annie Kienast

2) Frauen im Faschismus. Frauen im Widerstand, Hamburger Sozialdemokratinnen berichten. Hrsg. von der AsF Hamburg o.J.; Vgl.: Anni Kienast: Die Frau und die Gewerkschaft. In: Gewerkschaftliche Frauenzeitung vom 19.7.1921.

Abb.: © Hagemann Karen, Kolossa, Jan: Gleiche Rechte – Gleiche Pflichten. Hamburg 1990.

Antonia-Kozlova-Straße

Ottensen (2022), nach Antonia Kozlova (1921-1943), Opfer des NS-Regimes, russische Zwangsarbeiterin der Norddeutsche Leichtmetall- und Kolbenwerke Noleiko.

Für [Antonia Kozlova](#) und weitere Zwangsarbeiterinnen des Altonaer Werk „Noleiko“ liegen Stolpersteine in der Friedensallee 128: In der Datenbank www.stolpersteine-hamburg.de unter dem Eintrag „Antonia Kozlova“ werden aufgeführt:

„Anna Arapova, geb. am 22.10.1916

[Antonia Kozlova](#), geb. am 10.11.1921

Sofija Minaeva, geb. am 23.11.1920

Marija Perminova, geb. am 9.12.1919

Taissija Smirnova, geb. am 25.1.1923

Russinnen, ab 14.9.1942 Zwangsarbeit bei Noleiko, wegen Arbeitsniederlegung hinge richtet am 15.11.1943 am Winsberg bei Eidelstedt. Galina Tkachenko, geb. am 25.11.1921, ab 14.9.1942 Zwangsarbeit bei Noleiko, erschossen im Februar 1943.“

Die Historikerin Birgit Gewehr hat zu [Antonia Kozlova](#) geforscht und folgende Biografie über sie verfasst, die auf der Website www.stolpersteine-hamburg.de nachzulesen ist. Hier sind auch die Viten der weiteren hingerichteten Frauen veröffentlicht.

Birgit Gewehr schreibt: Am 11. November 1943 kam es bei den Norddeutschen Leichtmetall- und Kolbenwerken in der Friedensallee 128 in Altona-Ottensen zu einem Streik russischer Zwangsarbeiterinnen. Die Firma „Noleiko“ oder „Noleico“ (heute Gewerbehof

„Kolbenhof“) hatte 1942/43 ca. 1000 Beschäftigte, etwa 430 von ihnen waren ausländische Arbeitskräfte. Hergestellt wurden Flugzeugteile für die Luftwaffe. Große Teile der Metallindustrie produzierten im Krieg fast ausschließlich für die Rüstung. Abgesehen von den Großwerften im Hafen waren Altona-Ottensen und Altona-Bahrenfeld die Hamburger Stadtteile mit der größten Konzentration von Rüstungsbetrieben.

Im Verlauf des Zweiten Weltkriegs waren in Deutschland aufgrund der Einberufungen zur Wehrmacht Arbeitskräfte knapp geworden. Das nationalsozialistische Regime beschloss den massenhaften Einsatz ausländischer Zivil- und Zwangsarbeiter aus West- und Osteuropa, Kriegsgefangener und von KZ- Häftlingen. Allein in Hamburg wurden zwischen 1939 und 1945 fast eine halbe Million Frauen und Männer in allen Zweigen der Wirtschaft zur Zwangsarbeit verpflichtet. Die meisten von ihnen wurden verschleppt, sie stammten aus den besetzten Gebieten der Sowjetunion und Polens. Im Stadtgebiet existierten rund 1500 Lager, in denen die ausländischen Arbeiterinnen und Arbeiter unter zum Teil menschenunwürdigen Bedingungen leben mussten. Das Amt für kriegswichtigen Einsatz in der Hamburger Bauverwaltung sorgte für den Bau von Barackenlagern und wies kriegswichtigen Firmen „zivile ausländische Arbeitskräfte“ und Kriegsgefangene zu. Die hanseatischen Wirtschaftsunternehmen arbeiteten reibungslos mit der nationalsozialistischen Bürokratie zusammen.

Die Überwachung der Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen übernahm das soge-

nannte Ausländerreferat bei der Gestapo unter Leitung von Kriminalkommissar Albert Schweim. Die Firma Noleiko hatte zur Unterbringung osteuropäischer Arbeitskräfte ein eigenes Barackenlager an der Brahmstraße (heute Griegstraße) errichten lassen, das von dem Architekten Konstanty Gutschow im Amt für kriegswichtigen Einsatz geplant worden war. Die Unterbringung, Bekleidung und Verpflegung im Lager oblag der Deutschen Arbeitsfont. Das Essen aus den Werksküchen oder großen Fernverpflegungsküchen war in der Regel unzureichend und qualitativ schlecht; die Menschen litten unter Hunger und Unterernährung. Bei der Firma Noleiko waren eine größere Gruppe weiblicher Kriegsgefangener und einige zivile Zwangsarbeiterinnen beschäftigt; zwischen September 1942 und Juni 1943 wurden dem Werk insgesamt 73 russische Frauen und Mädchen zugewiesen, die Jüngste kam im Alter von sechzehn Jahren in die Fabrik. Die Kriegsgefangenen unter ihnen lebten unter noch schlechteren Bedingungen als die zivilen „Ostarbeiterinnen“. Sie erhielten zum Beispiel keine Ausgangserlaubnis, sondern wurden in einem von einem Wachmann begleiteten Trupp vom Lager zum Arbeitsplatz geführt.

Am 11. November 1943 weigerte sich eine Schicht russischer Zwangsarbeiterinnen, die Arbeit wieder aufzunehmen, da ihnen verdorbenes Essen vorgesetzt worden war. Nach Erinnerung des Gestapo-Abteilungsleiters Schweim war das Werk für schlechte Verpflegung bekannt. Die Gestapo holte die Frauen ab, verhörte sie und befand fünf Russinnen der „Rädelsführerschaft“ für schuldig. Der Höhere SS- und Polizeiführer Graf Henning

von Bassewitz-Behr befahl ohne Verfahren die Exekution der fünf kriegsgefangenen Soldatinnen. Am 15. November 1943 wurden sie am Winsberg bei Eidelstedt nördlich von Altona durch Genickschuss hingerichtet. Die anderen russischen Zwangsarbeiterinnen aus dem Werk mussten zuschauen. Die Namen der ermordeten Frauen aus der Sowjet-Union lauten:

Anna Arapova, geboren am 22. Oktober 1916 in Swerdlowsk (heute Ukraine), Sofija Minaeva, geboren am 23. November 1920 in Moskau, Marija Perminova, geboren am 9. Dezember 1919 in Urdalin, Taissija Smirnova, geboren am 25. Januar 1923 in Kalinin (heute Twer in Russland) und [Antonia Kozlova](#), geboren am 10. November 1921 in Kalinin. Sie waren den Noleiko-Werken am 14. September 1942 als Zwangsarbeiterinnen zugeteilt worden.

1946 entdeckte das Komitee ehemaliger politischer Gefangener das Grab der fünf Frauen – so wurde jedenfalls vermutet – auf dem jüdischen Friedhof am Försterweg, der 1887 im preußischen Stellingen-Langensfelde angelegt worden war und in der Nähe des Exekutionsortes lag.

Nach Kriegsende hatten die Siegermächte am 8. August 1945 in London ein Abkommen über die „Bestrafung der Hauptkriegsverbrecher der europäischen Achse“ geschlossen. Britische Militärgerichtsprozesse in Deutschland wurden vorbereitet, zum einen für Verstöße gegen Gesetze und Gebräuche des Krieges, die als internationales Recht galten, zum anderen für „Verbrechen gegen die Menschlichkeit“. Erste Ermittlungen began-

nen schon im Mai 1945. Die britischen Militärbehörden untersuchten auch die Umstände der Verurteilung und Hinrichtung von Zwangsarbeitern und Zwangsarbeiterinnen.

Schließlich fand im August 1947 vor dem britischen Militärgericht im Hamburger Curio-Haus ein Prozess gegen die mutmaßlichen Verantwortlichen statt. Dem Höheren SS- und Polizei-Führer Bassewitz-Behr wurde unter anderem vorgeworfen, er habe im November 1943 die Tötung von weiblichen alliierten Staatsangehörigen befohlen, nämlich die Erschießung von fünf Kriegsgefangenen der Roten Armee, welche in der „Altonaer Noleiko-Fabrik“ gestreikt hatten. Anklage wurde auch gegen Willi Tessmann erhoben, den Gefängnisleiter von Fuhlsbüttel, und Hans Stange, den stellvertretenden Lagerkommandanten.

Die Aussagen von Betriebsangehörigen waren schon im Juni 1945 zu Protokoll genommen worden. Am 27. Juni hatte der Direktor Ernst Alfred Friedrich Hofer, seit 1935 Geschäftsführer der Metallgesellschaft A.G. mit Sitz in Frankfurt a. M., deren Tochtergesellschaft die Norddeutschen Leichtmetall- und Kolbenwerke waren, erklärt, dass der Firma Noleiko auf Grund ihrer Bedarfsanmeldung im September 1942 fünfzig „Ostarbeiterinnen“ zugewiesen worden seien, bei denen es sich um ehemalige Kriegsgefangene handelte, „in Militärkleidung bei Ankunft, in Militärmänteln“. Am 10. November 1943 sei er unterrichtet worden, dass die Arbeiterinnen im Lager die Einnahme des Essens verweigerten, das „Kartoffel-Eintopfgericht mit Weißkohl und Tomatenmark“ sei „sauer“. Er selbst habe einen halben Teller

gegessen, das Tomatenmark habe tatsächlich „einen etwas säuerlichen Grundgeschmack“ ergeben. Dass die Frauen das Essen verweigerten, lag nach seiner Meinung aber an „Abweichungen in unserer Geschmacksauffassung von der slawischen“. Die Frauen hätten die Arbeit nur wieder aufnehmen wollen, wenn sie eine andere warme Mahlzeit erhielten und freien Ausgang.

Nun sei das Essen aus dem Lager geholt und den Frauen einer anderen Arbeitsschicht, die von den Ereignissen im Lager noch nichts wussten, vorgesetzt worden. Vorher hatte Hermann Oellrich, Vorarbeiter bei Noleiko, wie er bei seiner Vernehmung am 27. Juni 1945 berichtete, die Arbeiterinnen der zweiten Schicht, für die er als Meister verantwortlich war, zum Essen und zum Weiterarbeiten gedrängt, weil es sonst „gefährlich“ für sie werden könne. Daraufhin hätten sie „ohne Murren“ gegessen.

Gertrud Mogge, ab Sommer 1943 Leiterin des Barackenlagers Brahmsallee, schilderte den britischen Behörden am 26. November 1946, dass die Frauen, die die Arbeit verweigerten, drei Bedingungen stellten: „anderes Essen, deutsches Geld anstatt Lagergeld und freien Ausgang wie andere Arbeiter“.

Werksdirektor Hofer meldete den Vorfall der Gestapo und erhielt die Order, die Frauen aus dem Lager zu holen und im Luftschutzkeller des Werkes festzuhalten. Nach Aussagen mehrerer Mitarbeiter habe Hofer, dem eine stramme nationalsozialistische Gesinnung nachgesagt wurde, die Arbeitsniederlegung nicht zu melden brauchen.

Am Abend wurden die etwa 160 Frauen im Luftschutzraum A versammelt. Zwei Gestapo-Beamte griffen einzelne Frauen heraus und verhörten sie im benachbarten Luftschutzraum. Bei den im November und Dezember 1946 stattfindenden Vernehmungen der britischen Militärbehörden berichtete Werksmeister Oellrich: „Ich hatte den Eindruck, als ob Schweim [Gestapo-Abteilungsleiter], der Photographien in der Hand hatte, sich 5 Mädels aussuchte, und zwar Arapowa, Koslowa, Minajewa, Smirnowa und Perminowa. [...] Der Dolmetscher gebärdete sich während der Vernehmung in einer widerlichen Art und Weise, und zwar schlug er die Mädels mit den Fäusten ins Gesicht, trat mit den Füßen in den Leib und schrie sie auf erbärmliche Art und Weise an. Er ging auch mit einigen Mädchen in den Nebenraum und führte Einzelgespräche durch.“

Schließlich wurden fünf Russinnen ins Polizeigefängnis Fuhlsbüttel abtransportiert.

Gertrud Mogge sagte aus, zwei der festgenommenen Frauen seien nicht an dem „Streik“ beteiligt gewesen: „Arapowa und Smirnowa hatten mit der ganzen Angelegenheit nichts zu tun, da Arapowa Nachtschicht hatte und Smirnowa sich im Werk bei der Arbeit befand.“

Nach Aussage des Werksdirektors verwarf Bassewitz-Behr die Anordnung, die Frauen in ein Arbeitsumerziehungslager zu verbringen, und wandelte sie in eine „exemplarische Bestrafung“ um: „Exekution in den Winsbergen“. Alle russischen Kriegsgefangenen sollten dem beiwohnen.

Kurt Marzian, Fahrer bei Noleiko, berichtete bei seiner Vernehmung im Winter 1946, er habe etwa 30 Russinnen aus dem Lager zur Kiesgrube in Eidelstedt gefahren; vom offenen Lastwagen aus mussten sie der Hinrichtung zusehen.

Im Verfahren des Militärgerichts im Curio-Haus im August 1947 gegen Personen, die im Gebiet der britischen Besatzungszone Verbrechen an Alliierten begangen hatten, kam es zu einem Freispruch für den Höheren SS- und Polizei-Führer Graf Hennig von Bassewitz-Behr, der von der Erschießung der Frauen nichts gewusst haben wollte. Obwohl sich die Hinweise verdichteten, dass er eine maßgebliche Rolle bei der Tötungsaktion gespielt hatte, ließen sich die Verantwortlichkeiten wegen widersprüchlicher Zeugenaussagen sowie der Undurchschaubarkeit des NS-Herrschaftsgefüges nicht mehr rekonstruieren; schriftliche Beweise fehlten oder waren vernichtet worden. Wegen anderer Verbrechen lieferte die britische Militärverwaltung Bassewitz-Behr nach seinem Freispruch allerdings an die Sowjetunion aus, wo dieser, verurteilt zu 25 Jahren Zwangsarbeit, im Januar 1949 in einem sibirischen Straflager starb.

Willi Tessmann, der Gefängnisleiter von Fuhlsbüttel, erhielt eine Strafe von sieben Jahren Gefängnis, sein Stellvertreter Hans Stange wurde zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt – beide wegen des Anklagepunktes der Erschießung von fünf „Ostarbeiterinnen“ bei Noleiko ohne Verfahren. Wegen weiterer strafbarer Handlungen wurde Willi Tessmann später zum Tode verurteilt und am 29. Januar 1948 in der Strafanstalt Hameln hinge-

richtet. Hans Stange erhielt im sogenannten Fuhlsbüttel-Prozess, der im September 1947 ebenfalls im Curio-Haus stattfand, eine Strafe von 15 Jahren Gefängnis wegen „Misshandlung und Tötung von Angehörigen der Alliierten Nationen“.

Ein Verfahren gegen den Dolmetscher Johann Christian Menzer wurde am 6. September 1949 eingestellt. Der Werksdirektor Ernst Hofer zog im November 1949 nach Hannover und wurde nicht weiter vernommen.

Im September 1950 war die Erschießung der fünf Russinnen Thema in einem Verfahren vor dem Landgericht Hamburg. Die Kriminalpolizei lud eine Reihe der Augenzeugen der Hinrichtung vor: Am 29. September wurde John Karl Heinrich Mau, ehemals Sanitäter im Polizeigefängnis Fuhlsbüttel, vernommen. Laut schriftlichem Protokoll berichtete er Folgendes: „Auf dem Hof des Kolafu wurden 5 Russinnen auf einen LKW geladen und von dort nach den Windsbergen [korrekte Flurbezeichnung: Winsberg] in Eidelstedt gefahren. Mit uns fuhr auch noch ein PKW mit hohen Herren. In den Windsbergen waren weitere hohe Gestapobeamte und eine größere Anzahl Beamter in Uniform schon anwesend. [...] An der Richtstätte mussten die 5 Frauen unseren LKW verlassen, wurden dann zu zweien etwas vom Wagen fortgeführt und zusammengefesselt. Wenn ich recht erinnere, hat Stange die Fesselung vorgenommen. Die beiden Beamten, die die Erschießung vornahmen, kamen Stange auf halbem Weg entgegen und führten die beiden Frauen jeweils zum Exekutionsplatz. Hier nahmen diese beiden Beamten ca. 1–2 m im Rücken der Frauen

Aufstellung und schossen mit Pistolen den Frauen ins Genick. Die Frauen fielen auf diese Schüsse hin und blieben erst liegen. Auf gleiche Weise wurden die weiteren Frauen erledigt. [...] Nach Beendigung der Exekution wurden die Leichen auf einen besonderen LKW geladen und zum jüdischen Friedhof in Eidelstedt gebracht. Hier war schon eine Kuhle ausgehoben worden. Und vier Russen aus dem Kolafu, die aber nicht bei der Exekution zugegen waren, mussten hier die Leichen bestatten.“

Am 25. Oktober 1950 machte der ambulante Händler Helmut Hermann Heyne, ehemals Aufseher im Polizeigefängnis Fuhlsbüttel, seine Aussage: „Als wir auf der Richtstätte ankamen, hielt dort schon ein großer LKW mit Ausländerinnen, die der Erschießung beiwohnen mussten und an die ein Dolmetscher eine Ansprache hielt. 2 Russinnen wurden durch Stange aufgefordert, das Kopftuch abzunehmen und vor die Augen zu binden. Dann wurden die beiden Russinnen durch Stange mit Papierband zusammengefesselt und auf den Weg zur Richtstätte gebracht. Unterwegs wurden sie von den beiden Beamten der Gestapo, die die Erschießung durchführten, in Empfang genommen, an den Richtplatz geführt und durch Genickschuss erschossen. Das Gleiche erfolgte bei den drei weiteren Russinnen. Ich erinnere mich noch, dass eine Jüdin nach den Schüssen nicht sofort zusammenbrach und erst durch zwei weitere Schüsse erledigt wurde. [...] Nach der Erschießung wurden die Leichen auf die mitgebrachten Totenbahnen gelegt und wir fuhren mit den beiden LKWs zum Judenfriedhof in Eidelstedt. Auf dem Friedhof wurden

die Leichen, nachdem man sie zum größten Teil entkleidet hatte, von Häftlingen in eine Grube geworfen und verscharrt.“

Beide Augenzeugen sagten aus, der Gestapo-Beamte Schwarzkopf sei einer der Henker gewesen. Der Behördenangestellte Heinrich Borgert bestätigte am 3. November 1950 die Aussage Heynes, dass die Frauen entkleidet wurden. „Ich weiß nicht, ob ein Befehl für diese Handlung vorlag. In jedem Fall war die Art der Durchführung eine Leichenschändung.“

Am 3. November 1950 wurde der Augenzeuge Karl Emil Georg Ulrich, ehemals Aufseher im Polizeigefängnis Fuhlsbüttel, vernommen. „Ein Dolmetscher hielt an diese Frauen eine Ansprache, die ich nicht verstanden habe. Aus den Gebärden des Dolmetschers habe ich aber entnommen, daß er diesen Frauen sagte, wenn ihr Gleiches macht, erleidet ihr dasselbe Schicksal. [...] Es war eine ganze Anzahl von Gestapo-Offizieren bei der Erschießung anwesend. [...] Von der Lagerleitung Fuhlsbüttel habe ich Tessmann gesehen.“

Am 23. November 1950 sagten weitere Zeugen aus, der Betriebsleiter Hofer und ein Betriebsohmann hätten zusammen mit zwei Gestapo-Beamten Lichtbilder der Russinnen durchgesehen. Der Dolmetscher habe die Russinnen geschlagen. Eine „kleine Russin“, die besonders heftig geschlagen und mit Füßen getreten wurde, habe schließlich weinend eine Aussage gemacht. Daraufhin habe der Dolmetscher fünf der Russinnen ausgewählt. Es habe sich um Jüdinnen gehandelt.

Der Dolmetscher Johann Christian Menzer wurde vernommen und stritt jede Gewaltanwendung ab. Die Frauen seien lediglich zur Strafe im kalten und feuchten Luftschutzbunker im Dunkeln eingesperrt worden.

Am 27. November 1950 berichtete Willi Paggels, Personalchef bei Noleiko, den britischen Militärbehörden, er sei einige Wochen vor den Erschießungen zusammen mit dem Betriebsleiter und „Abwehrbeauftragten“ Hofer bei der Firma Fette in Ottensen auf einer im Auftrag der Gestapo durchgeführten Zusammenkunft von Betriebsführern gewesen. „Hier war den Betriebsführern durchgegeben worden unter Hinweis auf die veränderte Lage an der Ostfront jeden Ansatz zur Meuterei bei den Russen bzw. Russinnen sofort der Gestapo zu melden. [...] Zuerst wurde durch den Treuhänder der Arbeit über das Lagergeld usw. ein Vortrag gehalten und dann sprach der Gestapokommissar Schweim als Leiter der Ausländerlager zu den Betriebsführern. Ich erinnere noch, dass Schweim den Betriebsführern sagte, daß sie mit ihrem eigenen Kopf haften. [...] In diesem Zusammenhang erwähnte der Kom. Schweim, daß natürlich insbesondere bei den Ostarbeitern die Gefahr von Meuterei, Sabotage oder passiver Resistenz bestand. Es wären bereits in männlichen Ostarbeiterlagern Stichwaffen und sogar Schusswaffen gefunden worden.“

Offenbar wurden die russischen Zwangsarbeiterinnen ohne Verfahren ermordet, weil die Nationalsozialisten in der letzten Kriegsphase, als das Vorrücken der Roten Armee Zweifel am „Endsieg“ aufkommen ließ, Un-

ruhe in den Arbeitslagern fürchteten und jegliche Form von Widerstand unmittelbar unter Kontrolle bringen wollten. Das Ausländerreferat der Gestapo ging dabei vollkommen willkürlich vor und zielte darauf ab, Exempel zu statuieren.

Am 18. Dezember 1950 erließ das Landgericht Hamburg Haftbefehl gegen die Gestapo-Beamten Herbert Janssen und Andreas Schwarzkopf wegen der Tötung der Russinnen und Verbrechens gegen die Menschlichkeit. Doch Janssen, der zusammen mit dem Dolmetscher Menzer die Russinnen vernommen und misshandelt hatte, war nach Kriegsende unter falschem Namen untergetaucht. Zudem erwies sich das Vergehen der Gewaltanwendung seit dem 8. Mai 1950 als verjährt. Schwarzkopf, einer der Gestapo-Beamten, die die Hinrichtungen ausgeführt hatten, war 1944 nach Regensburg versetzt worden und soll bei einem Bombenangriff ums Leben gekommen sein. Das Verfahren gegen ihn wurde eingestellt.

Albert Schweim, ehemals verantwortlicher Leiter des Auslandsreferats der Gestapo, floh aus einem britischen Internierungslager und wurde in den 1950er Jahren für tot erklärt. Bis zu seiner Festnahme 1974 lebte er unerkannt in Dortmund. Bei seiner Vernehmung vor dem Landgericht Hamburg im selben Jahr erklärte er, wobei er die Russinnen im Gestapo-Jargon als „Flintenweiber“ bezeichnete: Ich sehe noch heute, dass ein Angehöriger der Stapoleitstelle Hamburg eine der Russinnen an den Haaren erfasste, den Kopf nach vorn drehte und ihr mit einer Pistole ins Genick schoss.“

Nach Aussagen von Zeugen hatte er die Erschießung geleitet, was er abstritt. Das Ermittlungsverfahren gegen den inzwischen gebrechlichen Mann wurde schließlich wegen „Verhandlungsunfähigkeit“ eingestellt. Albert Schweim starb im darauf folgenden Jahr in Freiheit.

2002 lud der Hamburger Senat Klawidja Nikolaewna Fentschenko im Rahmen eines Besuchsprogramms für ehemalige Zwangsbeschäftigte in die Hansestadt ein. Sie war Ende Mai 1943 im Alter von 19 Jahren unter dem Namen Nikitina aus ihrem ukrainischen Heimatort Dnepropetrowsk verschleppt und von Juni 1943 bis Mai 1945 dem kriegswichtigen Rüstungsbetrieb Noleiko als Zwangsarbeiterin zugewiesen worden.

Aus gesundheitlichen Gründen konnte sie der Einladung nicht folgen. Sie schrieb am 8. April 2002 einen Brief an Katja Hertz-Eichenrode vom Freundeskreis der KZ-Gedenkstätte Neuengamme, die das Besuchsprogramm organisierte. „Ich wurde im Lager von der Fabrik Noleiko untergebracht. [...] Unser Lager war für Unbefugte unbetretbar und lag nicht weit weg von der Fabrik, ungefähr zehn Minuten zu Fuß. Im Lager hielten sich mehr als sechzig Menschen auf, fünfzehn bis zwanzig Mädchen waren Zivilistinnen, während die anderen Kriegsgefangene waren. Man gab uns zu wenig zu essen. Einmal am Tag gab man uns warmes Essen und 200 bis 250 Gramm Brot. Wenn man etwas zum zweiten Gang bekam, dann konnte man sich etwas für das Abendessen aufbewahren. Wir schlossen uns zu zweit zusammen und aßen zusammen erst die erste

Portion und am Abend dann die zweite. Das Brot bewahrten wir normalerweise bis zum Morgen zum Kaffee auf. [...] Ich arbeitete an zwei Maschinen in drei Schichten: die erste Schicht von 6 bis 14 Uhr; die zweite Schicht von 14 bis 22 Uhr; die dritte Schicht von 22 bis 6 Uhr.

An die Proteste der Zwangsarbeiterinnen kann ich mich noch erinnern. An diesem Tag arbeitete ich mit sechs bis acht anderen Arbeiterinnen zusammen in der ersten Schicht. Die Mädchen, die nur eine Schicht lang arbeiten mussten, waren zum Mittag gegen 12 Uhr weggegangen. Es war schon bald 14 Uhr, aber sie kehrten nicht zur Arbeit zurück. Etwas war passiert. [...] Man sagte uns nur, dass sie sich im Lager geweigert hätten, Spinat zu Mittag zu essen und zur Arbeit zu gehen. Und dass man uns aber Essen zur Arbeit bringen würde, damit wir weiterarbeiten, bis die andere Schichtgruppe käme. Um 14 Uhr lief unsere Arbeitszeit ab und jede lief dann in ihr Versteck. Ich erinnere mich gut daran, wie ich hinter die aufgestapelten Kartonkisten gegangen bin. Dann kam der Abteilungsleiter auf mich zu und fing ruhig an mit mir zu sprechen. Er sagte, ich solle zu Mittag essen gehen. Ich habe das abgelehnt, worauf der Meister mir ganz ruhig erwiderte: „Auch wenn du kein Mittagessen willst, weiterarbeiten musst du aber sowieso. Falls du dich weigerst zu arbeiten, holt man dich in die Gestapo.“ Sie erinnerte sich, dass alle daraufhin zu Mittag aßen und weiterarbeiteten. „Es war schon dunkel, als der Polizist kam, um uns in das Lager abzuholen. Wir gingen durch die Straße und hörten plötzlich unsere Mädchen schreien. Man stoppte uns und wir

warteten, bis die Mädchen in den Bunker hineingeführt wurden.

Nach einigen Tagen kamen alle Mädchen aus unserem Zimmer, die sich am Streik beteiligt hatten, zurück und teilten uns mit, dass man die anderen fünf Frauen, die Kriegsgefangenen, in der Gestapo gelassen habe. In das Lager kehrten sie selbst nach Kriegsende nicht zurück. Keiner wusste etwas von ihnen.“

Bei den Ermittlungen der britischen Militärbehörden 1946 kam ans Licht, dass die Gestapo schon neun Monate vor der Erschießung der fünf wegen des Streiks festgenommenen Zwangsarbeiterinnen, im Februar 1943, die Erschießung einer Russin aus der Noleiko-Belegschaft angeordnet und durchgeführt hatte. Werksdirektor Hofer hatte nach eigenen Angaben nach der Zuweisung von „Ostarbeiterinnen“ einen Appell an die deutsche Belegschaft gehalten, dass „jeder Verkehr, insbesondere Geschlechtsverkehr“ laut Anordnung der Gestapo verboten sei. Gespräche sollten sich auf rein dienstliche Angelegenheiten beschränken. Im Februar 1943 meldete Hofer selbst den Arbeiter Wilhelm Reinhardt bei der Gestapo. Zusammen mit ihm führten die Beamten am 3. Februar 1943 die Zwangsarbeiterin Galina Tkachenko aus dem Betrieb ab. Geboren am 25. November 1921 in Woroschilowgrad (heute Luhansk, Ukraine), war sie seit dem 14. September 1942 bei Noleiko beschäftigt.

Wilhelm Louis Paul Reinhardt, Sohn von Karl R. und Marie von der Heide, geboren am 22. Januar 1913, machte am 10. Dezember 1946

vor den britischen Ermittlern eine Aussage: „Im Jahre 1943 war ich bei der Noleiko als Maschinenformer beschäftigt. Dort arbeiteten Russische Kriegsgefangene Mädchen. Ich unterhielt mich mit ihnen öfters und habe auch ihnen kurze Berichte über die Kriegs- und Politische Lage gemacht, sowie auch essen geteilt. Dies wurde von Höhner und Wagner bemerkt und verwarnten mich beide. Galina Tkatschenko [angepasst Tkachenko, BG] hatte einen Brief für mich, der von Maria, auch einer Russin, an mich geschrieben war, mir gegeben und ich hatte ihn verloren. Der bei der Noleiko beschäftigte Arbeiter Bunte fand diesen Brief und übergab ihn, soweit mir bekannt ist, der Geschäftsleitung. Bauer von der Gestapo Hamburg hat mich verhaftet und verhört. Ich wurde für ca. 8 Wochen im Untersuchungsgefängnis Hamburg Hütten gehalten und während dieser Zeit 4 oder 5 Mal von Bauer verhört. Ich habe während dieser Vernehmungen, und zwar im Wartezimmer, dem sogenannten Spiegelsaal, die Galina paarmal gesehn, von wem sie jedoch vernommen wurde, ist mir nicht bekannt.

Bei den Vernehmungen wollte ich natürlich diesen Briefwechsel nicht eingestehen und wurde daher von Bauer jedesmal mit der Hand verprügelt. Zum Schluss legte er mir dann die Briefe vor und den Bericht, aus welchen sich ergab, dass das Mädchen ihm bereits alles gesagt hatte. Ich kam nicht vor ein Gericht, sondern nach Neuengamme, wo ich bis zum 19.9.44 blieb. Ich wurde dann entlassen und zur Wehrmacht eingezogen. Galina Tkatschenko ist ungefähr 21–22 Jahre alt [...]. Was mit ihr geschehen ist, ist mir nicht bekannt.“

Die Gestapo-Beamten brachten Wilhelm Reinhardt aus dem Betrieb direkt ins Polizeigefängnis Hamburg-Hütten. Eine Woche später wurde er ins KZ Neuengamme überführt, wo er 17 Monate lang, vom 11. Februar 1943 bis zum 19. September 1944, wegen politischer Korrespondenz mit russischen Kriegsgefangenen einsaß. Während der Haftzeit musste er im Motorenwerk Yastram/Niederlassung Neuengamme, in der Munitionsfabrik Düneberg bei Geesthacht und bei den Hermann-Göring-Werken in Drütte bei Salzgitter arbeiten. Aufgrund einer Intervention der Firma Noleiko wurde er entlassen und arbeitete wieder in der Firma. Zehn Tage später wurde er zu einer Strafkompagnie der Wehrmacht eingezogen, wo er eine schwere Kriegsverletzung davontrug und ein Jahr in einem Lazarett verbringen musste.

In einem Verfahren vor dem Amt für Wiedergutmachung im Dezember 1960 versuchte er für seine Haftzeit vom 3. Februar 1943 bis 19. September 1944 „wegen verbotenem Umgang mit Fremdarbeitern und Verbreitung von politischen Nachrichten“ eine Entschädigung zu bekommen. Er sah sich als Gegner des Nationalsozialismus. „Ich war vor 1933 zwar in keiner politischen Partei tätig, jedoch damals in der sogenannten ‚Häuserschutzstaffel‘ der KPD. Meine politische Einstellung war von Haus aus gegen die NSDAP gerichtet, mein Vater war Mitglied der KPD.“ Da die Russinnen ohne jeden Kontakt zur Außenwelt waren, habe er sie über die militärische und politische Situation unterrichten wollen und Nachrichten mitgeteilt, die ihm durch das Abhören ausländischer Sender bekannt waren. Da Gespräche mit den Russinnen un-

tersagt waren, habe er Briefe über die Dolmetscherin geschrieben. Willi Bunde, der ihn verraten habe, sei ein fanatisierter Nationalsozialist gewesen, der in der Firma Uniform getragen habe.

„Der Schutzhaftbefehl, den man mir in Neuengamme zeigte, trug die Worte: ‚wegen verbotenen Umgangs mit Ostarbeitern schadet er dem Deutschen Reich und Volk im Schicksalskampf.‘ „

Firmenangehörige bestätigten, dass Reinhardt „Antifaschist“ war, mit Zwangsarbeiterinnen sprach und ihnen Lebensmittel gab. Sein Antrag auf Entschädigung wurde am 13. März 1968 abgelehnt, da er „lediglich gegen die seinerzeit bestehenden Bestimmungen verstoßen [habe], mit Kriegsgefangenen bzw. Fremdarbeitern keinen Kontakt aufzunehmen“.

Galina Tkachenko wurde laut Listen, die der Internationale Suchdienst 1946 von den russischen Zwangsarbeiterinnen bei Noleiko aufstellte, im Alter von 22 Jahren von der Gestapo erschossen, vermutlich schon kurz nach ihrer Festnahme im Februar 1943.

Nach ihrer Befreiung im Mai 1945 wurden die noch im Lager verbliebenen Russinnen in einem Sammeltransport zurück in ihre Heimat gebracht.

Seit Oktober 2014 erinnern sechs Stolpersteine vor dem „Kolbenhof“ an die ermordeten russischen Zwangsarbeiterinnen. Bei Führungen auf dem unter Denkmalschutz stehenden jüdischen Friedhof Langenfelde, Försterstraße 6, wird auch der dort begrabene Russinnen gedacht.

Text: Birgit Gewehr, (Stand: September 2015)

Quellen: Stadtteilarchiv Ottensen, Bestand Zwangsarbeit in Altona; StaH 213-11 Staatsanwaltschaft Landgericht – Strafsachen, 18811/64; StaH 322-33_B92; StaH 322-3 Architekt Gutschow, B 90 (Unterbringung ausländischer Arbeitskräfte); StaH 213-11 Staatsanwaltschaft Landgericht – Strafsachen, 2694-56, Band 1 (Verfahren gegen Helms u. a., S. 14 ff., S. 16 ff.); StaH 351-11 Amt für Wiedergutmachung, 38908 (Reinhardt, Wilhelm); Auskunft von Katja Hertz-Eichenrode, Freundeskreis der KZ-

Gedenkstätte Neuengamme, 15.1.2014; KZ-Gedenkstätte Neuengamme, HH 3.5.7 Hamburger Besuchsprogramm für ehemalige Zwangsarbeiter 2001–2013/ Freundeskreis KZ-Gedenkstätte Neuengamme, und HH 3.5.7.1.1 Korrespondenz mit ehemaligen ZwangsarbeiterInnen, und HH. 3.5.7.2 Historische Fotos, Dokumente und Objekte, und Public Record Office, Akte WO 309/1156, 92383 und Komitee-Akte Wilhelm Reinhardt und FGN Hans-Schwarz-Nachlass, ID 5593 (Wilhelm Reinhardt); ITS Digital

Archive, Bad Arolsen, Norddeutsche Leichtmetall und Kolbenwerke Hamburg-Altona, 2.1.2.1/70644075 und Hamburg, 2.1.2.1/70640642; Diercks, Doku Stadthaus, S. 48; Ebbinghaus, u. a., Heilen und Vernichten, S. 179 ff.; Diercks, Gedenkbuch KolaFu, S. 47; Möller, Ein verdrängtes Kapitel, S. 93, Littmann, Ausländische Zwangsarbeiter, S. 554 (Fußnote); Jacobs, Himmlers Mann, S. 99f.

Bennigsenstraße

Harburg (1927): Rudolf von Bennigsen (10.7.1824 Lüneburg -7.8.1902 auf Gut Bennigsen), Oberpräsident der Provinz Hannover. 2020 auf Antrag von Dr. Rita Bake mitbenannt nach dessen Tochter Adelheid Julie Luise Wilhelmine von B. (1861-1938), Mitbegründerin des Christlich-Sozialen Frauenseminars in Hannover und Mitherausgeberin der Evangelischen Frauenzeitung (Amtlicher Anzeiger Nr. 59 vom 30.6.2020)

Rudolf von Bennigsen war der Sohn von Elise de Dompierre von Jonquièrre (1801-1886), Tochter eines Generalleutnants, die den Generalmajor Karl Ernst Gebhard von Bennigsen (1789–1869) geheiratet hatte.

Rudolf von Bennigsen studierte Jura, und nachdem er 1852 zuerst in Hannover zweiter Staatsanwalt und dann Richter in Göttingen geworden war, heiratete er 1854 Anna Luise Wilhelmine von Reden (10.4.1834 Halstenbeck – 1902). Ein Jahr später wurde er zum Abgeordneten in die zweite Kammer des hannoverschen Landtags gewählt, wo er der nationalliberalen Opposition angehörte. Als 1856 das erste Kind geboren wurde, war er nicht mehr als Richter tätig. Dies Amt hatte er niedergelegt, „als ihm die Regierung eine zeitweilige Beurlaubung für die parlamentarische Arbeit verweigerte; Bruch mit den Grundsätzen des Adels; Übernahme des Gutes Bennigsen von seinem Vater.“¹⁾ in Springe.

Obwohl Bennigsen bis 1871 Vater von neun Kindern wurde, schadete dies seiner Karriere nicht. 1859 gründete er den Nationalverein, „dessen Vorsitzender er bis 1867 blieb. Engagement für die deutsche Reichseinheit. (...) 1867 Abgeordneter des Reichstags des Norddeutschen Bundes und des Preussischen Abgeordnetenhauses, Vorsitzender der Nationalliberalen Partei. 1868 Landesdirektor von Hannover. 1871 nach der Reichsgründung: Abgeordneter des Deutschen Reichstages und Führer der Nationalliberalen im Deutschen Reichstag. 1873-79 Präsident des Deutschen Abgeordnetenhauses. 1878 Bruch mit Bismarck u. a. wegen des Sozialistengesetzes, 1881 Spaltung der Nationalliberalen. 1883 Bennigsen legt alle Abgeordnetenmandate nieder. 1887 erneutes Reichstagsmandat, Vorsitz der Nationalliberalen Partei. 1888 von Kaiser Wilhelm I. zum Oberpräsidenten der Provinz Hannover benannt. 1898 Niederlegung des Abgeordnetenmandates und Rücktritt als Oberpräsident, Ruhestand.“¹⁾

Bennigsens Sohn, der denselben Namen wie sein Vater trug, wurde Kolonialbeamter. Siehe dazu unter: www.freedom-roads.de zur Wanderausstellung „Freedom roads! Koloniale Straßennamen. Hier heißt es: „Bennigsen, Rudolf von (1859-1912), Kolonialbeamter in Tansania (1885-1919: ‚Deutsch-Ostafrika‘), 1899-1901 Gouverneur von ‚Deutsch-Neuguinea‘, 1909-1912 Direktor der Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika.“²⁾

Bennigsens Tochter Adelheid (23.9.1861 Lü-

1) Gerhard Glombik: Rudolf von Bennigsen, in: Johanneum, www.johanneum.eu/texte/seite.php?id=120367 2) <http://www.freedom-roads.de/frd/akteur.htm>

neburg – 16.12.1938 Hannover) war „eine der beiden Gründerinnen des Christlich-Sozialen Frauenseminars, die nach der Hochschulreform nun zur Hochschule Hannover gehört. Adelheid von Bennigsen war eine der Wegbereiterinnen in der Sozialarbeit, die sie am Vorbild der Caritas orientierte.“³⁾

Schon in ihrer Jugend unterrichtete Adelheid von Bennigsen ihre Nichten. Der Sozialarbeitswissenschaftler Peter Reinicke schreibt über Adelheid von Bennigsens Werdegang: „Durch die Bekanntschaft und spätere Freundschaft mit Paula Müller-Otfried, der Vorsitzenden des DEF [Deutsch-Evangelischer Frauenbund], kam sie in Berührung mit sozialen Fragen und Problemen und engagierte sich im sozialen Bereich in der Region Hannover. Beispielsweise wirkte sie im Provinzialverband der ‚Evangelischen Frauenhilfe‘ und im DEF mit, in dem sie von 1901 bis 1929 Vorstandsfunktionen innehatte.“⁴⁾ Außerdem war sie von 1923 bis 1932 Herausgeberin der Evangelischen Frauenzeitung. Darüber hinaus war sie nicht nur eine der beiden Gründerinnen der 1905 gegründeten Christlich-Sozialen Frauenschule in Hannover, sondern von 1905 bis 1916 auch deren Leiterin.

„Bereits 1904, auf der 5. Generalversammlung des Deutsch-Evangelischen Frauenbundes regte von Bennigsen die Gründung einer sozialen Fachschule an, das sie als eine notwendige Konsequenz aus der immer professioneller werdenden Sozialarbeit ableitete. 1905 wurde die Ausbildungsstätte in Hannover eröffnet. Dazu vermerkte

von Bennigsen, die die Leitung der Schule übernahm: ‚Dieser Entschluß war beachtenswert, weil - abgesehen von Ausbildungskursen für christliche Liebestätigkeit und humanitäre Hilfsarbeit - Schulen mit vollständiger theoretischer und praktischer Ausbildung für anzustellende Sozialarbeiterinnen nirgends bestanden. Der Deutsch-Evangelische Frauenbund war somit Urheber des Gedankens, heranwachsenden Frauen eine der Zeit angepaßte soziale Ausbildung zu ermöglichen und damit zugleich dem aller sozialen und charitativen Hilfsarbeit noch mehr oder weniger anhaftenden Dilettantismus einen Riegel vorzuschieben, aus dem Stadium von Kursen für jede Art von helfender, reformierender Arbeit für das Wohl des Mitmenschen heraus in das geregelter Vorbildung zu treten und damit einen neuen Frauenberuf zum Durchbruch zu verhelfen.‘ (...).“⁵⁾

Nach Adelheid von Bennigsen war „es nur zu begreiflich und zugleich nicht mehr als billig (...) eine den ganzen Menschen fordernde Arbeit, wie sie in ehrenamtlicher Form von vielen Frauen seit langem ausgeübt worden war, zu einem besoldeten Berufe auszugestalten, der Frauen und heranwachsenden Mädchen die Möglichkeit zur wirtschaftlichen Selbständigkeit geben könne.“⁶⁾

Gunda Rohbeck schreibt in ihrer Dissertation über diese soziale Fachschule: „Mit der 1905 gegründeten CSF [Christlich-Sozialen Frauenschule] verfügte Hannover schon sehr früh über eine Schule, die auf eine Tätigkeit in der freien bzw. öffentlichen Wohlfahrtspflege vorbereitete. Das CSF spielte eine bedeu-

3) Wikipedia: Adelheid von Bennigsen, abgerufen: 11.9.2019

4) Peter Reinicke: Die Ausbildungsstätten der sozialen Arbeit

in Deutschland 1899-1945. Berlin 2012, S. 277.

5) Wikipedia, a. a. O.

6) zit. nach Gunda Rohbeck:

Verzicht auf Dank und Anerkennung. Berufsentwicklung hannoverscher Fürsorgerinnen. Münster 2005, Fußnote 2, S. 201.

tende Rolle in der allgemeinen Diskussion um das Profil der sozialen Ausbildung für Frauen. Es gehörte ebenso wie die Berliner ‚Mädchen- und Frauengruppen für soziale Hilfsarbeit‘ zu den Vorreitern in diesem Bereich.“⁷⁾

Bei der Gründung der Schule 1905 wurde ein Schulplan entwickelt, der einen theoretischen und einen praktischen Ausbildungsteil beinhaltete. „Bei der Aufstellung des theoretischen Teils wurde Gewicht darauf gelegt, solche Fächer zu wählen, die geeignet sind, das soziale Verhältnis zu vertiefen und die Lücken auszufüllen, die den Frauen bei der Betätigung im öffentlichen Leben, bei der Ergänzung der Arbeit des Mannes, so oft drückend zum Bewusstsein kommen.“⁸⁾

Im Prospekt der CSF von 1906 heißt es über die Zielsetzung der Schule, deren Besuch kostenpflichtig war: Die Schule dient „sowohl Mädchen aus gebildeten Familien, die den Wunsch haben, sich ein Jahr hindurch in der christlichen Liebestätigkeit und sozialen Hilfsarbeit zu beschäftigen und fortzubilden, als auch gebildeten Frauen und Mädchen, die sich eine soziale Berufs-Ausbildung, sei es für besoldete oder ehrenamtliche Posten, aneignen möchten.“⁹⁾

Adelheid von Bennigsen selbst unterrichtete das Fach „Soziale Frauenarbeit“. „Inhalt war die Entwicklungsgeschichte der Frauenbewegung und der von Frauen ausgeübten organisierten Wohlfahrtspflege von Beginn des 19. Jahrhunderts an. Dadurch sollten die Schülerinnen ‚zum vollen Verständnis des jetzigen Standes der Frauenbewegung und sozialen Frauenarbeit (gelangen und) die Zu-

sammenhänge zwischen den verschiedenen Entwicklungsstufen kennen.‘ Dieses Fach verdeutlicht die Verankerung der Schule in den Zielen der Frauenbewegung (...).“¹⁰⁾

In den ersten Jahren seit Gründung der Schule dauerte die Ausbildung ein Jahr. Peter Reinicke dazu: „Die Konzeption der Ausbildung änderte sich Mitte 1916. Zunehmend wurden Fachkräfte für ‚mittlere und höhere soziale Posten‘ gesucht. ‚Dazu musste die bisherige Ausbildung ausgestaltet werden und eine wissenschaftliche Vertiefung sich organisch angliedern. ‘Die Ausbildung wurde verlängert, der theoretische Teil in der zweiten Ausbildungshälfte verstärkt und gezielt Spezialkenntnisse für bestimmte Arbeitsfelder vermittelt. Eine interessante Weiterentwicklung war der Schritt zur Angliederung eines ‚wissenschaftlichen Oberbaus‘ an die bestehende Ausbildung. Es sollte Frauen für höhere soziale Positionen vorbereiten. (...). Am 7. Juni 1920 erhielt die Schule die staatliche Anerkennung (...).“¹¹⁾

In der Zeit des Nationalsozialismus wurde die Schule in „nationalsozialistische Frauenschule für Volkspflege in der Provinz Hannover“ umbenannt und die Lehrgänge der nationalsozialistischen Ideologie angepasst.“¹²⁾ Nach der Befreiung vom Nationalsozialismus gehörte das Frauenseminar zur Evangelischen Fachhochschule Hannover, die 2007 in staatliche Trägerschaft übergang und der Fachhochschule Hannover (seit 2010: Hochschule Hannover) als Fakultät angegliedert wurde.

Zusammengestellt von Rita Bake

7) Gunda Rohbeck, a. a. O., S. 186.

8) Christlich-Soziales Frauenseminar, zit. nach Peter Reinicke, a. a. O., S. 275.

9) zit. nach Gunda Rohbeck, a. a. O., S. 194.

10) Gunda Rohbeck, a. a. O., S. 213.

11) Peter Reinicke, a. a. O., S. 277.

12) Ebenda.

Benzstraße

*Bramfeld, benannt 1957 nach **Carl Friedrich Benz** (1844–1929), Ingenieur, Autokonstrukteur. Erfinder des Automobils*

*Ergänzt 2017 um seine Ehefrau **Bertha Benz**, geb. Ringer (1849–1944), Pionierin des Automobils*

*Neuer Erläuterungstext: benannt nach **Carl Friedrich B** (1844–1929), Erfinder des Automobils, Ingenieur und Autokonstrukteur, und dessen Ehefrau **Bertha B** (1849–1944), Pionierin und Unterstützerin des Automobils*

Bertha Ringer (3.5.1849 Pforzheim–5.5.1944 Ladenberg) heiratete 1872 **Carl Friedrich Benz**. Das Paar bekam zwischen 1873 und 1890 fünf Kinder. Nicht nur Carl Benz, sondern auch Bertha Benz kann man als Pionierin des Automobils bezeichnen. Nur durch ihren finanziellen Einsatz – sie ließ sich 1871, noch vor ihrer Heirat, ihre Mitgift auszahlen – war es möglich, dass ihr damaliger Verlobter Carl Friedrich Benz seine Firma weiter ausbauen konnte. Damit schuf Bertha Benz die Voraussetzung für die Erfindung des Benz-Patent-Motorwagens.

Bertha Benz besaß technisches Verständnis und trug mit eigenen Ideen zur weiteren Entwicklung des Automobils bei.

Als Carl Benz' dreirädriger Patent-Motorwagen Nummer 3 nicht auf die erhoffte Resonanz beim zahlenden Publikum stieß, unternahm Bertha Benz 1888 mit ihren beiden fünfzehn und dreizehn Jahre alten Söhnen Eugen und Richard und ohne Wissen ihres Mannes eine erfolgreiche ca. 106 Kilometer lange erste Automobilfernfahrt von Mannheim nach Pforzheim. Heute gibt es in Erinnerung an

diese Fahrt die Bertha-Benz-Memorial-Route. Mit dieser Fahrt bewies Bertha Benz die Eignung des neuen Verkehrsmittels. „So hab ich als erste gezeigt, dass dem ‚Papa Benz‘ sein Automobil auch für weite Fahrten gut ist. Und auf meinen Vorschlag hat er dann noch einen dritten Gang eingebaut für Bergfahrten. Und den haben heute alle Autos auf der Welt. Da bin ich sehr stolz drauf“, erzählt Bertha Benz Jahrzehnte später in einem Interview mit der Zeitschrift ‚Berliner Hausfrau‘. (...) Werbewirksam ist diese Fahrt trotz allem Aufsehen nicht gewesen. Denn den Zeitgenossen sei diese spektakuläre, gewissermaßen ‚männliche‘ Pioniertat einer Frau so wenig geheuer gewesen, dass sie die – vorwiegend männlichen – Käufer vom Nutzen des Motorwagens nicht hätte überzeugen können, meint Biografin Barbara Leisner. Aber dem Erfinder selbst hat Bertha die Tauglichkeit seiner Erfindung demonstriert. (...) In den 1920er-Jahren empfängt Carl Benz eine Ehrung nach der anderen, und vergisst nie, den Anteil seiner Frau am Erfolg zu würdigen – keine Selbstverständlichkeit für einen berühmten Mann. So bekommt auch ‚Mutter Benz‘ einen Teil des Ruhmes ab. Erst jetzt wird Berthas gewagte Fernfahrt der breiten Öffentlichkeit bekannt.“¹⁾

Text: Rita Bake



Bertha Ringer, ca. 1871

1) Dorothea Keuler: Bertha Benz, in FemBio, unter: www.fembio.org/biographie.php/frau/biographie/bertha-benz/

Bertha-Katzenstein-Weg

Neugraben-Fischbek, seit 2020, benannt nach Bertha K., geb. Ehrlich (6.1.1862 Gehaus – deportiert am 15.7.1942 nach Theresienstadt, dort verstorben am 15.11.1942). Sie wurde als Jüdin 1942 aus Hamburg ins Getto Theresienstadt deportiert und ist dort verstorben.

Stolperstein vor dem Wohnhaus Heimfelder Straße 80 (Harburg, Heimfeld)

Als Adolf Hitler am 30. Januar 1933 Reichskanzler wurde, wohnte Bertha Katzenstein, die Tochter jüdischer Eltern, in der Heimfelder Straße 80 in einem der vornehmeren Viertel Harburgs. Das große Mehrfamilienhaus befand sich im Besitz der angesehenen Familie Rosenschein, die es vermietet hatte und selbst in einer Villa am Bleicherweg 2 wohnte. Bertha Katzenstein war seit mehr als zwei Jahren Witwe, nachdem ihr Ehemann, der damals lokal sehr bekannte Justizrat Isidor Katzenstein (geb. 21.4.1856), am 5. April 1931 im Alter von 75 Jahren gestorben war. Zu Lebzeiten hatte er in einer Sozietät in der Wilstorfer Straße 11 mit den Rechtsanwälten Paul Friedmann und Georg Schaeffer zusammengearbeitet. Sein Grab befindet sich auf dem Jüdischen Friedhof auf dem Schwarzenberg.

1934 gab Bertha Katzenstein ihre Harburger Wohnung – vermutlich aus finanziellen Gründen – auf. Sie zog nach Hamburg, wo sie in der Klosterallee 36 eine neue Bleibe fand. Am 28. April 1934 trat sie der Hamburger Deutsch-Israelitischen Gemeinde bei. Wegen ihrer geringen Rente von 69 RM im Monat

war sie von der Zahlung einer Kultussteuer befreit. Zwei Jahre später musste sie erneut umziehen. Sowohl das Haus in der Innocentiastraße 19 als auch der Gebäudekomplex in der Schäferkampsallee 25/27, in dem Bertha Katzenstein anschließend unterkam, gehörten der Hamburger Jüdischen Gemeinde bzw. der Reichsvereinigung der Juden in Deutschland. Die Räume dieses Doppelhauses, in denen ursprünglich mehrere jüdische Institutionen beheimatet waren, wurden gegen Ende der 1930er Jahre immer stärker für die Unterbringung alter und pflegebedürftiger Gemeindeglieder genutzt. Je größer die Wohnungsnot wurde, desto mehr alte Menschen mussten hier auf engstem Raum miteinander auskommen.

Unter den vielen meist hochbetagten Bewohnerinnen dieses Alten- und Pflegeheims, die am 15. Juli 1942 nach Theresienstadt deportiert wurden, befand sich auch Bertha Katzenstein. Die gebrechlichen Menschen wurden am Vortag mit ihrem Gepäck in die nahe gelegene Schule Schanzenstraße 20 gefahren, die als Sammelstelle für diesen Transport vorgesehen war. Dort erwarteten sie in mehreren Zimmern Gestapoleute und Beamte der Vermögensverwertungsstelle des Oberfinanzpräsidenten, die ihre achtseitige Vermögenserklärung und ihre Gepäckliste überprüften. Am Abend wurden „ungefähr 50 Personen zugleich in einen Raum geführt, der 25 obere und 25 untere Betten aufwies. Einfache Holzbetten, ohne irgendeine Matratze. Es war die Unterbringung für die kommende Nacht“.

Nur Stunden später drangen andere Fi-

nanzbeamte in die Zimmer und Wohnungen der auf ihren Weitertransport Wartenden ein, um die Vermögenserklärungen vor Ort zu überprüfen. Alles, was die Beamten für geeignet hielten, wurde wenige Tage später öffentlich „zu Gunsten des Reiches“ versteigert.

Als Bertha Katzenstein im Alter von 80 Jahren am 16. Juli 1942 in Theresienstadt eintraf, dürfte ihr schon der erste Eindruck die Augen geöffnet haben, wenn sie der Mär vom „Mustergetto“ überhaupt je Glauben geschenkt hatte. Der größte Teil der Neuankömmlinge fand sich in Massenunterkünften wieder. In der alten Garnisonsstadt, in der vor dem Zweiten Weltkrieg ca. 7000

Menschen gelebt hatten, waren im Juli 1942 ca. 53000 Menschen zusammengepfercht. Der ständige Hunger und die vielen Krankheiten, von denen gerade die alten Menschen verstärkt betroffen waren, erhöhten das Leid der Verschleppten. Diese erbärmlichen Lebensumstände gingen mit einer hohen Sterblichkeitsrate einher, die als Teil der „Endlösung“ durchaus gewollt war.

Bertha Katzenstein lebte noch vier Monate in Theresienstadt, bis sie am 25. November 1942 für immer die Augen schloss. Als Todesursache vermerkte der behandelnde Arzt eine Lungenentzündung, gepaart mit einer Herzmuskelschwäche.

*Text: Klaus Möller, aus:
www.stolpersteine-hamburg.de*

Quellen: Staatsarchiv Hamburg, 522-1, Jüdische Gemeinden, 992b, Kultussteuerkarte der Deutsch-Israelitischen Gemeinde Hamburg. Hamburger jüdische Opfer des Nationalsozialismus. Gedenkbuch, Veröffentlichung aus dem Staatsarchiv Hamburg, Bd. XV, bearbeitet von Jürgen Sielemann unter Mitarbeit von Paul Flamme, Hamburg 1995. Gedenkbuch. Opfer der Verfolgung der Juden unter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft in

Deutschland 1933-1945, Bd. I-IV, herausgegeben vom Bundesarchiv Koblenz. Koblenz 2006. Theresienstädter Gedenkbuch. Die Opfer der Judentransporte aus Deutschland nach Theresienstadt 1942-1945. Prag 2000, Yad Vashem. The Central Database of Shoa Victims' Names: www.yadvashem.org. Bezirksamt Harburg [Hrsg.]: Harburger Opfer des Nationalsozialismus, Hamburg. Recherche: Matthias Heyl und Margit Maron-

de-Heyl. Hamburg 2002. Matthias Heyl: „Vielleicht steht die Synagoge noch!“ Jüdisches Leben in Harburg 1933-45. Norderstedt 2009, S. 196. Wilhelm Mosel: Wegweiser zu den ehemaligen jüdischen Stätten des Leidens in Hamburg und im übrigen Europa. Wissenschaftliche Dokumentationen. Schriftenreihe der Deutsch-Jüdischen Gesellschaft, Heft 2. Hamburg 1994, S. 27ff.

Betty-Heine-Stieg

*St. Pauli (2019), nach Betty H. (27.11.1771 Düsseldorf–3.9.1859 Hamburg), vormals **Peira Heine**, geb. van Geldern, Mutter des Dichters Heinrich Heine; stammte aus einer prominenten jüdischen Familie in Düsseldorf, beherrschte drei Sprachen soweit, dass sie die jeweilige Literatur in der Originalsprache lesen konnte, war musisch gebildet und dem aufgeklärten Gedankengut verpflichtet.*

*Ihr Grab befindet sich auf dem **Jüdischen Friedhof an der Ilandkoppel, Grab Nr. ZX 12***

2019 wurde im Hamburger Stadtteil St. Pauli eine Straße nach Betty Heine, geborene van Geldern, der Mutter von Heinrich Heine, benannt. Sie wohnte zu Lebzeiten am Neuen Wall und in der Dammtorstraße und hatte zu St. Pauli keine wirkliche Beziehung. Ein direkter Bezug zu St. Pauli ist allerdings mit einer anderen Betty Heine herzustellen, die zwar auch eine Verwandte von Heinrich Heine war, nur eben nicht seine Mutter, sondern seine Tante. Nach dieser Betty Heine, geborene Goldschmidt, der Ehefrau des Bankiers Salomon Heine, dem Onkel von Heinrich Heine, wurde das Israelitische Krankenhaus an der Simon von Utrecht Straße im Stadtteil St. Pauli benannt. Direkt dort wurde nun laut Amtlichem Anzeiger vom 23.8.2019 „die etwa 135 m lange, von der Talstraße – südlich Hausnummer 66 – nach Ost-südosten abzweigende und in die Hein-Hoyer-Straße – südlich Hausnummer 41 – einmündende, seit langem vorhandene Wegefläche“ Betty-Heine-Stieg benannt. Dass dieser Weg eigentlich nach der

Tante Heinrich Heines benannt werden sollte, ergibt sich aus der Drucksache 21-4847 der Bezirksversammlung Hamburg-Mitte, in der ein direkter Zusammenhang zwischen Betty Heine, geb. Goldschmidt, und ihrem Gatten Salomon Heine hergestellt wird. So heißt es, dass gegen den Namensvorschlag „Betty und Salomon-Heine-Stieg“ wegen der Namenslänge Bedenken geäußert wurden, denn Straßennamen sollen möglichst kurz und einprägsam sein. Es scheint hier eine Verwechslung vorzuliegen. Deshalb werden an dieser Stelle die Viten beider Frauen vorgestellt.

Betty Heine, die Mutter von Heinrich Heine, ist verschiedentlich Gegenstand im Werk ihres Sohnes. In den Gedichten „An meine Mutter B. Heine, geborene v. Geldern“, „Nachtgedanken“, „Caput XX und XXIV“ in „Deutschland. Ein Wintermärchen“, in den „Memoiren“ und an verschiedenen anderen Stellen kommt sie vor. Doch alle Äußerungen, auch wo sie sich autobiographisch geben, sind stilisiert und fiktionalisiert und können daher nicht mit der Realität gleichgesetzt werden. Heine, der zeit lebens bezüglich seines Geburtsdatums und Vornamens Verwirrung stiftete, spielte auch in den „Memoiren“. In der 60 Seiten langen Schrift, die sich im Wesentlichen auf seine Kindheit und Jugend beschränkt, stellt Heine die Eltern sehr eindeutig als zwei Pole der eigenen psychologischen Charaktermischung dar: die Mutter als die Vernünftige, den Vater als den Emotionalen. Der Mutter weist er die Hauptrolle in seiner Entwicklung zu, dem

Vater bekennt er seine Liebe. Da das Portrait der Mutter bei allen Einschränkungen einen Eindruck von Betty Heine und ihrer Bedeutung für ihren Sohn vermittelt, soll es abschließend zitiert werden. Zunächst jedoch der eigene Versuch, ihr Bild entstehen zu lassen:

Peira van Geldern, die ihren Vornamen später in Betty umwandelte, stammte aus einer prominenten jüdischen Familie von Hoffaktoren und Ärzten in Düsseldorf. Sie besaß die damals für Frauen höherer Schichten übliche Bildung, beherrschte das Lateinische, Französische und Englische soweit, dass sie die Literatur in der jeweiligen Originalsprache lesen konnte, und spielte Flöte. Rousseau und Goethe waren die Lieblingsautoren der dem aufklärerischen Gedankengut verpflichteten jungen Frau. Das in ihrer Zeit weit verbreitete empfindsame Schwärmertum lehnte sie dagegen ab. In einem Brief an die Freundin Helene Jacob Israel heißt es: „Am wenigsten möchte ich mich aber nun von Ihnen bei diesem Namen rufen hören, denn sicher glaube ich, daß Sie über diesen Punkt gleich mit mir denken werden, denn so leicht ich auch eine kleine Schwärmerei verzeihe, so sehr hasse ich dennoch die sogenannte modische Empfindsamkeit, deren Existenz ich mehr für eine Empfindelei als Wirkung eines guten Herzens ansehe.“ (Brief vom 01. Januar 1796) [1]

Auch war sie nicht bereit, sich Konventionen zu fügen, wenn sie gegen ihre Überzeugung standen: „Nur der Schwache muß sich auf das große, dennoch aber schwankende Rohr Etikette stützen. Obgleich ich mit einem

alltäglichen Gesicht und Figur auch einen alltäglichen Geist verbinde, so fühle ich dennoch die Kraft, mich über die Chimären: Vorurtheil, Konvenienz und Etikette, hinaus zu schwingen, und nur den Wohl(an)stand als die einzige Grenzlinie zu betrachten, um mich alsdann freiwillig unter den Schutz der Religion und Tugend zu begeben“, schreibt sie an die Freundin (Brief vom 24. Februar 1769).[1]

Auch politisch bezog sie eine eigene Position. Ihre Kinder warnte sie aufgrund der zerrütteten Verhältnisse im damaligen Deutschland vor der Misere der Kleinstaaterei: „Versprecht mir, nie in einem kleinen Staat eure Heimat zu suchen, wählt große Städte in großen Staaten, aber behaltet ein deutsches Herz für euer deutsches Volk!“[1] Eine aufgeweckte, gebildete und freidenkerische junge Frau also, deren intellektuellen Rang Heine in seiner einseitig vernunftorientierten Darstellung der Mutter aber wahrscheinlich etwas überhöht hat. Der späte Briefwechsel mit dem Sohn, von dem aufgrund einer Vernichtungsaktion Heines leider nur noch wenige Briefe der Mutter erhalten sind, zeugt zwar von einer starken emotionalen Bindung zwischen Mutter und Sohn, nicht aber von einer intellektuellen Teilnahme Betty Heines an seinem Denken und Schaffen. Sie durfte, während er in Paris war, allenfalls kleine Besorgungen bei seinem Verleger Campe in Hamburg erledigen.

Ihre Unabhängigkeit und Selbstständigkeit aber hatte die junge Frau unter Beweis gestellt, als im Sommer 1796 der zweiunddreißigjährige Samson Heine in Düsseldorf auftauchte.

Quellen zu Betty Heine, Heinrich Heines Mutter:

1) Alfred Strodtmann: Die Mutter H. Heine's, nach ihren Jugendbriefen geschildert. In: Deutsche Rundschau 12, 1877.

Betty verliebte sich in den schönen, sanften jüdischen Kaufmann, der mit Luxusgütern handelte. Er befreite sie aus einer tiefen seelischen Krise, in der sie seit dem rasch aufeinanderfolgenden Tod von Vater und Bruder steckte: „Heftige Gemüthsbeunruhigungen verursachen mir auch immer körperliche Leiden, und dies ist die Schuld, daß ich Ihnen noch nicht nach dem Tod meines zweiten Vaters, meines Bruders geschrieben habe, denn die ängstliche Unruhe, und das immerwährende Nachwachen hatte meine sonst unerschütterliche Gesundheit so zerrüttet, daß wenn mich nicht das strenge und scharfe Verbot der Ärzte, die liebevolle Sorgfalt meiner Geschwister, und die dringende Bitte meiner Freunde, vom Krankenbett entfernt hätte, so wäre ich sicher auch eine Beute des Todes worden. Denn durch dem daß (ich) nur mit dem geliebten Kranken beschäftigt war, dessen Krankheit ich sich immer verschlimmern sahe, ohne dem reißenden Übel Schranken setzen, und den theuren Bruder retten zu können, wurde der Tod das Lieblingsbild meiner Phantasie und der einzige Ruhepunkt für meinen müden Geist“, [1] schrieb Betty Heine am 27. Mai 1796 an die Freundin.

Drei Monate später ist ihr einziger Kummer: „... mein Heine reist morgen weg.“ [1] Als die jüdische Gemeinde dem von auswärts kommenden Samson Heine die Heirats- und Niederlassungserlaubnis verweigerte, setzte Betty Heine Himmel und Hölle in Bewegung und erreichte schließlich ihr Ziel: Die Hochzeit fand am 1. Februar 1797 in Düsseldorf

statt. Betty Heine ließ sich fortan in der jüdischen Gemeinde kaum noch sehen. Sie erzog ihre Kinder nicht orthodox, sondern aufklärerisch-liberal und schickte sie aufs Lyzeum bzw. Gymnasium, wo sie die einzigen Juden Düsseldorfs auf einer höheren Schule waren.

Überhaupt scheint Betty Heine sich vorgenommen gehabt zu haben, ihren Kindern den Weg zur Assimilierung und Nobilitierung zu ebnen, was bei dreien von ihnen auch nach ihren Vorstellungen gelang. Die einzige Tochter, Charlotte (geb. 1800), heiratete den angesehenen Hamburger Kaufmann Moritz Embden, zwei ihrer Kinder, Maria und Ludwig, stiegen in den Adel auf. Gustav (geb. 1805) wurde Herausgeber einer regierungsfreundlichen Zeitung in Wien, wofür er zum Ritter und 1870 zum Freiherrn von Heine-Geldern ernannt wurde. Maximilian (geb. 1806) wurde Militärarzt im russischen Dienst, heiratete eine russische Adlige und wurde in den persönlichen Adel erhoben. Nur der älteste Sohn, Heinrich (geb. 1797), widersetzte sich ihren Plänen. Statt einer Laufbahn als Höfling Napoleons, Bankier oder Jurist einzuschlagen, wählte er den Weg, den sie am meisten als brotlose Kunst fürchtete, den des Poeten. Da hatte es auch nichts genützt, dass die ökonomisch denkende Betty Heine jegliche Begegnung ihres Sohnes mit der Welt der Poesie zu unterbinden gesucht hatte. Die Differenzen bezüglich der beruflichen Laufbahn führten jedoch zu keiner Trübung des Verhältnisses zwischen Mutter und Sohn, denn: „Über meine wirkliche Denkart hat sie sich nie eine Herrschaft

angemaßt und war für mich immer die Schonung und Liebe selbst“, [2] heißt es in den „Memoiren“.

Welchen Einfluss die emotionale Bindung an die Mutter hatte, darüber bestehen in der Forschung Meinungsverschiedenheiten. Ob das Verhältnis im Bereich einer starken, eher positiven Mutter-Sohn-Beziehung anzusiedeln ist oder sich auf die fatale Einstellung des Sohnes zu Frauen auswirkte, der die Frauen in der Kunst stilisierte und sublimierte, im Leben aber nur Prostituierte und Grisetten begehren konnte, ist ohne eine differenzierte Beschäftigung mit dem Leben und Werk Heinrich Heines nicht zu beurteilen.

Während Betty Heine sich hauptsächlich um die Erziehung der Kinder kümmerte, baute Samson Heine sein Geschäft auf, was sich zunächst ganz erfolgreich anließ, wie die zunehmend komfortablen Wohnverhältnisse der Familie zeigen. Bettys Verdienst am Wohlstand lag darin, dass sie ihren verschwenderischen Mann in seinen Herren- und Militärallüren bremste. Doch dann kam der Niedergang.

Der Handel mit Luxusgütern war ein Geschäft, das gegen Wirtschaftskrisen empfindlich war, zudem hatte der lebenslustige Samson Heine keinen rechten Kaufmannssinn. Im Frühjahr 1819 musste er Bankrott anmelden – der Anfang vom Ende für ihn. Betty Heine folgte ihrem Mann im März 1820 über Hamburg nach Oldesloe, 1821 oder 22 nach Lüneburg und schließlich 1828 nach Hamburg, wo Samson Heine am 2. Dezember 1828 starb. Der Bankier Salomon Heine, der die Familie seines

Bruders schon seit dem Bankrott finanziell unterstützt hatte, setzte seiner Schwägerin eine Rente von 1000 Mark jährlich aus.

Betty Heine starb am 3. September 1859, dreieinhalb Jahre nach ihrem Sohn Heinrich Heine, der das Portrait seiner Mutter mit ihren Plänen für seine Zukunft beginnt:

„Durch den Rektor und meine Mutter wurde der Zwist beigelegt. Letztere war überhaupt nicht damit zufrieden, daß ich Verse machen lernte, und seien es auch nur französische. Sie hatte nämlich damals die größte Angst, daß ich ein Dichter werden möchte; das wäre das Schlimmste, sagte sie immer, was mir passieren könne.

Die Begriffe, die man damals mit dem Namen Dichter verknüpfte, waren nämlich nicht sehr ehrenhaft, und ein Poet war ein zerlumpeter, armer Teufel, der für ein paar Taler ein Gelegenheitsgedicht verfertigt und am Ende im Hospital stirbt.

Meine Mutter aber hatte große, hochfliegende Dinge mit mir im Sinn, und alle Erziehungspläne zielten darauf hin. Sie spielte die Hauptrolle in meiner Entwicklungsgeschichte, sie machte die Programme aller meiner Studien, und schon vor meiner Geburt begannen ihre Erziehungspläne. Ich folgte gehorsam ihren ausgesprochenen Wünschen, jedoch gestehe ich, daß sie schuld war an der Unfruchtbarkeit meiner meisten Versuche und Bestrebungen in bürgerlichen Stellen, da dieselben niemals meinem Naturell entsprachen, Letzteres, weit mehr als die Weltbegebenheiten, bestimmte meine Zukunft.

2) Heinrich Heine: Werke und Briefe in zehn Bänden. Hrsg. von Hans Kaufmann. Bd. 7. Berlin, Weimar 1980.

In uns selbst liegen die Sterne unseres Glücks.

Zuerst war es die Pracht des Kaiserreichs, die meine Mutter blendete, und da die Tochter eines Eisenfabrikanten unserer Gegend, die mit meiner Mutter sehr befreundet war, eine Herzogin geworden und ihr gemeldet hatte, daß ihr Mann sehr viel Schlachten gewonnen und bald auch zum König avancieren würde – ach, da träumte meine Mutter für mich die goldensten Epauletten oder die brodiertesten Ehrenchargen am Hofe des Kaisers, dessen Dienst sie mich ganz zu widmen beabsichtigte.

Deshalb mußte ich jetzt vorzugsweise diejenigen Studien betreiben, die einer solchen Laufbahn förderlich, und obgleich im Lyzeum schon hinlänglich für mathematische Wissenschaften gesorgt war und ich bei dem lebenswürdigen Professor Brewer vollauf mit Geometrie, Statik, Hydrostatik, Hydraulik und so weiter gefüttert ward und in Logarithmen und Algebra schwamm, so mußte ich doch noch Privatunterricht in dergleichen Disziplinen nehmen, die mich instand setzen sollten, ein großer Strategiker oder nötigenfalls der Administrator von eroberten Provinzen zu werden.

Mit dem Fall des Kaiserreichs mußte auch meine Mutter der prachtvollen Laufbahn, die sie für mich erträumt, entsagen; die dahin zielenden Studien nahmen ein Ende, und sonderbar! sie ließen auch keine Spur in meinem Geiste zurück, so sehr waren sie demselben fremd. Es war nur eine mechanische Errungenschaft, die ich von mir warf als unnützen Plunder.

Meine Mutter begann jetzt in anderer Richtung eine glänzende Zukunft für mich zu träumen.

Das Rothschildsche Haus, mit dessen Chef mein Vater vertraut war, hatte zu jener Zeit seinen fabelhaften Flor bereits begonnen; auch andere Fürsten der Bank und der Industrie hatten in unserer Nähe sich erhoben, und meine Mutter behauptete, es habe jetzt die Stunde geschlagen, wo ein bedeutender Kopf im merkantilschen Fache das Ungeheuerlichste erreichen und sich zum höchsten Gipfel der weltlichen Macht emporschwingen könne. Sie beschloß daher jetzt, daß ich eine Geldmacht werden sollte, und jetzt mußte ich fremde Sprachen, besonders Englisch, Geographie, Buchhalten, kurz, alle auf den Land- und Seehandel und Gewerbskunde bezüglichen Wissenschaften studieren.

Um etwas vom Wechselgeschäft und von Kolonialwaren kennenzulernen, mußte ich später das Comptoir eines Bankiers meines Vaters und die Gewölbe eines großen Speze-reihändlers besuchen; erstere Besuche dauerten höchstens drei Wochen, letztere vier Wochen, doch ich lernte bei diesen Gelegenheiten, wie man einen Wechsel ausstellt und wie Muskatnüsse aussehen.

Ein berühmter Kaufmann, bei welchem ich ein apprenti millionaire werden wollte, meinte, ich hätte kein Talent zum Erwerb, und lachend gestand ich ihm, daß er wohl recht haben möchte.

Da bald darauf eine große Handelskrise entstand und wie viele unserer Freunde auch

mein Vater sein Vermögen verlor, da platzte die merkantile Seifenblase noch schneller und kläglicher als die imperiale, und meine Mutter mußte nun wohl einen andere Laufbahn für mich träumen.

Sie meinte jetzt, ich müsse durchaus Jurisprudenz studieren. Sie hatte nämlich bemerkt, wie längst in England, aber auch in Frankreich und im konstitutionellen Deutschland der Juristenstand allmächtig sei und besonders die Advokaten durch die Gewohnheit des öffentlichen Vortrags die schwatzenden Hauptrollen spielen und dadurch zu den höchsten Staatsämtern gelangen. Meine Mutter hatte ganz richtig beobachtet ...

Ich brachte jenes gottverfluchte Studium zu Ende, aber ich konnte mich nimmer entschließen, von solcher Errungenschaft Gebrauch zu machen, und vielleicht auch weil ich fühlte, daß andere mich in der Advokasserie und Rabulisterie leicht überflügeln würden, hing ich meinen juristischen Doktorhut an den Nagel.

Meine Mutter machte eine noch ernstere Miene als gewöhnlich. Aber ich war ein sehr erwachsener Mensch geworden, der in dem Alter stand, wo er der mütterlichen Obhut entbehren muß.

Die gute Frau war ebenfalls älter geworden, und indem sie nach so manchem Fiasko die Oberleitung meines Lebens aufgab, beute sie, wie wir oben gesehen, daß sie mich nicht dem geistlichen Stande gewidmet.

Sie ist jetzt eine Matrone von siebenundachtzig Jahren, und ihr Geist hat durch das



Betty Heine, porträtiert von Isidor Popper

Alter nicht gelitten ...

Ihr Glauben war ein strenger Deismus, der ihrer vorwaltenden Vernunftfrichtung ganz angemessen. Sie war eine Schülerin Rousseaus, hatte dessen ‚Emile‘ gelesen, säugte selbst ihre Kinder, und Erziehungswesen war ihr Steckenpferd. Sie selbst hatte eine gelehrte Erziehung genossen und war die Studiengefährtin eines Bruders gewesen, der ein ausgezeichnete Arzt ward, aber früh starb. Schon als ganz junges Mädchen mußte sie ihrem Vater die lateinischen Dissertationen und sonstige gelehrte Schriften vorlesen, wobei sie oft den Alten durch ihre Fragen in Erstaunen setzte.

Ihre Vernunft und ihre Empfindung war die Gesundheit selbst, und nicht von ihr erbte ich den Sinn für das Phantastische und die Romantik. Sie hatte, wie ich schon erwähnt, einen Angst vor Poesie, entriß mir jeden Roman, den sie in meinen Händen fand, erlaubte mir keinen Besuch des Schauspiels, versagte mir die Teilnahme an Volksspielen, überwachte meinen Umgang, schalt die Mägde, welche

Abb.: Gemeinfrei, <https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=46936868a> (<http://www.heine-schumann.de/posts/frauen-in-der-familie>)

in meiner Gegenwart Gespenstergeschichten erzählten, kurz, sie tat alles Mögliche, um Aberglauben und Poesie von mir zu entfernen.

Sie war sparsam, aber nur in bezug auf ihre eigene Person; für das Vergnügen anderer konnte sie verschwenderisch sein, und da sie das Geld nicht liebte, sondern nur schätzte, schenkte sie mit leichter Hand und setzte mich oft durch ihre Wohltätigkeit und Freigiebigkeit in Erstaunen.

Welche Aufopferung bewies sie dem Sohne, dem sie in schwieriger Zeit nicht bloß das Programm seiner Studien, sondern auch die Mittel dazu lieferte! Als ich die Universität bezog, waren die Geschäfte meines Vaters in sehr traurigem Zustand, und meine Mutter verkaufte ihren Schmuck, Halsband und Ohringe von großem Werte, um mir das Auskommen für die vier ersten Universitätsjahre zu sichern.

Soviel wirst Du gemerkt haben, teurer Leser, daß die Inokulation der Liebe, welche meine Mutter in meiner Kindheit versuchte, keinen günstigen Erfolg hatte. Es stand geschrieben, daß ich von dem großen Übel, den Pocken des Herzens, stärker als andere heimgesucht werden sollte, und mein Herz trägt die schlechtvernarbten Spuren in so reichlicher Fülle, daß es aussieht wie die Gipsmaske des Mirabeau oder wie die Fassade des Palais Mazarin nach den glorreichen Julitagen oder gar wie die Reputation der größten tragischen Künstlerin.“[2]

Text: Brita Reimers

Betty Heine, geb. Goldschmidt (25.9.1777–15.1.1837 Hamburg), Ehefrau des Bankiers Salomon Heine entstammte einer wohlhabenden Hamburger jüdischen Familie. Im Alter von 17 Jahren, im Jahr 1794, wurde sie von dem zehn Jahre älteren Bankier Salomon Heine (1767–1844) geheiratet, dem Onkel des Dichters Heinrich Heine. Damals war Salomon Heine im Bankhaus von Meyer Wolf Popert, einem Verwandten seiner Mutter, beschäftigt. Drei Jahre nach seiner Vermählung mit Betty gründete er 1797 zusammen mit Marcus Abraham Heckscher (1770–1823) die Privatbank Heckscher & Co. Weitere zwanzig Jahre später war er alleiniger Geschäftsführer der Bank geworden und hatte die Firma in Bankhaus Salomon Heine umbenannt.

Salomon Heine soll sich sehr dem weiblichen Geschlecht hingezogen gefühlt haben. Besonders, wenn junge Damen bei ihm um Spenden baten, bedachte er diese sehr großzügig aus seiner Geldschatulle. Die Autorin Susanne Wiburg schreibt in ihrem sehr lesenswerten Buch über Salon Heine: „Über Wohlthaten dieser Art wurde in der Stadt um so mehr getratscht, als Salomon Heine, zumindest in jungen Jahren, ein recht gutaussehender Mann gewesen sein muß.“[1]

Eine andere Charakterseite Salomon Heines war sein Jähzorn. Er „neigte zu plötzlichen wilden Wutanfällen und konnte dann recht ausfallend werden. Darunter litt besonders seine geduldige Ehefrau Betty.“[2]

Betty und Salomon Heine bekamen im Laufe ihrer Ehe neun Kinder, von denen drei

Quellen zu Betty Heine, Tante von Heinrich Heine:

- 1) Susanne Wiborg: Salomon Heine. Hamburgs Rothschild Heinrichs Onkel. Hamburg 1994, S. 44.
- 2) Susanne Wiborg, a. a. O., S. 45.

im Kindesalter verstarben.

Das Wohn- und Bankhaus befand sich am Jungfernstieg 34. In den Sommermonaten lebte die Familie im 1808 erworbenen Haus an der Elbchaussee 31, 31a und 43. Die Villa wurde 1880 abgerissen. Erhalten blieb nur das Gärtnerhäuschen, welches heute als Gedenkstätte und Sitz des Vereins „Heine-Haus“ dient.

Als Betty Heine im Alter von 59 Jahren unerwartet verstarb, war ihr Ehemann sehr bestürzt darüber: „Noch zwei Jahre nach diesem traurigen Ereignis schrieb er seinem Neffen Heinrich nach Paris: ‚Den 15. Jan. wird es Zwey Jahr, daß mein Glück zur Erde gegangen, meine Nächte sind fürchterlich genug, was helft schreiben und klagen, der Mann mus allein tragen können.‘“[3]

Ein Portrait von Betty Heine befindet sich seit 2015 im Heine-Haus. Die Jüdische Gemeinde Hamburg hatte dem Verein Heine-Haus e. V. das Gemälde als Dauerleihgabe übergeben. Das Gemälde selbst wurde zehn Jahre zuvor im Keller der Synagoge Hohe Weide wiedergefunden.

„Heinrich Heine war oft zu Besuch im Landhaus des Onkels in Ottensen. Bei manchen Unterredungen mit seinem Onkel soll es oftmals sehr hitzig zugegangen sein, wobei die liebenswürdige Tante Betty vieles wieder beschwichtigt haben soll.

Dieser Tante widmete Heinrich Heine zum 48. Geburtstag am 25. September 1825 das Gedicht ‚Sonnenaufgang‘

*Hochgehret fühlt sich die Sonne,
Die purpurgelborene,
Sie schmückt sich hastig,
Und hastig eilt sie über das Wasser,
Eilt in die Mündung der Elbe,
Stromaufwärts, Blankenes entlang,
Und sputet sich eifrig, und kommt noch
zeitig*

*Nach Onkels Villa zu Ottensen,
Und findet noch, frühstückversammelt,
Alldort die schöne Tante
Und den Oheim, den fürstlichen Mann,
Und die lieben Mädchen,
Und Carl, den göttlichen Jungen,
Dem die Welt gehört,
Und den vornehmherrlichen Herrmann,
Der jüngst aus Italien gekommen,
Und vieles gesehn und erfahren,
[...]"[4]*

Nach dem Tod seiner Frau machte sich Salomon Heine einige Jahre darüber Gedanken, wie er ihrer gedenken könne. So entstand die Idee, ein Krankenhaus zu stiften: das Israelitische Krankenhaus unter dem Namen „Betty-Heine-Krankenhaus“. Salomon Heine gab für den Bau dieses Krankenhauses an der Simon-von-Utrecht-Straße 2 im Jahre 1839 die Summe von 80 000 Mark Banco. Zur Bedingung machte er u. a., dass, weil seine Schenkung zu Ehren seiner 1837 verstorbenen Ehefrau Betty geschehe, dies deutlich als Inschrift an der Fassade des Hauses sichtbar werden müsse. So wurde die Inschrift angebracht: „Krankenhaus der israelitischen Gemeinde

3) Sylvia Steckmest: Drei Stifter für Hamburg. Salomon Heine und das Israelitische Krankenhaus – Carl Heine und die Kunsthalle – Therese Halle geb. Heine und das Wohnstift. In: Liskor – Erinnern. Magazin der

Hamburger Gesellschaft für jüdische Genealogie e. V., 1. Jg. Juni 2016.

4) www.heine-haus-hamburg.de/Salomon-Heine/

der sel. Betty Heine zum Andenken erbaut von ihrem Gatten Salomon Heine Ao. 1841.“ Das Krankenhaus war damals das modernste Krankenhaus der Stadt und nahm PatientInnen ohne Ansehen der Konfession auf.

Als sich das Krankenhaus schon bald als zu klein erwies und neue Gebäude errichtet werden mussten, gab Salomon Heine wieder eine große Summe Geldes – 30 000 Mark. Auch diese Spende war mit der Auflage verbunden, seiner verstorbenen Ehefrau Betty zu gedenken. Dazu sollte nun in der kleinen Synagoge des Krankenhauses eine ewige Lampe brennen und „für die wenige Zeit jedes Jahr an ihrem Todestag auf ihrem Grabe durch zehn arme Israeliten die in solchem Falle üblichen Gebete verrich[tet werden]“.

In der NS-Zeit wurde die Giebelinschrift, mit der an Betty Heine erinnert wird, abgeschlagen. Das Krankenhaus wurde nach 1940 zu einem Reservelazarett und zu einer Kiefernkllinik. Auch wurde ein Bunker eingebaut, die Synagogenfenster zugemauert und 1943 die Stiftung Salomon Heines aufgelöst.

Blostwiete und **Blosweg**

*Horn, seit 1945, benannt nach **Wilhelm Blos** (1849–1927), Reichstagsabgeordneter. Journalist, Schriftsteller, erster Staatspräsident des republikanischen Württemberg*

*Ergänzt 2017 um seine ebenso bedeutende Ehefrau **Anna Blos**, geb. Tomaszewska.*

*Neuer Erläuterungstext: benannt nach **Wilhelm B.** (1849–1927), Journalist in Hamburg, Schriftsteller und Politiker, Mitglied des Reichstags (SPD), und dessen Ehefrau **Anna B.** (1866–1933), Mitglied der Nationalversammlung und erste Ortsschulrätin in Deutschland*

Anna Tomaszewska (4.8.1866 Liegnitz–27.4.1933 Stuttgart), Tochter eines Oberstabsarztes 1. Klasse, war seit 1905 mit **Wilhelm Blos** verheiratet. Sie hatte an der Berliner Universität Geschichte, Literatur und Sprachen studiert. 1910 wurde sie die erste Ortsschulrätin Deutschlands. Gleichzeitig war sie Politikerin und wurde 1919 als einzige weibliche Abgeordnete der württembergischen SPD bei der Wahl zur Deutschen Nationalversammlung zum Mitglied der Weimarer Nationalversammlung gewählt.

Anna Blos setzte sich besonders für das Frauenwahlrecht ein. Nach ihrer Heirat wurde sie auch als Journalistin der sozialistischen *Schwäbischen Tagwacht* und der von Clara Zetkin herausgegebenen *Gleichheit* sowie noch anderen Zeitungen tätig.

Während ihr Mann württembergischer Staatspräsident war, war Anna Blos neben ihrer Tätigkeit als Oberschulrätin und Politikerin in der Weimarer Nationalversammlung 1918 Gründerin und Vorsitzende des Verban-

des Stuttgarter Hausfrauen. Darüber hinaus war sie Mitglied im Rat der geistigen Arbeiter und Arbeiterinnen Stuttgart, Mitglied des Württembergischen Goethebundes, im Württembergischen Verein für Frauenstimmrecht, im Propagandaausschuss zur Aufklärung über das Frauenwahlrecht und nach der Gründung der Volkshochschule Stuttgart im Jahre 1919 im Bereich der dortigen Frauenabteilung tätig.

Besonders hervorzuheben sind Anna Blos Veröffentlichungen zur Geschichte der proletarischen Frauenbewegung und ihr Einsatz für eine Überarbeitung und Neubewertung der Rolle der Frauen in der zeitgenössischen Geschichtsschreibung. Anna Blos zeigte auf, dass emanzipierte weibliche Traditionslinien in der Geschichte vom männlichen Forscherblick als nebensächlich abgetan wurden. Und so wurde es ihr ein wichtiges Anliegen, von Frauen zu erzählen, die an der Entwicklungsgeschichte des deutschen Volkes mitgewirkt hatten.

In ihrem frauenpolitischen Anliegen wurde sie stets von ihrem Mann unterstützt.

Text: Rita Bake

Borchertstraße

Stellingen, seit 2017, nach Ursula Borchert (13.7.1923–22.10.2007), 1. Vorsitzende des Bürger- und Heimatvereins Stellingen von 1882 e. V.

Über Ursula Borchert verfasste Heinrich Schürmann folgende Vita:

Unser Bürgerverein in Stellingen und seine Vorsitzende Ursula Borchert wurden während der vergangenen 28 Jahre immer in einem Atemzug genannt. Der Bürgerverein – das war Ursula Borchert. Und was sie für den Bürgerverein war, war der Bürgerverein auch für sie, es war „ihr“ Bürgerverein. So kennen unsere Mitglieder sie auch zumeist nur in dieser Funktion, die für sie immer mehr zu einer Lebensaufgabe geworden war.

„Hatte sie denn gar kein Privatleben?“, fragte sich da wohl mancher. Wer Ursula Borchert etwas näher kannte, wusste natürlich, dass dem nicht so war. Vor allem kümmerte sie sich bis zu deren Tod 1989 um ihre Mutter, mit der sie am Basselweg 32 zusammenlebte. Doch auch die Verbindung zur Tochter Imke, dem Schwiegersohn, den beiden Enkelkindern und später deren Angetrauten war sehr eng und wurde durch gegenseitige Besuche und gemeinsame Unternehmungen – bis nach Amerika – intensiv gepflegt.

Obwohl Ursula Borchert, geborene Oppermann, am 23.7.1923 in Stellingen geboren wurde und bis zu ihrem Tod am 22.10.2007 in Stellingen wohnte, hat sie doch nach dem Motto: „Mit der Heimat im Herzen die Welt umfassen“ sehr viele Reisen innerhalb Deutschlands und

ins benachbarte Ausland unternommen, besonders oft als ‚Reisemarschallin‘ des Bürgervereins, und dabei auch viele nette Menschen kennengelernt, mit denen sie teilweise bis ans Lebensende freundschaftlich verbunden blieb.

Die allerlängste enge Freundschaft aber verband sie mit unserem Mitglied Ruth Zimmermann, geborene Petersen, denn sie begann bereits in allerfrühester Kindheit in der Kieler Straße, wo die Familien Oppermann und Petersen die benachbarten Häuser Nr. 340 und Nr. 342 bewohnten.

Vater Oppermann war zunächst bei C. Schönfeldt's Buchdruckerei in der Gutenbergstraße (seinerzeit Herausgeber des LOKALANZEIGERS für Stellingen-Langenfelde, Eidelstedt, Lokstedt, Niendorf und Schnelsen) und später in leitender Stellung bei Broschek & Co. (Hamburger Fremdenblatt) an den Großen Bleichen tätig.

Die beiden gleichaltrigen Mädchen verlebten eine glückliche Kindheit und gemeinsame Schulzeit, wie sich Ruth Zimmermann erinnert. Es wurde gemeinsam ab 1930 die Schule in der Jugendstraße besucht und zusammen zum Turnen gegangen (für das Turnen brachte Ursula allerdings kein dauerhaftes Interesse auf). Aus dieser Zeit stammt folgende kleine Anekdote, die zwei Charaktereigenschaften von Ursula Borchert beleuchtet: Ein unbestechliches Gerechtigkeitsempfinden und eine gewisse schalkhafte Schadenfreude, wenn jemand sich hervortun wollte und dabei scheiterte:

Freundin Ruth wollte Ursula ihre sportliche Überlegenheit zeigen, in dem sie aus dem

Stand über eine beim Haus stehende Mülltonne hüpfte. Der Sprung gelang ihr zwar, aber ihr Kleid hatte sich an der Tonne verfangen und einen langen Riss davongetragen. Ergebnis Schelte der Mutter und Stubenarrest. Als die eingesperrte Turnerin aus dem Fenster ihres Kinderzimmers der draußen stehenden Freundin Ursula zuwinkte, um ihr Mitleid zu erhaschen, rief ihr diese mit berechtigtem Grinsen und entsprechenden Handbewegungen ‚Ätsch‘ zu. Das war in Ursulas Augen eben die gerechte Strafe für Angeberei.

1933 zog die Familie Oppermann um in eine komfortablere Wohnung in der Hagenbeckallee, doch tat das der Freundschaft der beiden bisherigen Nachbarskinder keinerlei Abbruch, auch nicht, als sich 1934 beider Schulwege trennten und Ursula Borchert in das Gymnasium Allee in Altona (heute Max-Brauer-Allee) wechselte, das sie 1940 mit der ‚mittleren Reife‘ verließ.

Schon 1943 – also mit gerade 20 Jahren und mitten im Krieg – heiratete Ursula Borchert und bekam 1944 ihre Tochter Imke. Leider wurde die Ehe, wohl auch als Folge der Kriegseignisse, bereits fünf Jahre später wieder geschieden. Die junge Mutter hat danach auch nie mehr den Schritt in eine neue eheliche Verbindung getan. Sie widmete sich ganz ihrer kleinen Tochter und zog 1952 dann mit ihren Eltern in das neuerbaute Haus am Basselweg 32 (das auf dem Grundstück eines 1943 zerstörten Hauses errichtet worden war). Dort war sie zeitweilig im Baugeschäft ihres (viel älteren) Bruders tätig, danach dann einige

Zeit beim Hamburger Adressbuch-Verlag. Ab Oktober 1961 arbeitete sie beim Fernmeldeamt 1 in der Schlüterstraße, wo ihr gutes Zahlengedächtnis von Vorteil war. Sie blieb dort bis zum 30.9.1966 und wechselte dann zu einer Tochtergesellschaft des Haarwaschmittel-Herstellers Schwarzkopf, wo sie sich schließlich zur Chefsekretärin hochdiente. Obgleich ihr die Arbeit in dieser Vertrauensstellung sehr gefiel, ging sie 1984 vorzeitig in Rente, denn sie wollte sich – nach dem Tod ihres Vaters – ganz der Pflege ihrer betagten Mutter widmen. Außerdem hatte sie nun auch mehr Zeit für ihr eigentliches Hobby – den Bürgerverein, in dem sie als bewusste Stellingerin bereits seit 1953 Mitglied war und den sie seit 1979 als Erste Vorsitzende leitete. Ihr besonderes Anliegen war dabei, unseren Vereinsmitgliedern die Liebe zu unserer schönen deutschen Heimat und auch des umliegenden Auslands zu vermitteln. Die Organisation und Durchführung dieser Reisen nahm sie mit größter Sorgfalt, Umsicht und persönlicher Zuwendung für jeden Mitreisenden vor. Viele Mitglieder erinnern sich gern daran. Zuverlässigkeit und natürlicher Sinn für das Machbare und Praktische in all ihrer Arbeit für unseren Bürgerverein zeichneten sie ebenso aus wie eine zupackende nimmermüde Energie und Freude an den Aufgaben, die sie sich gestellt hatte. Und sie konnte auch andere damit anstecken und zur aktiven Mitarbeit anspornen.

Eine tatkräftige Nachbarin und enge Freundin fand Ursula Borchert ab 1983 in dem im gegenüberliegenden Haus am Basselweg

wohnenden Bürgervereinsmitglied Ellen Kranert. Beide harmonierten in idealer Weise und halfen sich gegenseitig, wann immer nötig – sei es bei der gemeinsamen Arbeit für den Bürgerverein oder bei der gegenseitigen Beaufsichtigung der Wohnungen oder des kranertschen Hundes.

Aufmerksamkeit ihren Freunden, Vereinsmitgliedern (viele waren beides in einer Person) und überhaupt ihren Mitmenschen gegenüber war ein besonderer Wesenszug von Ursula Borchert, der ihr viele Sympathien eintrug. Und so bekannte sie in ihrer allerletzten Lebensphase denn auch:

„Ich hatte ein schönes Leben.“

Text: Heiner Schürmann, Schriftführer des Bürger- und Heimatvereins Stellingen von 1882 e. V.



Ursula Borchert, 1982

Bornsteinplatz

Steinwerder, seit 2016, benannt nach Dr. med. Olga Adele Bornstein (1881–1912) und Dr. med. Arthur Bornstein (1881–1932); 1909 wurde das Ärztehepaar, das sich mit der Caissonkrankheit beschäftigt hatte, als Druckluftärzte auf die Tunnelbaustelle des St. Pauli Elbtunnels berufen; mit ihren sorgfältigen Untersuchungen und neuen Behandlungsmethoden mit der Druckkammer wurden über 700 Arbeiter behandelt und vor gesundheitlichen Schäden bewahrt; dies Wirken galt als Geburtsstunde der Druckluftmedizin.

Arthur Bornstein (14.4.1881 Berlin–25.1.1932 Bad Oeynhausen) war der Sohn von Jenny Bornstein, geborene Barth (13.7.1859 Berlin–1951 Herrin/USA), eine der ersten Frauen, die in Marburg ein Staatsexamen in Medizin abgelegt hatten. Das war im Jahre 1902. Vier Jahre zuvor hatte sie 1898 in Zürich promoviert. Damals war ihr Sohn Arthur 17 Jahre alt gewesen.

Jenny Bornstein, die mit dem Kaufmann Philipp Bornstein verheiratet war, wurde 1891 im Alter von 32 Jahren Witwe. Neun Jahre später begann sie 1900 eine Tätigkeit als Vereinsärztin bei der Hilfskasse des „Kaufmännischen und gewerbl. Hilfsverein f. weibl. Angestellte“ in Berlin; von 1903 bis 1912 arbeitete sie als niedergelassene Ärztin in der Hallischen Straße 1 in Berlin.

„Ihr Name taucht in der Auseinandersetzung um die Zulassung der im Ausland approbierten Ärztinnen zur Kassenpraxis auf. Nach der negativen Entscheidung des Berliner Polizeipräsidenten (1900) scheint die Hilfskasse des ‚Kaufmännischen und gewerblichen Hilfsvereins

für weibliche Angestellte‘ das Verbot umgangen zu haben. Im Juli 1900 tauchen zwei der bisherigen Kassenärztinnen, Agnes Hacker und Pauline Ploetz, als ‚Vereinsärztinnen‘ auf. Jenny Bornstein wird als dritte Ärztin anstelle von Agnes Bluhm genannt. November 1901 wurde sie vom Hilfsverein beurlaubt, wahrscheinlich um sich auf das deutsche Staatsexamen vorzubereiten, das sie 1902 in Marburg ablegte. Danach war sie wieder im Hilfsverein tätig. Am 21.6.1902 hält sie vor dem Neuen Volksschullehrerinnenverein in Berlin einen Vortrag über ‚Erholungsreisen‘. (Lt. Auskunft der Urenkelin soll J. B. in Berlin an der Charité und im Krankenhaus Moabit mit Prostituierten gearbeitet haben).“¹

Sohn Arthur studierte ebenfalls Medizin und bestand ein Jahr vor seiner Mutter das Physikum. Er promovierte an der Universität Kiel, war dann von 1903 bis 1905 am Tierphysiologischen Institut der Landwirtschaftlichen Hochschule Berlin tätig, danach Assistent an der Psychiatrischen Klinik Basel, am Physiologischen Institut in Berlin und an der Universität Genf. Von 1907 bis 1909 arbeitete er im Stoffwechsellabor der Psychiatrischen Klinik in Göttingen. Hier habilitierte er sich.

„1905 beschloss die Hamburger Bürgerschaft, einen Tunnel unter der Elbe zu bauen. Dieser sollte Arbeitern, die nördlich der Elbe wohnten, einen einfachen und ungefährlichen Weg zu ihren Arbeitsstätten im Hafen ermöglichen. Nach Beginn der Ausschachtung traten bei Druckluftarbeiten innerhalb von drei Monaten mehr als 200 Fälle einer Krankheit [Tau-

Quellen:

1) <http://geschichte.charite.de/aeik/biografie.php?ID=AEIK00157>

cherkrankheit] auf, die therapeutisch nicht beherrschbar war. Scharfe Kritik an den Behörden, gar ein kurzfristiger Streik der Arbeiter waren die Folge. Daher wurde ein Arzt gesucht, der die Baustelle betreuen und gleichzeitig wissenschaftliche Untersuchungen durchführen sollte.² Arthur Bornstein bekam die Stelle.

Anfang 1909 zog er mit seiner Frau **Olga Adele** in eine Wohnung in der Nähe der Baustelle des Hamburger Elbtunnels. Das Ehepaar führte gemeinsam Untersuchungen durch, die die „Grundlage für die auch heute noch angewendete Rekompansions- und Sauerstoffüberdrucktherapie der Caissonkrankheit“³ lieferte.

Das Paar hatte ein Kind, den Sohn Friedrich (Fritz; 9.2.1910–1978). Auch er wurde später Mediziner.

Adele Bornstein starb 1912 im Alter von 31 Jahren bei der Geburt ihres zweiten Kindes.⁴ Nach ihrem Tod kümmerte sich Jenny Bornstein, damals Mitte 50 Jahre alt, um den Enkel Fritz und den Haushalt des Sohnes, der 1910, nach Abschluss der Bauarbeiten des Elbtunnels, Leiter des neu eingerichteten Chemischen Laboratoriums am Allgemeinen Krankenhaus St. Georg geworden war.

Nach dem Tod seiner Frau teilte Arthur Bornstein die Ergebnisse ihrer Untersuchungen über Plethora mit, die sie in der biologischen Abteilung des ärztlichen Vereins in Hamburg durchgeführt hatte.

Adele Bornstein veröffentlichte zu Lebzeiten folgende Publikationen: Ueber Salvarsan in der Milch (Münch. Med. Wschr. 1911, Nr. 33); Über den Einfluß komprimierter Luft auf die

Blutbildung. In: Pflügers Archiv 138 (1911), S. 609–616.

1919 wurde Arthur Bornstein ordentlicher Professor für Pharmakologie an der neu eröffneten Hamburger Universität und 1930/31 Dekan der medizinischen Fakultät. Er widmete sich in seinen Forschungen dem Hormonstoffwechsel und nahm gefährliche Selbstversuche mit Insulinpräparaten vor.

1931/32 gründete er eine balneologische Forschungseinrichtung in Bad Oeynhausen. Hier erforschte er den Einfluss von Bädern auf den menschlichen Organismus. So verfasste er 1931 eine Untersuchung mit dem Titel „Aenderung der sensiblen und motorischen Erregbarkeit in Bädern“. 1932 verstarb er.

Der gemeinsame Sohn des Ehepaares Adele und Arthur Bornstein emigrierte nach 1933 in die USA, wahrscheinlich mit seiner Großmutter Jenny Bornstein, da diese in den USA verstarb.

2) Kai Sammer: Arthur Bornstein. In: Franklin Kopitzsch, Dirk Brietzke (Hrsg.): Hamburgische Biografie. Personenlexikon. Bd. 4. Göttingen 2008, S. 61.

3) Ebenda.

4) Siehe unter: <http://geschichte.charite.de/aeik/biografie.php?ID=AE1Koo893>

Breitscheidweg

Heimfeld, seit 1976, benannt nach **Rudolf Breitscheid** (1874–1944), Reichstagsabgeordneter (SPD), Verfolgter des NS-Regimes

Ergänzt 2017 um die ebenso bedeutende Ehefrau **Tony Breitscheid**, geb. Drevermann (1878–1968)

Neuer Erläuterungstext, benannt nach **Rudolph B.** (1874–1944), Mitglied des Reichstags (SPD), Opfer des Nationalsozialismus und dessen Ehefrau **Tony B.** (1878–1968), Frauenrechtlerin, Verfolgte des Nationalsozialismus

Rudolf Breitscheid war seit 1908 mit der Frauenrechtlerin **Tony Breitscheid**, geb. Drevermann verheiratet. Auch sie war wie ihr Mann Mitglied der SPD. Sie setzte dafür ein, dass die Frauen Stimmrecht bekamen.

Nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten ging das Paar ins Exil nach Frankreich. Ende 1941 wurde Tony Breitscheid mit ihrem Mann von der französischen Polizei an die Nationalsozialisten ausgeliefert. Anfang 1942 wurde das Paar in das Konzentrationslager Sachsenhausen verbracht und von dort im September 1943 ins KZ Buchenwald. Dort war das Ehepaar in einer Sonderbaracke für sogenannte prominente Häftlinge untergebracht. Am 24. August 1944 wurde Tony Breitscheid bei dem Luftangriff auf die Hallen des Gustloff-Rüstungswerkes verschüttet, sie überlebte schwerverletzt. Rudolf Breitscheid kam bei dem Luftangriff entweder ums Leben oder wurde verletzt und dann von den NS-Wachen ermordet. Nach der Befreiung vom Nationalsozialismus zog Tony Breitscheid zu ihrem Sohn

nach Kopenhagen-Charlottenlund und kehrte bewusst nicht nach Deutschland zurück.

Text: Rita Bake



Eine der zahlreichen Schriften zum Wahlrecht für Frauen von Tony Breitscheid, erschienen 1911 in Berlin

Brombergstieg

Stellingen, seit 2017, nach Eleonore „Laura“ Bromberg, geb. Kann (15.12.1852 Frankfurt/Main– 20.12.1927 Hamburg), Frauenrechtlerin

Laura Bromberg war Mitbegründerin des Frauenvereins zur Unterstützung der Armenpflege. Intensiv widmete sie sich auch dem Rechtsschutzverein für Frauen, dessen zweite Vorsitzende sie war. (Erste Vorsitzende war Julie Eichholz).

Die 1896 gegründete Ortsgruppe Hamburg des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins hatte den Rechtsschutzverein in der Straße Am Brandsende Nr. 5 eingerichtet. In den von der Frauenrechtlerin Julie Eichholz gemieteten Räumen wurde „von Frau zu Frau“ beraten. „Die beratenden Frauen mussten sich dafür eigenständig und unabhängig von einer Ausbildungseinrichtung in wichtige juristische Fragen einarbeiten, um kompetent Rat zu erteilen.

In Laura Bromberg hatte Julie Eichholz eine kompetente zweite Vorsitzende. Der Hamburgische Correspondent schrieb in einem Nachruf über Laura Bromberg: „Hier tätig zu sein, hier mit jener so oft als Fraueninstitut gekennzeichneten scharf logischen, und in aller Wirrnis der meist mit bedeutend mehr Breitschweifigkeit als Klarheit von den Klientinnen (aller Gesellschaftsschichten) vorgetragenen Klagen, den Kernpunkt erkennenden Art der Sache auf den Grund zu gehen und ihren Schützlingen mit weitsichtigem, lebenserfahrenem Rat und Tat beizustehen, war ihr selb-

verständliche, liebgewordene Pflicht.“

Laura Bromberg war auch Mitbegründerin des Frauenvereins zur Unterstützung der Armenpflege und Vorstandsmitglied der Stellenvermittlung für weibliches Hauspersonal mit Sitz in der ABC-Straße 57. Die Stellenvermittlung war 1900 auf Anregung des Allgemeinen deutschen Frauenvereins, Ortsgruppe Hamburg gegründet worden, um den damals bestehenden Mangel an Dienstbotinnen zu beheben und eine „Hebung des Dienstbotenstandes“ zu erreichen. Um Letztere voranzutreiben, wies die Stellenvermittlung Arbeitgeberinnen auf ihre Vorbildfunktion hin: „Hier ist ein Arbeitsfeld, dem sich schon die jüngsten Mädchen (die Töchter der bürgerlichen Hausfrauen, K. H.) unter ihnen widmen können, indem sie damit anfangen, daß sie den Dienstmädchen im eigenen Hause ein warmes Interesse entgegenbringen [...]. Schon dies wird ein Beitrag zur Besserung der Dienstmädchen sein, manche von ihnen wird schon dadurch, daß sie Mitgefühl und Interesse von Seiten der Arbeitgeber findet, von dem Wege des Verderbens und Lasters zurückgehalten werden.“¹⁾

Die Mitglieder der Stellenvermittlung waren meist Arbeitgeberinnen und Arbeitgeber. Ihnen war daran gelegen, „ordentliche“ Dienstmädchen einzustellen. Deshalb erhielten Dienstbotinnen die Möglichkeit, sonntags zwischen 17 und 22 Uhr die Sonntäglichen Heimstuben zu besuchen. Dort gab es eine kleine Bibliothek. Im Winter wurde „gesellige, ernste und heitere Unterhaltung“ geboten, im Sommer monatlich einmal ein Ausflug unternommen

1) Kirsten Heinsöhn: Politik und Geschlecht. Zur politischen Kultur bürgerlicher Frauenvereine in Hamburg. Hamburg 1997

und jeden Donnerstag zwischen 20 und 22
Uhr ein Gesangsabend veranstaltet.

Text: Dr. Rita Bake

Büringstwiete

*Ohlsdorf, seit 1929, benannt zu Ehren des in seiner Stiftung noch fortlebenden Bürgermeisters **Henning Büring** (um 1435–1499)*

*Ergänzt 2017 um seine Ehefrau, die Stifterin **Anna Büring**, geb. Sandouw (geb. etwa 1455, gest. 1537).*

Neuer Erläuterungstext, benannt nach Henning B. (geb. um 1435, gest. 1499), Bürgermeister von 1486-1499 und Stifter, und dessen Ehefrau Anna B. (geb. etwa 1455, gest. 1537), Gründerin einer Aussteuerstiftung für „arme, ehrliche Jungfrauen“

Das kinderlose Ehepaar Büring lebte in der Straße Grimm 25. Rund zwanzig Jahre nach dem Tod ihres Mannes **Henning** im Jahre 1499 gab **Anna Büring** ein Tafelgemälde in Auftrag. Aus Trauer um ihren Mann wählte sie als Motiv die Salbung des toten Christus. „Die über den Tod Christi trauernden Frauen stehen im Mittelpunkt des Geschehens. Maria, die Stadtpatronin, wird als Fürbitterin um das Seelenheil des Mannes angerufen“, so der Kunsthistoriker und ehemaliger Senatsdirektor der Hamburger Kulturbehörde Volker Plagemann.¹⁾

Anna Büring schenkte das Gemälde nach seiner Fertigstellung der St. Katharinen Kirche. Wie es damals üblich war, ließ sie sich zusammen mit ihrem Mann auf dem Gemälde verewigen. Sie ist dort in Anbetung versunken, den Kopf mit einer Haube bedeckt, abgebildet. Damals konnte man an der Haube den gesellschaftlichen wie auch den Familienstand einer Frau erkennen. Eine verheiratete Frau trug stets eine Haube, das offene Haar war das Zeichen für Jungfräulichkeit.

Anna Büring gründete auch eine Aussteuerstiftung für „arme ehrliche Jungfrauen“ und verfügte in ihrem Testament sechszehn Freiwohnungen für Arme. Diese Anna-Büring-Testaments-Wohnungen wurden 1708 in der Steinstraße 75–78 (damalige Adresse) erbaut. Der Abbruch der Gebäude geschah 1928 im Zuge der Altstadtsanierung. Bei diesen Freiwohnungen handelte es sich um Buden, die beidseitig eines langgestreckten Hofes standen, an dessen Ende sich ein größerer Garten auftat, der auch als Wäschebleiche benutzt wurde. Zu den Buden gelangte man von der Steinstraße kommend durch einen schmalen niedrigen Durchgang in einem Vorderhaus. Die aneinandergereihten eingeschossigen kleinen Häuser mit Mansardendach waren ebenerdig zugänglich und besaßen im Erdgeschoss eine Diele und eine Stube, die von einem zwischen den beiden Räumen sich an der Wand befindenden Kamin beheizt werden konnten. Die Diele war häufig sehr niedrig, der Fußboden mit Fliesen belegt, die Wände der Stube und der Diele mit Kalktünche gestrichen. Im Mansardengeschoss lag ein größerer Wohnraum, darüber befand sich ein Boden.

Anna Büring gehörte zu den reichsten Frauen Hamburgs, und dies selbst noch als Witwe, was außergewöhnlich war. Denn starb in einer kinderlosen Ehe der Ehemann vor der Frau, musste sich die Witwe das Vermögen hälftig mit den Verwandten des Mannes teilen. Starb hingegen die Frau vor dem Mann, erhielt der Ehemann zwei Drittel und die Verwandten der Ehefrau nur ein Drittel aus dem

1) Volker Plagemann: Versunkene Kunstgeschichte. Die Kirchen und Künstler des Mittelalters in Hamburg. Hamburg 1999.

gemeinsamen Ehevermögen – so stand es im Hamburger Stadtrecht von 1301.

Eine Witwe stand unter Vormundschaft eines Advokaten, denn Frauen durften keine eigenen Rechtsgeschäfte, wie z. B. Renten- und Grundstücksgeschäfte, vornehmen. Wollten sie eine neue Ehe eingehen, mussten sie die erbberechtigten Familienangehörigen um Erlaubnis bitten.

Text: Rita Bake

Burmesterstraße

Barmbek-Nord (1927): Prof. Willy Burmester (16.3.1869 Hamburg – 16.1.1933 Hamburg), Geigenkünstler. 2022 mitbenannt nach seiner Schwester Johanna Burmester (ca. 1865 Hamburg – 1925), Pianistin.

Carl Adolph Wilhelm (Willy) Burmester war der Sohn des Hamburger Musiklehrers Joh. Andr. Wilhelm Burmester (1843-1902) und der Sängerin Caroline, geb. Buchler (1844-1907). 1894 heiratete er Naema Apollonia Fazer (geb. 1869). Das Paar bekam drei Töchter.

Seine vier Jahre ältere Schwester **Johanna Burmester** (ca. 1865 Hamburg – 1925 vermutlich Hamburg) war Pianistin. Wie aus den Memoiren ihres Bruders Willy Burmester hervorgeht, soll sie in ihrem siebten Lebensjahr „bereits fleißig Klavier“ gespielt haben. Um 1881 erhielt sie in Weimar Unterricht von Friedrich Liszt. Während seiner Hamburger Zeit übernahm der Klaviervirtuose und innovative Dirigent Hans von Bülow Johannas Unterricht.

„Schon ab 1876 trat **Johanna Burmester** mehrfach zusammen mit ihrem Bruder in Hamburg und Umgebung auf. Genaue Konzertdaten sind allerdings nur in geringer Zahl, beispielsweise für Konzerte in den Jahren 1886 und 1887 in Berlin und 1889 in Hamburg belegt. Mindestens einmal im Jahr veranstalteten die beiden Geschwister ein gemeinsames Konzert in Hamburg. Über einen Auftritt am 20. März 1890 berichtet das ‚Hamburger Fremdenblatt‘ von einem ‚rühmenswürdigen Grad der Ausbil-

dung‘, den das Geschwisterpaar nicht nur durch Fleiß, sondern auch durch Talent erreicht habe: ‚Wie Viele fühlen sich berufen, doch wie Wenige sind auserwählt. Zu den Letzteren gehört ohne Zweifel das Geschwisterpaar Burmester‘ (Hamburger Fremdenblatt 21. März 1890).“ Gleichermaßen freundlich über beide Geschwister äußerte sich das „Hamburger Fremdenblatt“ in einer Rezension der Aufführung von Beethovens Tripelkonzert op. 56 unter der Leitung Hans von Bülows im März 1890 kommentierte die Zeitung: „Die Wiedergabe des solistischen Theiles fordert drei vollkommen gleich fähige Künstler, [...] am gestrigen Abend waren dies [...] Frl. Johanna und Herr Willy Burmester [...]. Frl. Burmester ist eine tüchtige, künstlerisch fähige Pianistin, die von Beginn ihrer Studien [...] stets das Hohe erstrebte“ (Hamburger Fremdenblatt 11. März 1890).

Johanna Burmester konzertierte jedoch selten außerhalb Hamburgs und trat fast ausschließlich als Begleitung ihres Bruders in Erscheinung. Lediglich der Zusatz „eigene Concerte“ (Signale 1892, S. 131) hinter ihrem Namen bei einer Aufzählung der erfolgten Konzerte in der Zeitschrift „Signale für die musikalische Welt“ lässt vermuten, dass sie in Berlin 1892 auch solistisch aufgetreten ist. Neben ihren Kontakten zu von Bülow und Liszt ist durch die Tagebücher des Komponisten Peter Tschaikowskys belegt, dass **Johanna Burmester** auch mit ihm bekannt war. Offenbar hatte er die Familie Burmester im Januar 1888 bei einem seiner musikalischen Hamburg-Aufenthalte kennengelernt.

Text: zusammengestellt von Dr. Cornelia Göksu

Christa-Siems-Park

*Harvestehude, seit 2018, benannt nach **Christa Siems** (28.6.1916 Hamburg–27.5.1990 Hamburg), Volksschauspielerin, lernte ihren Beruf am Schauspielhaus in Düsseldorf; nach Engagements in Flensburg, Neuss und Halle kehrte sie 1946 nach Hamburg zurück und wurde Ensemblemitglied im St. Pauli Theater, dem sie bis 1981 angehörte, verkörperte in unzähligen Stücken mit Hamburger Lokalkolorit die unterschiedlichsten Figuren; wirkte seit 1940 auch in Spielfilmen, Fernsehstücken und -serien mit; wurde vielen Kindern von 1975 bis 1982 als „Oma Kluge“ in der Sesamstraße bekannt; wohnte in der Hallerstraße*

Von ihrem ersten Engagement in Neuß berichtete **Christa Siems-Raider**, geschiedene Hynitsch, verheiratete Raider: „Man tingelte von dort mit Carl Buntjes Volksstück ‚Der Etappenhase‘ über die Dörfer. Für jede Vorstellung mußten wir uns einen anderen Kater als ‚Star‘ besorgen. Damit die lieben Tierchen während der Vorstellung auch recht zutraulich waren, wurden sie mit leckersten Katzenbissen verwöhnt. Aber einmal tat man des Guten zuviel. Ich erinnere mich noch an diesen riesigen rothaarigen Kater, der mich durchaus nicht freundlich anschnurrte, als ich ihn auf den Arm nehmen mußte. Der Vorhang ging auf, und da bekam unser ‚Etappenhase‘ einen Durchmarsch, der nicht von schlechten Katzeneltern war. Man bespritzte mich von oben bis unten mit Eau de Cologne, aber die Mischung dieser beiden Düfte war fürchterlich. Hinterher erfuhren wir, daß man unseren Kater mit Hack und Milch vollgestopft hatte.“

Christa Siems, in erster Ehe verheiratet mit einem Kapitän der HAPAG und nach ihrer Scheidung in zweiter Ehe verheiratet mit dem Regierungsamtmann Botho Raider, stammte aus Hamburg-Eilbek und wollte eigentlich Ärztin werden. Gleichzeitig faszinierte sie aber auch das Theater. Sie entschied sich für letzteres und ging gleich nach dem Abitur nach Düsseldorf auf die Schauspielschule. Sie erhielt Engagements in Flensburg, Neuß und Halle. 1946 kehrte sie mit ihren Kindern aus erster Ehe – Christel, Gunnar und Jürgen – nach Hamburg zurück und trat nach siebenjähriger Bühnenpause am St. Pauli-Theater auf. Über ihren ersten „Auftritt“ am St. Pauli-Theater berichteten die Zeitungen: „Vom Regen durchnäßt, stand sie vor der St. Pauli-Theaterdirektorin Anna Simon, die sie fragte: „Können Sie tanzen und singen?““ Als Anna Simon der neuen Schauspielerin die Rolle einer radebrechenden Amerikanerin in dem Stück „Das kann Familie Meier nicht erschüttern“ gab, begann die Karriere einer großen Komikerin.

Christa Siems blieb mehr als 35 Jahre am St. Pauli-Theater. Fast täglich brachte sie ihre Zuschauerinnen und Zuschauer zum Lachen. Sie hatte einen deftigen Humor und eine markante Stimme, die nach eigenen Aussagen den Klang von ablaufendem Badewasser hatte. Sie galt als Bühnenliebling ohne Allüren und wurde auf der Straße mit dem Vornamen angesprochen.

Sie spielte nicht nur komische Rollen. Auch im ernsten Fach war sie eine gute Schauspielerin. So trat sie am Deutschen Schauspielhaus

als Mutter Courage auf oder spielte 1982 in den Hamburger Kammerspielen in Wolfgang Borcherts Stück „Draußen vor der Tür“. Ihre Lieblingsrolle war jedoch die von Paul Möhring geschriebene „Zitronenjette“, die sie mehr als 300 Mal darstellte.

In einem Zeitungsartikel hieß es über Christa Siems: „Sie war immer in Fahrt. Auf der Bühne und im Privatleben. (Ich kann man nicht so langsam herumgurken.) Der Haushalt wird versorgt. Schnell auf einen Sprung ins Funkstudio oder zum Fernsehen. Kommt der teure Gatte, der Regierungsamtmann Botho Raider, vom gegenüberliegenden Eimsbüttler Rats-Hochhaus heim, ist es schon wieder Zeit für die Bühne! Daher: Nie Zeit! ‚Für mich gibt’s kein Ostern, kein Pfingsten und kein Weihnachten.‘“

Nach den anstrengenden Vorstellungen fuhr sie abends mit dem Taxi in ihre Wohnung in die Hallerstraße 5a. Abschalten von der Arbeit konnte sie mit einem guten Krimi oder beim Spiel „66“.

Ihre neuen Rollen lernte sie immer nachts: „Ich kann am besten nachts lernen. Keinen stört dann mein Dahergebrabbel. Hinterher kommt die Rolle unters Kopfkissen. Dreimal klopfen ist auch gut.“

Christa Siems trat auch im Film und Fernsehen auf, so in den Stücken „Für die Katz“ (1940), „Pension Schöllner“ (1960) und „Bei Pichler stimmt die Kasse nicht“ (1961). Und sie wurde durch die beliebte Sendereihe „Land und Leute“ des NDR Hörfunks zur Legende. Sie verkörperte die „Elly“, Tochter kleiner Leute, die

in einem Gemüseladen arbeitete und ihre Bildung über den Lesemappendienst erhielt. Der NDR-Redakteur Hermann Rockmann erfand diese Sendereihe, die ab Mitte der 60er-Jahre bis Ende 1980 immer donnerstags für 25 Minuten gesendet wurde. Der Schauspieler und Autor Günther Lüdke schrieb die meisten Texte und erfand auch die Hauptperson Elly.

Von 1975 bis 1982 wurde sie vielen Kindern als Oma Kluge in der Sesamstraße, in der sie einen Tante-Emma-Laden betrieb, bekannt. In den letzten Jahren ihres Lebens trat Christa Siems nicht mehr auf. Sie lebte zuletzt im Hamburger Altersheim „Rosenhof“. Bestattet wurde sie auf dem Ohlsdorfer Friedhof, Grablage: O 21, 213.



Christa Siems in der Rolle der Luise Knackstedt aus „Eine unmögliche Person“, ca. 1982 am St. Pauli-Theater

Zitate: Vgl: Marilen Andrist: Das St. Pauli Theater. Hamburg 1991.

Abb.: © VIRGINIA

Clara-Laser-Hof

Neugraben-Fischbek, seit 2020, benannt nach Anna Clara L., geb. Runkwitz (11.3.1877-26.3.1969), Kauffrau. Sie nahm in der Zeit des Nationalsozialismus in Hamburg einen jüdischen Waisenjungen bei sich auf und gab ihn als ihr eigenes Kind aus.

Clara Laser, geb. Runkwitz, war mit dem erfolgreichen Harburger Kaufmann Salomon (Sally) Laser verheiratet, der in jungen Jahren das renommierte Geschäft „J. Weinthal“ für Herren-, Knaben- und Berufsbekleidung an der Ecke Lüneburger Straße/ Sand in der Harburger Altstadt übernommen hatte. Privat bewohnten die beiden Eheleute mit ihren drei Kindern Margarete (*19.6.1908), Kurt (*9.12.1912) und Ilse (*10.9.1916) ein kleines Haus im Langenberg 12 in Appelbüttel vor den Toren der Stadt. Alle drei Kinder erhielten kurz nach ihrer Geburt in der Ev.-Luth. Dreifaltigkeitskirche in der Neuen Straße wie ihre Mutter das Sakrament der Taufe. Nach 1933 blieb die Familie nicht von schwerwiegenden Veränderungen verschont. Sally Laser war Jude, und der Boykott-Aufruf des Harburger Magistrats und der Harburger NSDAP betraf auch sein Geschäft. Der Druck verschärfte sich in den folgenden Jahren vor allem nach der Verkündung der „Nürnberger Gesetze“, durch die Ehen zwischen „Nichtariern“ und „Ariern“ zu „Mischehen“ und die Kinder dieser Eheleute zu „Mischlingen“ erklärt wurden.

Angesichts dieser Zuspitzung der Lage entschieden Kurt und Ilse Laser sich zur Emigration in die USA und nach Spanien. Kurz vor dem Auswanderungsverbot für Juden im Oktober 1941 gelang auch ihrem

Vater noch die Flucht nach Kuba, nachdem er sich vorher von seinem Geschäft hatte trennen müssen. Seine Frau und seine Tochter Margarete blieben in Harburg zurück. Heute lässt sich nicht mehr klären, welche Beweggründe für Clara



Clara Laser, Photo privat

Laser im Herbst 1942 ausschlaggebend dafür waren, in dieser sowieso schon nicht ganz ungefährlichen privaten Situation noch ein zusätzliches Risiko einzugehen und ein jüdisches Waisenkind bei sich aufzunehmen. Helmut Wolff war damals sechs Jahre alt. Seine Mutter Anna Maria Kugelman, geb. Wolff, und ihr Mann Robert Donald Kugelman sowie seine Großeltern Gottfried und Lydia Wolff hatten sich am 18. und 19. Juli 1942 kurz vor ihrer angeordneten Deportation nach Theresienstadt das Leben genommen, was der Junge damals noch nicht wusste. Seine Mutter hatte ihn vor ihrem Freitod in den Sommerferien guten Freunden in Potsdam anvertraut, und von dort führte seine Odyssee über zwei weitere Familien zu Clara Laser in Hamburg-Appelbüttel. Sie war für Helmut Wolff eine Ersatz-Großmutter. Sie schottete den Jungen nicht hermetisch von der Außenwelt ab, sondern meldete ihn unerschrocken beim Einwohneramt und in der Schule als uneheliches Kind ihrer Tochter Margarete an. Mit seinem zunehmenden

Alter und seinem regelmäßigen Kontakt zu Gleichaltrigen wuchsen auch die Probleme, die Helmut Wolff in Appelbüttel auslöste. Doch Clara Laser stellte sich der Herausforderung auch in höchst brenzligen Situationen. Das Ende des Zweiten Weltkriegs war für beide – für Clara Laser und für Helmut Wolff - eine Erlösung. Für Clara Laser ging es nach der glücklichen Rückkehr ihres Mannes aus dem Exil in erster Linie darum, ihm zur Seite zu stehen und seinen beruflichen Neubeginn nach Kräften zu fördern, während Helmut Wolff den weiteren Teil seiner Kindheit und Jugend in der Familie Margarete Lasers verbrachte, die nach dem Ende des NS-Zeit frei in der Wahl ihres Ehepartners war.

Text: Klaus Möller

Cornelia-Harte-Straße

Rothenburgsort, seit 2018, nach **Prof. Dr. Cornelia Harte** (6.6.1914 Altona–14.6.1998), *Entwicklungsbiologin, Privatdozentin; studierte Botanik, Zoologie und Chemie in Berlin und München, erhielt 1951 als erste Frau eine Professur an der Universität zu Köln, verfasste mehrere Bücher im Bereich der Entwicklungsbiologie, förderte die Vernetzung von Frauen in der Wissenschaft und stiftete einen Förderpreis für herausragende Leistungen von Frauen in der Biologie*

„**Cornelia Harte** wurde 1914 als Niederländerin und Kind von Johannes Harte, einem leitenden Angestellten und seiner Frau Anna, geborene Kuijlaars, geboren. Die Eltern förderten ihr Interesse an den Naturwissenschaften. Nach dem Abitur am Oberlyzeum Liebfrauenschule in Berlin-Charlottenburg studierte sie Botanik und Chemie an den Universitäten Berlin und München. 1936 ging sie an die Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, um bei Friedrich Oehlkers, einem anerkannten Zytologen und Genetiker, zu promovieren. Ihren Förderer charakterisierte sie folgendermaßen: ‚... ein Professor, der als hervorragender Gelehrter Frauen in der Wissenschaft nicht als Bedrohung seiner Existenz betrachtete.‘

Sie promovierte 1941 mit dem Thema *Meiosis und crossing-over: Weitere Beiträge zur Zytogenetik von Oenothera*, einem Thema, über das sie noch 1994 publizierte: *Nachtkerzen*. Im Frühjahr 1948 folgte ihre Habilitation als Assistentin am Botanischen Institut im Bereich der Entwicklungsbiologie mit der Arbeit *Cytologisch-genetische Untersuchungen an spalten-*

den Oenothera-Bastarden. Sie wirkte weiter in Freiburg als Privatdozentin. Noch am 27. Dezember 1950 wurde sie vom Kuratorium der Universität auf die Berufungsliste für das Jahr 1951 für eine Planmäßige Außerordentliche Professur für Entwicklungsphysiologie der Universität zu Köln berufen und war somit die erste Frau, die an der Kölner Universität eine Professur innehatte. 1961 wurde sie dann auf eine ordentliche Professur berufen. Sie wurde 1982 emeritiert und starb 1998.

Wissenschaftlich blieb sie ihrem Gebiet der Zytogenetik der höheren Pflanzen treu und verfasste hier auch mehrere Lehrbücher. Ihr Ziel war die Quantifizierung und statistische Erfassung des Entwicklungsprozesses und die Entwicklung von mathematischen Modellen dazu.

Cornelia Harte setzte sich sehr für die Förderung und Vernetzung von Frauen in der Wissenschaft ein, war im deutschen Akademikerinnenbund als Vorsitzende der Ortsgruppe Köln und stellvertretende Bundesvorsitzende – auch international – aktiv und initiierte den Arbeitskreis Hochschullehrerinnen. In ihren letzten Lebensjahren stiftete sie der Universität zu Köln einen namhaften Betrag zur Förderung von Frauen. Sie stiftete für ihr Fachgebiet einen mit 5000 Euro dotierten Preis für herausragende wissenschaftliche quantitative Untersuchungen auf dem Gebiet der Entwicklungsbiologie, den die Gesellschaft für Entwicklungsbiologie vergibt, die sie einst mitbegründet hatte und deren Vorsitzende sie auch war (Ehrenvorsitz 1998). Er wurde nach der

Stifterin ‚Cornelia-Harte-Preis‘ benannt und 2003 zum ersten und 2009 zum zweiten Mal vergeben.

Die Universität Köln fördert seit 2001 im Andenken an Cornelia Harte mit eigenen Mitteln unter der Regie der Gleichstellungsbeauftragten ein Programm zur Förderung von Studentinnen und Promovendinnen und Habilitationen.“



Professorin Cr. Cornelia Harte

Text aus Vorschlagsliste „Ortsbenennungen Neuer Huckepackbahnhof“

Abb.: © Hanne Horn

Dennerstraße

Barmbek-Nord (1929): Balthasar Denner (15.11.1685-14.4.1749), Maler. 2022 mitbenannt nach seiner Tochter Catharina Denner (1715 Hamburg – 28.8.1744 Hamburg), Pianistin und Malerin.

Über Denners Herkunft und Werdegang heißt es in Wikipedia: „Sein Vater Jakob Denner (1659–1746) war ein bekannter Prediger der Altonaer Mennoniten, von Beruf Blaufärber. Seine Mutter war Catharina Wiebe (1663–1743). Balthasar war das älteste von sieben Geschwistern und der einzige Sohn. „Als Balthasar acht Jahre alt war, erlitt er einen Unfall, der bewirkte, dass er sein Leben lang hinkte. Die Zeit der langwierigen Heilung vertrieb er sich mit Zeichnen. Dabei zeigte er sich ungewöhnlich geschickt darin, Bilder mit großer Genauigkeit zu kopieren.

Im Alter von elf Jahren wurde er vom holländischen Maler Franz van Amama unterrichtet. Als sein Vater für einige Zeit in Danzig als mennonitischer Pastor tätig war, erhielt Balthasar dort Unterricht in der Ölmalerei.

Im Jahr 1701 zog die Familie zurück nach Altona. Balthasar, inzwischen 16 Jahre alt geworden, trat in das Unternehmen eines Onkels in Hamburg ein, um den Beruf des Kaufmanns zu erlernen. Dort arbeitete er während der nächsten sechs Jahre.

In der Freizeit übte er sich weiter in der Malerei. Im Jahr 1707, mit 22 Jahren, wurde



Portrait von Catharina Denner gemalt von ihrem Vater Balthasar Denner 1728.¹⁾

Balthasar in die Preußische Akademie der Künste aufgenommen, (...). Schon 1709, also im Alter von 24 Jahren, erhielt Balthasar Denner seinen ersten bedeutenden Auftrag: Er malte die Porträts von Christian August (Onkel und Vormund von Karl Friedrich, Herzog von Schleswig-Holstein-Gottorf) und seiner Schwester Marie Elisabeth, der späteren Äbtissin von Quedlingburg. Der Auftraggeber war vom Resultat so angetan, dass er Denner nach Schloss Gottorf in Schleswig einlud, um dort weitere Porträts zu malen. (...). In der Folge erhielt er bis an sein Lebensende mehr als genug Aufträge, an den Höfen Europas die Großen seiner Zeit abzumalen. (...).²⁾

1712 heiratete Denner im Alter von 27 Jahren und bereits finanziell gut gestellt, so dass er eine „Familie ernähren“ konnte, Esther Winter. Das Paar bekam fünf Töchter und einen

Quellen 1) https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Balthasar_Denner_-_Portrait_of_Catharina_Denner,_the_Ar-

[tist%27s_Daughter.jpg](https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Balthasar_Denner_-_Portrait_of_Catharina_Denner,_the_Ar-tist%27s_Daughter.jpg).

2) Wikipedia, Balthasar Denner, unter: https://de.wikipedia.org/wiki/Balthasar_

Denner abgerufen 2.5.2021

Sohn. Bis zu seinem Tode reiste er zu seinen vielen Auftraggebern - z. B. nach London und Amsterdam - und nahm stets seine Familie mit. Seine Kinder hatten die Aufgabe, die Auftraggeberinnen und -geber, wenn diese im Hause Denner Portrait saßen, musikalisch zu unterhalten. Einige von Denners Kindern schlugen auch die künstlerische Laufbahn ein. Die Tochter **Catharina Denner** (1715 Hamburg – 26.8.1744 Hamburg) wurde von ihrem Vater unterrichtet. Sie war eine „beachtenswerte Miniaturmalerin, Federzeichnungen histor. Themen. Sie vollendete die Werke des Vaters, der sich mit zunehmendem Alter auf die Ausführung von Köpfen beschränkte.“³⁾ Auch war sie eine begabte Pianistin und Sängerin.

3) Der neue Rumpf. Lexikon der bildenden Künstler Hamburgs. Überarbeitete Neuauflage des Lexikons von Ernst Rumpf (1912). Hrsg. von Familie Rump.

Ergänzt, überarbeitet und auf den heutigen Wissensstand gebracht von Maïke Bruhns. 2. Aufl. Neumünster/Hamburg 2013, S. 90.

Döhnerstraße

Hamm-Mitte, benannt 1904 nach August Friedrich Gustav Adolph Döhner (1814–1888), der von 1854 bis 1888 auf dem Gelände ansässig war 2017 ergänzt um seine Ehefrau Sophie Döhner, geb. Hube (1817–1892), die das „Sophie-Döhner-Hube-Stift“ gründete

Neuer Erläuterungstext: benannt nach August Friedrich Gustav Adolph D. (1814–1888), der auf dem Gelände der Straße ansässig war, und dessen Ehefrau Sophie D., geb. Hube (1817–1892), Gründerin des „Sophie-Döhner-Hube-Stifts“

Sophie Therese Döhner, geb. Hube (28.3.1817 Hamburg–24.6.1892 Hamburg-Hamm) Ehemann, der Kaufmann, **Adolph Döhner**, verfügte testamentarisch den Betrag von 100 000 Goldmark für eine Stiftung zur Armenpflege anzulegen. Seine Witwe Sophie Döhner, geb. Hube, stiftete dann 1889 das Sophie Döhner-Hube-Stift. Die Stadt Hamburg stellte das Grundstück für den geplanten Baukomplex von Freiwohnungen an der Baustraße (heute Hinrichsenstraße) in Borgfelde zur Verfügung.

Errichtet wurde der Baukomplex 1889/90 mit 16 Familienwohnungen und 21 Einzelwohnungen. 1943 wurde das Stift ausgebombt.

Das Stift bot preisgünstigen Wohnraum für alte bedürftige evangelische Frauen und arme Familien. In den Wohnungen sollten „nur Leute von unbescholtenem Lebenswandel geduldet“ werden. „Ausgeschlossen sind nicht nur solche Menschen, die in wilder Ehe leben, sondern auch Trunkenbolde und solche, welche sich gelegentlich betrinken. Ein im trunkenen Zustand gesehener Bewohner hat

die Wohnung in 14 Tagen zu räumen. Ehepaare haben ihre kirchliche Trauung nachzuweisen, ehe der Einzug gestattet wird.“¹⁾

Im Stifts-Reglement von 1890 heißt es: „Die Eltern sind für das Wohlverhalten ihrer bei ihnen lebenden Kinder verantwortlich. Es ist den Eltern nicht erlaubt, die erwachsenen Söhne nach ihrer Lehrzeit, noch die gesunden Mädchen nach der Konfirmation im Hause zu behalten, außer, wenn sie zur Stütze und Pflege der Eltern notwendig sind. Die Eltern sind verpflichtet jeglichen Frevel und Unfug ihrer kleinen Kinder zu steuern, auch besonders darauf zu achten, daß diese in den Wohnungen, dem Lichthofe und Gärtchen nichts zerstören, die Rasenplätze nicht verderben, nicht auf den Candelaber und die Stakette klettern, noch die Bänke beschmutzen oder mit Sand bestreuen, auch keine fremden Kinder mit in den Hof bringen. Lassen die Eltern die Kinder umhertreiben oder sich sonst großer Sorglosigkeit in der Kinderzucht zu Schulden kommen, so ist dies ein Grund ihnen die Wohnung zu kündigen, ebenfalls wenn sie sie aufs Betteln oder mit Bettelbriefen ausschicken. Katzen und Hunde, Kaninchen und Meerschweine, Hühner und Tauben etc. dürfen nicht gehalten werden. Zeug darf nur auf dem Boden, nie im Stifthofe getrocknet werden auch nicht in den kleinen Vorgärten. Blatterkranke und Irre dürfen nicht im Hause bleiben. Beim Gebrauch der Wasserleitung ist möglichst auf Sparsamkeit zu achten. Auch sind die Hähne vorsichtig auf und zuzudrehen. Kein Bewohner darf ohne Erlaubnis in der Wohnung die geringste Veränderung

1) Joachim, Hermann: Handbuch der Wohltätigkeit in Hamburg, 1909. Sophie Döhner-Hube Stiftung. Erbaut im Jahre 1889/90, wiedererrichtet 1954/55. Hrsg. von Johannes Kaehler, Hamburg, um 1955.

vornehmen. Das äußere Gitter des Stiftes wird Abends um 10½ Uhr vom Vice geschlossen und früh um 5 Uhr wieder geöffnet. Späterkommende müssen vorher dem Vice Anzeige davon machen und haben ihm bis 12 Uhr 10 ch, später 20 ch dafür zu zahlen, daß er öffne.“

Als die Stiftung „eben ihre Arbeit zum Wohle alter und verschämter Armer aufgenommen hatte“, verstarb die Stifterin im Alter von 75 Jahren und ihre älteste Tochter übernahm die Stiftungsverwaltung: Fräulein Sophie Cornelia Frederike Döhner (27.8.1844 Hamburg–12.2.1933 Hamburg). Sie wohnte bis zu ihrem Tode in der Hammer Landstraße 227 und engagierte sich auch im „Verein zur Unterstützung hilfsbedürftiger, unverheiratheter Frauenzimmer“, war im Vorstand des Mädchenhortes für Borgfelde und im Verband Hamburger Mädchenhorte.

Im Zuge der Inflation ging der Großteil des Kapitals verloren. Die Mieten mussten erhöht werden, die Instandhaltungskosten konnten nicht mehr aus den Erträgen des Vermögens geleistet werden. Die damals 82-jährige Sophie C. Döhner bestimmte deshalb, dass die Stiftungsverwaltung zukünftig aus drei Personen zu bestehen habe, unter ihnen musste mindestens eine Frau sein. Die Ernennung der Verwaltung oblag zukünftig der Kirchengemeinde Borgfelde (heute St. Georg-Borgfelde).

1923 bat Sophie Cornelia Döhner die Stadt Hamburg um Übernahme der Stiftung, da sie selbst, die lebenslang ihre wohltätigen Tätigkeiten ehrenamtlich geleistet hatte, nun selbst verarmt sei und schlug mit der Immobilie und

der Stiftung, die sie als Sicherheit der Stadt Hamburg anbot, eine Leibrente für sich vor. Dies wurde jedoch abgelehnt, was zur Folge hatte, dass sich Sophie C. Döhner schließlich als Kleinrentnerin an das Wohlfahrtsamt wenden musste.

Die Tochter aus großbürgerlichem, wohlhabendem Hause wurde von der feministischen Ethnologie als Reiseschriftstellerin entdeckt. Als sprach- und kunsthistorisch Gebildete unternahm sie – überwiegend allein! – Ende des 19. Jahrhunderts ausgedehnte Reisen. Daraus entstanden mehrere Veröffentlichungen.

Nach der Währungsreform 1948 war das Stiftungsvermögen auf 1226 DM geschmolzen.

Mithilfe großen Engagements und einer Mischfinanzierung wurde die Stiftung 1954 neu errichtet. Der Grundstein für das bis heute als Altenheim genutzte Backstein-Ensemble am Quellenweg/Wurmsweg/Chateaufstraße neben dem Hammer Park wurde am 2.4.1954 gelegt.

Text: Rita Bake/Cornelia Göksu

Domenica-Niehoff-Twiete

*Altona-Nord, seit 2016, benannt nach **Domenica Anita Niehoff** (3.8.1945 Köln–12.2.2009 Hamburg-Altona), Prostituierte, Domina und von 1990–1997 Streetworkerin in Hamburg; galt als Deutschlands prominenteste ehemalige Prostituierte, wurde vor allem durch Auftritte in Fernseh-Talkshows in den 1980-er Jahren bundesweit bekannt, in denen sie für die Anerkennung und Legalisierung des Berufsstands der Prostituierten kämpfte*

Domenica Anita Niehoff, Tochter einer deutschen Mutter und eines italienischen Vaters, wurde am 3. August 1945 (einem Sonntag, daher ihr Vorname) in Köln geboren. Ihre Mutter, die sich von ihrem gewalttätigen Ehemann trennte, als Domenica vier Jahre alt war, war eine krankhafte Spielerin und wurde mehrfach wegen Betrug festgenommen. Domenica wuchs daraufhin bis zu ihrem 14. Lebensjahr zusammen mit ihrer Schwester Angelina und ihrem Bruder Amado in einem katholischen Waisenhaus auf. Nach einer Ausbildung als Buchhalterin lebte sie seit 1962 mit einem Bordellbesitzer zusammen, der sich zehn Jahre später vor ihren Augen erschoss. Dass solch ein Erlebnis Spuren in einem Menschen hinterlässt, dürfte ohne Frage sein. 1972 begann sie, in der Herbertstraße auf St. Pauli als Prostituierte zu arbeiten. Sie gab all ihr verdientes Geld ihrem Zuhälter und war sehr verbittert darüber, dass sie für ihn trotz allem nur die Zweitfrau war. Prostitution wird wohl nie ein Beruf sein, für den man sich aus freien Stücken entscheidet. Kein Grundschulkind würde auf die Frage, was es denn später mal werden

wolle, antworten: Wenn ich mal groß bin gehe ich anschaffen. Selbst wenn Domenica Zeit ihres Lebens Stärke und Stabilität ausstrahlte – das hatte sie mit allen anderen Huren gemein: Eine tiefe Traurigkeit und die frühe Erfahrung von Vertrauensverlust und Verlassensein.

Wenn der Name „Domenica“ fällt, tauchen sofort Bilder auf – Domenica mit freizügigem Dekolleté im Fenster ihres Studios in der Herbertstraße, in den Armen diverser Prominenz, immer mittendrin, besungen von Dichtern und als Muse verehrt. Ein Foto mit Domenica war der Garant für die eigene Freizügigkeit, eine fast amtliche Bescheinigung, dass man neben ihr unzweifelhaft zur Bohème gehörte. Sie war für die meisten, die auf den zahlreichen Bildern neben ihr posieren, das Ticket für einen Trip aus der eigenen Bürgerlichkeit, mitten rein ins bunte Land der Verwegenheiten, fernab der herrschenden Moral. Die Platzreservierung für die Rückreise natürlich inklusive. Und während der Projektor unablässig brummte, gab Domenica bereitwillig die Leinwand ab. Nach dem Ende der Vorstellung begaben sich die Herrschaften zurück in ihre gesicherten Existenzen, und Domenica, die Hure, blieb sich selbst überlassen. War sie deshalb zu bedauern? Ein klares Nein – dafür hat sie viel zu gern aus freien Stücken alles gegeben, was sie hatte. Und sie hat tatsächlich jedem Menschen eine Wichtigkeit verliehen, sich ganz zugewandt und ihre Freundschaft angeboten. Sie war verbindlich, echt und ganz da – wenn auch nur für zehn Minuten oder eine Nacht.

Anfang der 1980-er Jahre erlangte Domenica bundesweit Berühmtheit, weil sie sich öf-

fentlich als Hure bekannte und sich als eine der Ersten für die Legalisierung der Prostitution engagierte. Immer wieder wurde im Zusammenhang mit ihrem Namen mit solchen Begriffen wie „Edelhure“ oder „Berühmteste Prostituierte Deutschlands“ hantiert. Sicherlich macht das den größten Teil ihrer Bekanntheit aus – aber nur deshalb, weil sie im herkömmlichen Sinne keine war. Die Huren auf St. Pauli setzen ihre Grenzen deutlich, zeigen ganz klar: Hier bin ich, da bist du, zwischen uns ist ein Graben, dessen Breite man mit Geld variieren kann. Völlig verschwinden wird er nicht.

Domenica war anders. Sie hat jede Grenze zwischen sich und dem Anderen völlig aufgelöst. Und die Anderen konnte man aus ihrem Gesicht lesen, jeden Einzelnen. Domenica war immer öffentlich, auch im Privaten. Leute kamen, wollten mal eine saubere Hose, mal einen Platz zum Pennen, oft einen Fünfer oder mehr. Meist jeden Tag. Und Domenica gab – immer mehr, als sie hatte.

Ob Prostitution eine Sache des freien Willens ist, darüber lässt sich natürlich streiten. Eine Sache des freien Herzens ist sie ganz sicher nicht. Domenica hat zwar Geld genommen, sich aber hat sie verschenkt.

1990 stieg sie endgültig aus der Prostitution aus. Obwohl sie sich für die Akzeptanz der Huren stark machte, sah sie klarsichtig die menschenverachtenden Arbeitsbedingungen und Ausbeutungsverhältnisse in der Prostitution. „Sie war wütend auf diejenigen, die die Prostitution glorifizierten“, so der Photograph Günter Zint, mit dem Domenica eng befreundet war.

1991 begann Domenica, als Streetworkerin in Hamburg-St. Georg zu arbeiten. Sie war Mitinitiatorin des Hilfsprojektes „Ragazza e. V.“ und betreute bis 1997 drogenabhängige Mädchen auf dem Straßenstrich. Auch als Streetworkerin blieb sie Domenica – hilfsbereit bis weit über ihre Schmerzgrenze. Ohne den Schutz der sogenannten Professionalität, offen bis tief unter die Haut. Schließlich wusste sie nur zu genau, unter welchen Bedingungen die Mädchen anschafften. Sie schliefen oft bei Domenica zuhause, sie schmierte Brote, ging mit ihnen zum Amt, gab Geld, wurde beklaut, gab immer weiter, trieb neues auf, bis auch das wieder verschenkt war. Domenica war eine Sammlerin. Sie träumte von einem eigenen Trödelladen, brachte oft Dinge vom Flohmarkt mit, ihre Wohnung war ein einziges Kuriositätenkabinett. Und genauso wie die Dinge scharte sie Menschen um sich und machte keine Unterschiede zwischen obdachlos und Elbchaussee. Domenica kannte auf St. Pauli jeder. Ihre raue Stimme war schon von weitem zu hören, so rau, als hätte sie sich am Leben hier schrundig gerieben. So eine Stimme hat nur, wer sein Geld nicht mit Büroarbeit verdient. Ein Lachen, das Räume füllen konnte. Rasseln von den vielen Kippen, die sie täglich rauchte. Eine große Seele, die jeden, der ihr begegnete, in ihr Herz einlud. Aber auch grantig konnte sie werden, pöbeln und keifen, wenn ihr einer dumm kam. Auch da war sie grenzenlos.

1998 übernahm Domenica die Kneipe „Fick“ am Hamburger Fischmarkt, die sie bis zum Jahr 2000 betrieb. Immer wieder wurde ihr nachgesagt, sie sei nicht besonders geschäftstüchtig ge-

wesen. Wie hätte sich ihr großzügiges Wesen auch mit peniblen Bilanzen vereinbaren lassen? Wer so lebt, kann nicht aufrechnen: Was gebe ich? Was bekomme ich dafür? Und das muss keineswegs eine Schwäche sein.

Mit der Arbeit hinter dem Tresen wurde Domenica nach acht Jahren weg von Suff und Drogen wieder rückfällig. Das war auch einer der Gründe, aus dem sie nach dem Tod ihres Bruders 2001 dessen Haus in Boos in der Eifel bezog, wo sie allerdings fast völlig vereinsamte. Domenica und der Kiez, das war seit Jahrzehnten eine Einheit, untrennbar, und ihr fehlte die Nachbarschaft auf St. Pauli, wo jeder völlig ohne Dünkel miteinander spricht, schmerzlich. 2008 hielt sie es nicht mehr aus und zog zurück. Dort wohnte sie in der Talstraße, sichtlich gealtert und für ihre Verhältnisse auffällig dick – eine kugelsichere Weste, wie eine doppelte Haut als Schutz vor weiteren Verwundungen. Das Haus in der Eifel wurde verkauft, vom Erlös war schnell nichts mehr übrig, denn bis zum Schluss war Domenica immer wieder Anlaufstelle für Bedürftige – so als sei sie nie weg gewesen. Krank war sie schon lange, das wusste sie auch. Die Lunge machte nicht mehr mit, an schlechteren Tagen konnte sie kaum einen Satz ohne Hustenanfall zu Ende bringen. Was sie nicht davon abhielt, munter weiter zu rauchen. „Ett hätt schon immer jot jegange!“, sagte sie gerne in ihrem Kölschen Dialekt – das ist es dann letzen Endes auch. Ohne lange Qual ist Domenica am 12. Februar 2009 im Krankenhaus Hamburg-Altona gestorben.

Alice Schwarzer wollte ursprünglich gemeinsam mit Domenica deren Biographie schrei-

ben, doch als bereits ein Verlag gefunden war, zog sie aus ungenannten Gründen ihr Angebot zurück. Daraufhin bat Domenica die Journalistin Peggy Parnass, mit ihr die Biographie zu schreiben. Monate vergingen und es schien, als hätte sich Domenica inzwischen von dem Projekt verabschiedet. Schließlich verkündete sie, sie wolle die Biographie alleine schreiben und habe bereits damit angefangen. Auch Günter Zint hatte sie als Biographen angefragt. Aber sie konnte nie beim Thema bleiben, sagt er, schweifte ab, war nach zwei Minuten schon wieder ganz woanders. Immer mit vollem Herzen, immer überall. Zum Schluss war ihr Gesicht das einer Hundertjährigen, ihr Herz eins mit Brüchen, Narben und Furchen. Ein Herz wie eine Heimat, vertraut und voller Seele – das schon jetzt auf dem Kiez schmerzlich fehlt.

Domenica Niehoff wurde im Garten der Frauen auf dem Ohlsdorfer Friedhof bestattet.

Text: Tania Kibermanis



Domenica Niehoff

Abb.: © Günter Zint

aus: Rita Bake: Der Garten der Frauen. Ein Ort der Erinnerung mit historischen Grabsteinen von Gräbern bedeutender Frauen und eine

letzte Ruhestätte für Frauen.
Hamburg 2013.

Dorothea-Buck-Park

Schnelsen (2022): nach Dorothea Buck (5.4.1917 Naumburg a. D. Saale – 9.10.2019 Hamburg), Bildhauerin, Lehrerin, Opfer des NS-Regimes

Dorothea Buck lebte am Brummerskamp 4 und unterrichtete an der Staatlichen Fachschule für Sozialpädagogik Wagnerstraße 60.

In der NS-Zeit wurde sie zwangssterilisiert. Später wurde sie Gründerin des Bundesverbandes Psychiatrie-Erfahrener und außerdem Mitbegründerin des Bundes der „Euthanasie“-Geschädigten und Zwangssterilisierten e.V.

Dorothea Buck wurde am 05.04.1917 in Naumburg a. d. Saale als viertes von fünf Kindern geboren und wuchs dort in einer Pastorenfamilie auf.¹⁾ Dorothea Buck schloss ihre Schulbildung mit der Mittleren Reife ab und besuchte danach die Frauenfach-Schule in Friedrichshafen, um sich auf den Beruf der Kindergärtnerin vorzubereiten. Schon in jungen Jahren wollte sie Kindergärtnerin werden und später selbstverständlich auch eigene Kinder haben.

Sie war 19 Jahre alt, als sie die erste Psychose erlebte. Sie sei davon überzeugt gewesen, dass es Krieg geben würde, dass sie einmal etwas zu sagen haben würde und die Braut Christi sei. Der Hamburger taz berichtete sie: „Braut Christi,

das haben ja viele Betroffene, viele Verrückte haben religiöse Erfahrungen.“ Nach diesem ersten Schub gaben ihre Eltern Dorothea Buck in die von Theologen geleiteten Bodelschwingschen Anstalten nach Bethel bei Bielefeld. Ihre Eltern sprachen mit ihr nicht über die psychische Erkrankung, was laut Alexandra Pohlmeier, einer guten Freundin und Filmmacherin, die 2008 eine Dokumentation über Dorothea Buck produzierte, „das einzige [war], womit sie sich nicht hat aussöhnen können.“

Die Behandlung der schizophrenen Patientin verlief unmenschlich und völlig kontraproduktiv. Dorothea Buck schilderte; „Mit dem ‚Königreich Gottes‘ wird Bodelschwingh seine Anstalt Bethel gemeint haben. Darum tragen alle Betheler Häuser biblische Namen. Auch die Wände der Krankensäle trugen Bibelsprüche. Als ich 1936 mit gerade 19 Jahren in Bethel eingewiesen wurde, stand auf der hellgrünen Wand meinem Bett gegenüber in großer Schrift das Jesuswort, ‚Kommet her zu mir, Alle, die Ihr mühselig und beladen seid. Ich will Euch erquicken.‘ Aber was waren das für ‚Erquickungen‘ mit Kaltwasserkopfgüssen, Dauerbädern unter einer Segeltuchplane, in deren steifem Stehkragen mein Hals 23 Stunden – von einer Visite zur nächsten – eingeschlossen war. Mit der Fesselung in nassen kalten Tüchern, die sich durch die Körperwärme erhitzen. Diese quälenden, ‚Beruhigungsmaßnahmen‘ unter dem Jesuswort an der Wand gegen unsere nur

Quellen: 1) Alle Angaben nach Sigrd Neudecker, ZEIT ONLINE, 10.10.2019: Dorothea Buck „So lange wir miteinander reden, bringen wir uns nicht um“, [www.zeit.de/hamburg/2019-10/dorothea-buck-tot-nachruf-nationalsozialismus-psychiatrie-bildhauerin-hamburg?wt_zmc=emanew.int.zabo.zelbv.keine..text.allgemein.x&utm_medium=email&utm_source=zelbv&utm_campaign=">www.zeit.de/hamburg/2019-10/dorothea-buck-tot-nachruf-nationalsozialismus-psychiatrie-bildhauerin-hamburg?wt_zmc=emanew.int.zabo.zelbv.keine..text.allgemein.x&utm_medium=email&utm_source=zelbv&utm_campaign=](http://www.zeit.de/hamburg/2019-10/dorothea-buck-tot-nachruf-nationalsozialismus-psychiatrie-bildhauerin-hamburg?wt_zmc=emanew.int.zabo.zelbv.keine..text.allgemein.x&utm_medium=email&utm_source=zelbv&utm_campaign=)

n=keine&utm_content=Inhalt_text_allgemein_x; „Ich hatte ein reiches Leben“ Dorothea Buck, die große alte Dame der Psychiatrie-Erfahrenen-Bewegung, zieht Bilanz. In: Soziale Psychiatrie 2/2005, <http://web.archive.org/web/20060527092946/http://www.psychiatrie.de/data/pdf/cd/02/00/sp%20108%2036.pdf>; Friederike Gräf, taz, 01.11.2019: Nachruf auf Dorothea Buck. Den Schmerz

verwandeln. <https://taz.de/Nachruf-auf-Dorothea-Buck!/5634968/>; Rundbrief des Bundesverbandes Psychiatrie-Erfahrener e. V. (BPE), 2/2005, Interview mit Dorothea Buck: Gemeinsam sind wir stark. www.bpe-online.de/verband/rundbrief/2005/3/interview_dorothea.htm; Lebenslauf von Dorothea Buck des Bundesverbandes der Psychiatrie-Erfahrenen 2010, www.bpe-online.de/buck/images/powerpoint.pdf.

natürliche Unruhe, da wir viele Wochen lang untätig in den Betten liegen mussten, obwohl wir körperlich gesund waren, konnten wir nur als sträfliches Missverständnis der christlichen Lehre, als Zynismus oder sogar als ‚Hölle unter Bibelworten‘ verstehen.“²⁾ Unter den Patienten waren Gespräche verboten und die Ärzte selbst sprachen erst nach einem Dreivierteljahr mit [Dorothea Buck](#).

Aufgrund des nationalsozialistischen „Gesetzes zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“ wurde [Dorothea Buck](#) am 18.09.1936 in Bethel zwangssterilisiert. Die Eltern waren vor die Entscheidung gestellt worden, der Zwangssterilisation zuzustimmen. Anderenfalls hätte [Dorothea Buck](#) nach ärztlicher Entscheidung in den Bodelschwingschen Anstalten bis zu ihrem 45. Lebensjahr, also bis zur angenommenen natürlichen Geburtsunfähigkeit, verbleiben müssen.

Die Ärzte täuschten [Dorothea Buck](#) gegenüber die Operation als Blinddarmentfernung vor. Sie erfuhr erst durch eine Mitpatientin von der Sterilisation. Damit waren ihre Träume nach eigenen Kindern und der Erfüllung des Berufswunsches Kindergärtnerin geplatzt. Nach NS-Recht durften Zwangssterilisierte nur ihresgleichen heiraten und keine sozialen Berufe ausüben.³⁾ Sie fand für sich selbst Trost in dem Gedanken, die „Freiheit zum Selbstmord“ zu haben.⁴⁾

1937 erlernte [Dorothea Buck](#) das Töpferhandwerk und von 1938 bis 1939 absolvierte sie eine

Organisten-Ausbildung in Hahnenklee/Harz. 1941 besuchte sie die Frauenkunstschule des Verbandes der Gemeinschaft der Künstlerinnen und Kunstfördernden e.V. (GEDOK) in Berlin und ab 1942 die private Städel-Kunstschule in Frankfurt/Main. Dabei verschwieg sie den Aufenthalt in einer psychiatrischen Anstalt und die Zwangssterilisation, weil Sterilisierten in der NS-Zeit kein Zugang zu höherer Bildung gewährt wurde.

1943 wurde [Dorothea Buck](#) erneut in der Uniklinik Frankfurt/Main behandelt. Dort erfuhr sie von der systematischen Mordaktion des NS-Regimes an psychisch Erkrankten.

[Dorothea Buck](#) überlebte das NS-Regime. 1950 ging sie nach Empfertshausen (Thüringen), um als Voraussetzung für ein Kunststudium den Gesellenbrief als Holzbildhauerin zu erwerben. Von 1952 bis 1959 studierte sie an der Kunsthochschule in Hamburg. Danach arbeitete [Dorothea Buck](#) als Bildhauerin und war von 1969 bis 1982 als Lehrerin für Kunst und Werken an der Hamburger Fachschule für Sozialpädagogik I in der Wagnerstraße tätig.

Sie beendete ihre künstlerischen Aktivitäten wegen ihres Engagements in der Psychiatriebetroffenen-Bewegung und der Aufklärungsarbeit über die Psychiatrieverbrechen im NS-Regime: „Seit dem Ende der 50er Jahre arbeitete ich als Bildhauerin an öffentlichen Aufträgen, die nur durch Wettbewerbe zu gewinnen waren und hätte meine ungeteilte Aufmerksamkeit für

Quellen: 2) Dorothea-Sophie Buck-Zerchin: Rede bei der Gedenkveranstaltung für die Opfer der „Euthanasie“ und Zwangssterilisation im Nationalsozialismus, 06.09.2008, Tiergartenstraße 4 – Berlin. www.bpe-online.de/infopool/

geschichte/pb/buck_gedenkfeier2008.htm
3) Die Darstellung des Aufenthaltes in Bethel folgt einem Interview mit Dorothea Buck aus dem Jahr 2014: Friederike Gräf, taz, 01.11.2019: Nachruf auf Dorothea Buck. Den Schmerz verwandeln, taz.de/

Nachruf-auf-Dorothea-Buck/!5634968/
4) „Ich hatte ein reiches Leben“, in Soziale Psychiatrie 2/2005. www.bpe-online.de/infopool/biographie/pb/buck_grande-dame.pdf

meine Arbeit gebraucht. Doch die verdrängten Patientenmorde und die Unmenschlichkeit unserer Anstalten beeindruckten mich so tief, dass es mich immer wieder von der künstlerischen Arbeit weg an die Schreibmaschine drängte. In meiner künstlerischen Arbeit ging es mir um die Beziehungen der Formen und Gestalten zueinander; die Beziehungslosigkeit der Psychiater zu ihren Patienten widersprach allem Menschlichen, ohne dass es für mich keine Kunst geben kann.“⁵⁾

Danach setzte **Dorothea Buck** sich vor allem für eine verständigere und menschlichere Psychiatrie ein. Ausgangspunkt waren ihre eigenen Erfahrungen aus fünf schizophrenen Psychosen und deren stationären Behandlungen in den Jahren 1936–59. Zusammen mit Prof. Thomas Bock vom Hamburger UKE entwickelte sie die Einrichtung von Psychoseseminaren, in denen Patientinnen und Patienten, Angehörige und in der Psychiatrie Beschäftigte gleichberechtigt in den Erfahrungsaustausch über psychiatrische Erkrankungen treten (Dialog). Heute wird dieser Dialog von der führenden psychiatrischen Fachgesellschaft als State of the Art anerkannt. ^[6] 1992 gründete **Dorothea Buck** mit anderen Betroffenen den Bundesverband Psychiatrie-Erfahrener. Sie blieb bis zu ihrem Tod Ehrenvorsitzende des Verbandes.

1987 begründete **Dorothea Buck** mit anderen den Bund der „Euthanasie“-Geschädigten und Zwangssterilisierten e.V. Sie trug mit dazu bei, dass diese Opfergruppe des Nationalsozialismus vor dem Vergessen bewahrt worden ist. Dabei erinnerte sie an die Kontinuitätslinien der

an den NS-Verbrechen beteiligten Eliten in der Bundesrepublik Deutschland und auch der DDR: „Dass aber 63 Jahre seit dem Ende des NS-Regimes 1945 vergehen mussten, um an die offiziell verschwiegenen und ausgegrenzten Opfer der Ausrottungsmaßnahmen erinnern zu können, liegt an der großen Täter- und Mittäterschaft der Psychiater, Theologen, aller höchsten Juristen, der Gesundheitsbehörden und Ministerien.“^[7] Sie schrieb ein Theaterstück über den hunderttausendfachen Mord an psychisch Kranken und Behinderten in der NS-Zeit. Ihre Skulptur „Mutter und Kind“ steht vor einer Schule in Hamburg-Wandsbek.



Bronze „Mutter und Kind“, geschaffen 1964 von Dorothea Buck, aufgestellt im Innenhof der Schule An der Gartenstadt in Hamburg, vor dem Verwaltungstrakt. Foto: kulturkarte.de/schirmer

1990 veröffentlichte **Dorothea Buck** unter dem Pseudonym Sophie Zerchin, einem Anagramm des Wortes Schizophrenie, ihre Autobiographie „Auf der Spur des Morgensterns“. Später erfolgten weitere Veröffentlichungen mit ausgewählten Texten und Schriften.

Quellen: 5) Dorothea Sophie Buck-Zerchin: Auf der Spur des Morgensterns – Psychose als Selbstfindung. Neumünster, 6. Auflage 2016, Einleitung.

6) www.dgppn.de/die-dgppn/trialog.html
7) Dorothea-Sophie Buck-Zerchin: Rede bei der Gedenkveranstaltung für die Opfer der „Euthanasie“ und Zwangs-

sterilisation im Nationalsozialismus, 06.09.2008, Tiergartenstraße 4 – Berlin. www.bpe-online.de/infopool/geschichte/pb/buck_gedenkfeier2008.htm

Erst spät wurde **Dorothea Buck** auch von offizieller Seite geehrt. Sie erhielt das Bundesverdienstkreuz erster Klasse 1997 und 2008 das Große Verdienstkreuz der Bundesrepublik Deutschland. 2017 würdigte der Hamburger Senat ihr Lebenswerk mit der Medaille für Treue Arbeit im Dienste des Volkes in Silber. Seit 1996 ist ein Wohnangebot für Menschen mit psychischer Erkrankung in Bottrop nach ihr benannt. Auf deren Website heißt es: „Für Dorothea Buck sind das Verstehen der Krankheit, die Suche nach dem Sinn der Krankheit sowie die Begegnung auf Augenhöhe elementare Grundsätze für das Gelingen der helfenden Beziehung mit psychisch erkrankten Menschen. Dazu gehören das Unterstützen bei der Erkrankung und ihren Folgen, die therapeutische sowie die medizinische Begleitung, das Entwickeln von neuen Lebensperspektiven und das Stärken der Selbstbestimmtheit und Selbstständigkeit.“⁸⁾

Dorothea Buck errichtete 2011 mit ihrem geerbten kleinen Vermögen die Dorothea-Buck-Stiftung, um ihr Engagement für eine menschlichere Psychiatrie über ihr eigenes Wirken hinaus fortzusetzen. Die Stiftung unterstützt Psychiatrie-Erfahrene, eine EX-IN-Ausbildung (Experienced Involvement) zu machen, um damit als so genannter Peer, also selbst Betroffener, in der psychiatrischen Versorgung zu arbeiten.⁹⁾ Zu Ihrem 99. Geburtstag schrieb ihre Freundin Brigitte Siebrasse eine Hommage über **Dorothea Buck**: „Dorothea, die ja auch Pädagogin war, liebt (bis heute) das Monologisieren und schuf immer auch eine Atmosphäre direkter Ansprache. Pointen quittierte sie mit Gelächter.

Da war sie immer das große Kind. Doch das Gründliche, Feierliche und Schwerfällige, Pathos und Monumentalität versucht sie zu verweigern. Sie verbindet Gewissenerforschung mit Charme, harte Anklage mit Freundlichkeit. **Dorothea Buck** ist wohl auch irgendwo in ihrem Wesen eine protestantische Anarchistin – und denkt nicht daran, das zu verheimlichen. Aber das Kindliche als Teil ihrer Persönlichkeit ist bis heute geblieben. ...Dorothea ist die Ausnahmeerscheinung im sozialpsychiatrischen Gefüge. Alle Menschen begegnen ihr mit Respekt und Herzlichkeit, auch die Profis. Und selbst wenn die Profis sich manchmal über sie ärgern – Dorothea hat bei allen Kredit. Ihre Korrespondenzen mit Politikern, Psychiatern, evangelischen Kirchenfürsten füllen Aktenordner. Gelegentlich ausbleibende Antworten beirrten sie nicht, Risikobereitschaft muss sie mit auf die Welt gebracht haben. Sie ist ein intellektueller Instinktmensch und in ihrem persönlichen Lebensbereich erstaunlich bescheiden und genügsam. Kein Luxus, einfaches, gesundes Essen, keine Ausschweifungen. Dafür ein selbst angelegter Blumengarten.“¹⁰⁾

Dorothea Buck verbrachte ihre letzten Lebensjahre im „betreuten Wohnen“ des Hamburger Albertinen-Hauses. Sie wollte dort „das Lesen nachholen und ausruhen“. Zur Feier ihres 100. Geburtstages fand 2017 ein wissenschaftliches Symposium unter dem Titel „Auf der Spur des Morgensterns. Menschenwürde + Menschenrechte in der Psychiatrie“ statt, zu der **Dorothea Buck** per Skype aus dem Albertinen-Haus zugeschaltet wurde. Am 09.10.2019 ist **Dorothea Buck** verstorben.

Text: Ingo Böhle

Quellen: 8) www.diakonisches-werk.de/leben-arbeiten-mit-psychischer-erkrankung/wohnen-leben/dorothea-buck-haus/

9) <https://dorothea-buck-stiftung.de>

10) Brigitte Siebrasse: Wie ein Traum: Dorothea Buck, 99. In Soziale Psychiatrie

02/2016. www.antipsychiatrieverlag.de/artikel/biographien/pdf/dorothea-buck-so-psy99.pdf

Edith-Schloss-Weg

Neugraben-Fischbek, seit 2020, benannt nach Edith S. (12.5.1925 Harburg – deportiert am 8.11.1941 nach Minsk, Todesdatum unbekannt). Sie wurde als Jüdin 1941 zusammen mit ihren Eltern und ihrem Bruder aus Hamburg ins Getto Lodz deportiert und ist dort verschollen.

Stolperstein vor dem Wohnhaus Kroosweg 1 (Harburg)

Alfred Schloss fuhr in der Woche zwar jeden Morgen nach Hamburg, wo er bei der Firma Becker in der Katharinenstraße als Prokurist arbeitete, aber abends kehrte er in all diesen Jahren gern in seine Geburtsstadt Harburg zurück. Hier wohnte er mit seiner Frau Feodore und den beiden Kindern Werner und Edith zunächst in der Eißendorfer Straße 34 und ab 1934 in der Mühlenstraße 18 (heute: Schlossmühlendamm).

Die Kinder Werner und Edith Schloss besuchten die beiden Harburger Oberschulen, in denen sie sich wegen der jüdenfeindlichen Einstellung einiger Lehrer und auch mancher Mitschülerinnen und Mitschüler nach 1933 nicht mehr so wohl fühlten wie in ihren ersten Schultagen. Dass antijüdische Anfeindungen selbst in ihrer unmittelbaren Umgebung nicht ausblieben und ganz normale Nachbarn sich daran beteiligten, zeigt dieser reumütige Bericht eines Harburgers, der als Kind in ihrer direkten Nachbarschaft wohnte und eines Tages einen ihrer Freunde oder Verwandten beschimpfte, ohne zu ahnen, was er ihm damit antat. „Auf einmal habe ich auf der anderen Straßenseite einen älteren Mann auf das Haus zugehen sehen, in dem die Juden

wohnten. Ich wusste, er gehörte ebenfalls zu ihnen. Das war eine gute Gelegenheit! Ich hatte zwar Herzklopfen – immerhin war es ein Erwachsener – aber ich habe ihm zugerufen, so laut ich konnte: ‚Itzig, Itzig Judenschwein!‘ Den Rest dieses Schmähspruches habe ich vergessen. Ich weiß nur noch, dass mir danach ein junger Mann seine Hand mit den Worten auf die Schultern legte: ‚Das musst Du nicht machen. Das sind doch auch Menschen!‘ Das hat mich getroffen. Einen Scherz hatte ich machen, meinen Mut beweisen wollen – und dabei hatte ich nur mein Mütchen gekühlt. Ohne dies recht zu begreifen, habe ich mich geschämt und schuldig gefühlt.“

Dass die Bedrohung für alle Familienmitglieder gefährlicher war, als sie dachten, erlebten sie nach dem Pogrom vom 9./10. November 1938, als auch die Harburger Nationalsozialisten ihr wahres Gesicht zeigten. Alfred Schloss wurde in diesem Zusammenhang wie viele andere festgenommen und ohne Haftbefehl in das Polizeigefängnis Fuhsbüttel eingeliefert. Seine nächste Station war das KZ Sachsenhausen, aus dem er am 14. Dezember 1938 wieder freikam. Die näheren Umstände seiner relativ schnellen Entlassung sind nicht bekannt. Fest steht, dass er inzwischen seinen Arbeitsplatz bei der Firma Becker verloren hatte. Als Jude hatte er keine Chancen auf eine neue Beschäftigung.

Unter diesen Umständen konnte er auch die Wohnung in der Mühlenstraße nicht mehr halten. Die Suche nach einer günstigeren Unterkunft dürfte nicht leicht gewesen sein. Trotz aller Schwierigkeiten fand Alfred Schloss noch einmal in Harburg – in der Karlstraße 1

(heute: Kroosweg) unweit der verwüsteten Synagoge – eine neue Bleibe für seine Familie und die 75-jährige Schwiegermutter Minna Meyer. Hier lebten die Eltern und ihre Kinder in einer Welt für sich ohne jeden Kontakt zu ihren Nachbarn, womit sie wiederum zu allen möglichen – vor allem negativen – Spekulationen Anlass gaben. Das Haus, in dem die Familie wohnte, ist dem oben bereits erwähnten ehemaligen Nachbarn aus Kindertagen ebenfalls noch lebhaft in Erinnerung: „Die Vorhänge in diesem kleinen Häuschen aber blieben von nun an zugezogen, die Rollos sind nie mehr hochgeschneilt. Das Haus machte einen düsteren, abweisenden Eindruck. Was mochte hinter seinen Mauern vorgehen? Die Bewohner kamen nur noch im Dunklen nach draußen, und immer hatten sie 's eilig.“

Nach Kriegsbeginn suchte Alfred Schloss vergebens nach Wegen, um mit seiner Familie, solange es noch möglich war, in die USA auszuwandern. Am 18. Dezember 1939 setzte das Harburger Finanzamt die Harburger Gestapo auf Grund einer Mitteilung des Hamburger Oberfinanzpräsidenten von den Plänen des „kaufmännischen Angestellte[n] Alfred Israel Schloss, zur Zeit arbeitslos“ in Kenntnis, „mit seiner Ehefrau Feodore Sara Schloss... und zwei minderjährigen Kindern ... ins Ausland und zwar in die Vereinigten Staaten von Nordamerika zu gehen.“ Es bleibt ungeklärt, warum diese Bemühungen scheiterten. Spätestens im Oktober 1941, als die Reichsregierung ein generelles Auswanderungsverbot für alle deutschen Jüdinnen und Juden verkündete, musste die Familie auch ihre allerletzten Hoffnungen auf eine Flucht aus Deutschland begraben. Unmittelbar danach erhielt Alfred Schloss von der Gestapo per

Einschreiben den Befehl, alle Vorkehrungen für die „Evakuierung“ seiner Familie aus Hamburg in den Osten am Samstag, dem 8. November 1941, zu treffen. Sammelstelle für alle, die für diesen Transport vorgesehen waren, war die Niedersachsenloge in der Moorweidenstraße in Hamburg.

Zwei Harburgerinnen erinnern sich später an ihre letzten Begegnungen mit Edith und Feodore Schloss: Eines Nachmittags tauchte die sechzehnjährige Edith Schloss in der Drogerie Bornemann am Sand in Harburg auf und traf dort unerwartet eine ehemalige Mitschülerin, die in diesem Haus ihre Lehre absolvierte. Statt eines frohen Wiedersehens wurde aus der Begegnung ein trauriger Abschied, als Edith Schloss nach einer Flasche Tinte fragte, die sie für die Kennzeichnung ihrer Wäsche wegen der bevorstehenden Deportation bräuchte. Ihre ehemalige Mitschülerin und spätere Patin des Stolpersteins zu ihrem Andenken endet ihre Aufzeichnungen mit dem Fazit: „Ich wusste, ich sehe sie nicht wieder. Ich durfte über 80 Jahre leben, und Edith wurde nur 16. Man hat sie getötet und um ihr Leben betrogen.“

Feodore Schloss suchte vor der Deportation noch einmal ihre frühere Friseurin auf, bei der sie sich in den letzten Monaten aus finanziellen Gründen nicht mehr hatte sehen lassen, nachdem sie früher zu ihren treuesten Kundinnen gezählt hatte. Auch war es Juden inzwischen verboten, „arische“ Friseurin Anspruch zu nehmen. Sie betrat den Salon in der Mittagspause, nachdem alle anderen Kundinnen gegangen waren, und ließ sich einen Bubikopf schneiden, wie Henry Gr. später zu berichten wusste. „Das haben wir auf ihren Wunsch hin in der Mittagszeit gemacht, als der Laden geschlossen war.

Sie [Feodore Schloss] verabschiedete sich von meiner Mutter und sagte: ‚Wir sehen uns nicht wieder.‘ – ‚Aber Frau Schloss‘, antwortete meine Mutter, da haben wir ja noch nicht gewusst, ..., aber sie sagte: ‚Doch, doch!‘ Sie hatte so eine Ahnung, und so ist es ja auch gekommen, sie sind nicht wiedergekommen.“

Minna Meyer hatte zunächst keinen „Evakuierungsbefehl“ erhalten. Sie schloss sich „freiwillig“, wie es am Ende der Deportationsliste hieß, dem Transport an, der am 8. November 1941 die Hansestadt verließ. Vermutlich ist dieser Schritt ein Zeichen ihrer seelischen Verzweiflung, denn wie hätte sie in ihrem hohen Alter in dieser feindlichen Umwelt zurecht kommen sollen, wenn sie auf die Hilfe ihrer Tochter und ihrer Familie hätte verzichten müssen?

Kaum hatten die fünf Mieter der Wohnung in der Karlstraße 1 ihr letztes Zuhause verlassen und die Wohnungsschlüssel, wie vorgeschrieben, bei der nächsten Polizeiwache abgegeben, da nahmen auch schon die neuen Bewohner von den verlassenen Räumen Besitz, wie sich Claus G. erinnert: „Über Nacht bot das Judenhäuschen ein völlig anderes Bild. Plötzlich waren die Fenster geöffnet, alles sah hell und sauber aus. Neue Farben, neue Tapeten, neue Gardinen: welch erfreuli-

cher, einladender Anblick! Dieses Haus hatte auch gar nichts mehr zu verbergen. Im ersten Augenblick schöpfte ich Hoffnung. In meinem kindlichen Unverstand redete ich mir ein, die Juden wollten sich nicht länger verstecken, sondern ganz normal mit uns zusammenleben. Doch sie waren fort auf Nimmerwiedersehen, und mir war, als hätte ich sie vertrieben.“

Drei Tage brauchte der Zug für seine Fahrt von Hamburg nach Minsk. Nach ihrer Ankunft mussten alle Transportteilnehmer noch die Nacht bei eisigen Temperaturen in den ungeheizten Waggons verbringen, bevor sie am nächsten Morgen ins Getto der Stadt getrieben wurden. Dort bezogen sie ein verkommenes Gebäude, in dem noch die Leichen von etlichen kurz zuvor ermordeten weißrussischen Jüdinnen und Juden lagen.

Diese grausige Mordaktion blieb kein Einzelfall. Solche „Säuberungen“ wiederholten sich in den anschließenden Wochen und Monaten in zunehmendem Maße. Die bösen Ahnungen, die Feodore Schloss bei ihrem Abschied aus Harburg nicht verbergen konnte, erfüllten sich auf traurige Weise. Über die Sterbedaten der fünf Deportierten aus der Karlstraße 1 und die näheren Umstände ihres Todes ist nichts weiter bekannt.

*Text: Klaus Möller, aus:
www.stolpersteine-hamburg.de*

Quellen: Staatsarchiv Hamburg, 522-1, Jüdische Gemeinden, 992b, Kultussteuerkarte der Deutsch-Israelitischen Gemeinde Hamburg. Staatsarchiv Hamburg, 314-15, Akten des Oberfinanzpräsidenten 2 (FVg 2169 Alfred Schloss). Hamburger jüdische Opfer des Nationalsozialismus. Gedenkbuch, Veröffentlichung aus dem Staatsarchiv Hamburg, Bd. XV, bearbeitet von Jürgen Sielemann unter Mitarbeit von Paul Flamme, Hamburg 1995. Gedenkbuch für die Opfer der Verfolgung der Juden unter der natio-

nalsozialistischen Gewaltherrschaft, 4 Bände, Bundesarchiv Koblenz (Hrsg.), S. 781, Koblenz 2006. Yad Vashem, The Central Database of Shoa Victims' Names: www.yadvashem.org. Bundesarchiv Berlin, R 1509 Reichssippenamt, Ergänzungskarten der Volkszählung vom 17. Mai 1939. Bezirksamt Harburg [Hrsg.]: Harburger Opfer des Nationalsozialismus, Hamburg. Recherche: Matthias Heyl und Margit Maronde-Heyl. Hamburg 2002. Matthias Heyl: Vielleicht steht

die Synagoge noch. Jüdisches Leben in Harburg 1933–1945. Norderstedt 2009, S. 191ff.. Schriftliche Mitteilung der Gedenkstätte und des Museums Sachsenhausen vom 3.3.2011. Claus Günther: Unvergesslich, Unverzeihlich, in: erlebt – erkannt – erinnert. Zeitzeugen schreiben Geschichte(n) 1932–1952. Zeitzeugenbörse Hamburg. Seniorenbüro (Hrsg.). Hamburg 2003, S. 73ff.. Schriftliche Mitteilung von Johanna Buchholz an den Verfasser vom 11.7.2006.

Elfriede-Land-Weg

*Altona-Nord, seit 2016, benannt nach **Elfriede Land** (1934–1993), eine der ersten Busfahrerinnen in Deutschland, davor Straßenbahnfahrerin, war bis 1975 bei der Hamburger Hochbahn AG (HHA) beschäftigt*

Elfriede Land war die erste Busfahrerin in Deutschland (zuvor Straßenbahnfahrerin), die zwischen Langenfelde und Rathausmarkt pendelte. Sie war bis 1975 bei der Hamburger Hochbahn beschäftigt.

Erst im Dezember 1971 veröffentlichte das Bundesgesetzblatt eine modifizierte Frauen-Arbeits-Verordnung, sodass den Damen das Bussteuer nicht länger vorenthalten blieb. Bis zu dieser Verordnung galt die Verordnung des „Dritten Reiches“, die Frauen das Steuern von Omnibussen verbot. Die Begründung aus dem Jahre 1940 lautete: Die Arbeit auf dem Fahrersitz überfordere die Frauen psychisch wie physisch.

1972 erzwang die Hamburger Hochbahn eine Ausnahmeregelung. Allerdings verlangte die Aufsichtsbehörde für die Busfahrerinnen „erschütterungsarme und körpergerechte Fahrersitze“.

1982 änderte das Amt für Arbeitsschutz seine Praxis hinsichtlich der Beschäftigung von Schwangeren auf Beförderungsmitteln. Schwangere dürfen künftig auch nach Ablauf des dritten Schwangerschaftsmonats ein Beförderungsmittel fahren, wenn es nicht länger gefahren wird, als auch ein Privatfahrzeug für die Fahrt zu oder von der Arbeitsstelle brauchen würde.¹



Elfriede Land war seit 1962 (ebenfalls eine der ersten) Straßenbahnfahrerin. Mit der Stange, die sie in der Hand hält, hat man Weichen aus dem Fahrerhaus heraus stellen können. Aufnahme von 1968

1) Rita Bake: Die Ersten und das erste Mal ... Zum 50. Geburtstag des Gleichberechtigungsartikels im Grundgesetz. Was hat er Hamburgs Frauen gebracht. Hamburg 1999.

Abb.: © Archiv der Hamburger Hochbahn AG

Elisabeth-Polach-Weg

Neugraben-Fischbek, seit 2020, benannt nach Elisabeth P., geb. Adler (28.9.1902 Brünn – 29.6.1945 KZ Bergen-Belsen). Sie wurde als Jüdin mit ihrer Familie aus Prag ins Getto Theresienstadt deportiert. 1943 zunächst weiter ins Konzentrationslager Auschwitz. Ab 1944 leistete sie in Hamburg Zwangsarbeit in den zum Konzentrationslager Neuengamme gehörenden Außenlagern Dessauer Ufer im Hafen, Falkenbergsweg in Neugraben sowie Tiefstack. Kurz vor Kriegsende wurde sie ins Konzentrationslager Bergen-Belsen verlegt, wo sie wenige Tage nach der Befreiung des Lagers verstarb.

Stolperstein vor dem Zwangsarbeiterinnenlager Falkenbergsweg 62 (Harburg, Neugraben- Fischbek)

Als Elisabeth Adler, genannt Liesl, als Kind jüdischer Eltern in der südmährischen Stadt an der Donau geboren wurde, gehörte ihr Geburtsort noch zum Kaiserreich Österreich-Ungarn. Hier verbrachte sie auch ihre Kindheit und Schulzeit, bevor sie später nach der Gründung der tschechoslowakischen Republik als Sekretärin ihr Geld verdiente. Im Alter von 25 Jahren heiratete sie 1927 den Rechtsanwalt Hans Polach, der aus einer jüdischen Familie in Wien stammte. Als ihm eine attraktive Stellung in Prag angeboten wurde, zogen sie in die tschechoslowakische Hauptstadt und nahmen eine Wohnung in der Würfelgasse 3, wo 1929 ihre Tochter Edith, genannt Dita, geboren wurde.

Die glücklichen Jahre der jungen Familie endeten mit der Besetzung des tschechoslowakischen Territoriums durch deutsche Truppen am 15./16. März 1939 und der Errichtung des „Protektorats Böhmen und Mähren“. Kurz danach wurden die ersten jüdischen Gotteshäuser und Friedhöfe geschändet. Es folgten Berufs- und Schulverbote. Auch die Türen der Theater, Konzertsäle und Kinos schlossen sich bald für tschechische Juden, die ab September 1941 wie im Altreich den Judenstern tragen mussten.

Am 20. November 1942 wurden Hans und Liesl Polach mit ihrer 13-jährigen Tochter Dita in das inzwischen heillos überfüllte Getto Theresienstadt verschleppt. Die unmenschlichen Lebensbedingungen, die hier herrschten, waren für diejenigen Bewohnerinnen und Bewohner dieses Lagers etwas leichter zu ertragen, die hin und wieder noch die Kraft fanden, an dem bemerkenswerten kulturellen Leben dieser Gemeinschaft teilzunehmen. Das Angebot war vielfältig und reichte von leichten Unterhaltungsabenden bis zu anspruchsvollen Konzerten und Theateraufführungen. Ein absoluter Kassenschlager war Hans Krásas Kinderoper „Brundibár“, die mehr als fünfzigmal aufgeführt wurde, so auch vor der Delegation des Internationalen Roten Kreuzes, die die SS im Juni 1944 zu einer Besichtigung Theresienstadts eingeladen hatte, um die Weltöffentlichkeit hinteres Licht zu führen. Auch Dita Polach war als Sängerin an vielen Aufführungen beteiligt.

Eines Tages musste Dita wie viele MusikerInnen, SängerInnen und SchauspielerInnen

nen vor ihr und nach ihr durch ein anderes Kind ersetzt werden, weil sie und ihre Eltern für die „Umsiedlung in den Osten“ vorgesehen waren. Sie verließen Theresienstadt am 18. Dezember 1943. Erst als der Zug nach zwei Tagen sein Ziel erreichte, sahen die 2473 Männer, Frauen und Kinder dieses Transports, dass sie in Auschwitz waren.

Dort kamen sie in dem „Familienlager für Juden aus Theresienstadt“ unter, das die SS drei Monate vorher errichtet hatte. Die in diesem Lager untergebrachten Häftlinge wurden anfangs besser behandelt. Sie blieben zusammen und wurden nicht über das ganze Lager verteilt. Außerdem durften sie ihre persönliche Habe behalten, wurden nicht kahl geschoren und konnten sogar Postkarten schreiben und Pakete erhalten. Die Verpflegung war etwas besser als im übrigen Lager, wenn auch wesentlich schlechter als in Theresienstadt.

In dem tschechischen Familienlager existierte außerdem mit Wissen und sogar auf ausdrücklichen Wunsch der Lagerleitung ein Kinderblock, in dem die Kinder bis zum Alter von etwa 14 Jahren betreut – aber nicht unterrichtet – werden durften. Diese Vergünstigungen dienten der Propaganda und sollten Gerüchten entgegenwirken, die in der Weltöffentlichkeit über die Vernichtung von Juden in Auschwitz kursierten. Der Kinderblock war ein begehrter Aufenthaltsort für viele Jungen und Mädchen des Familienlagers, da die Betreuerinnen und Betreuer sich nicht nur darauf beschränkten, auf die Kinder aufzupassen, sondern insgeheim auch alles Mögliche taten, um ihnen eine Art interessantes Freizeitprogramm zu bieten. Zu den älteren

Kindern gehörte auch Dita Polach, die den Betreuerinnen und Betreuern gern bei ihrer Arbeit half. Als die Vorbereitungen für die Liquidierung des tschechischen Familienlagers im Juli 1944 begannen, war Hans Polach nicht mehr am Leben. Seine Frau Elisabeth und ihre Tochter Dita gehörten zu den weiblichen Häftlingen, die im Juli 1944 nach Hamburg geschickt wurden, nachdem der SS-Arzt Joseph Mengele sie vorher in einer seiner Selektionen für arbeitsfähig befunden hatte.

Die 1000 jüdischen Frauen wurden dem KZ Neuengamme unterstellt, das sie zunächst in das Außenlager Dessauer Ufer im Hamburger Hafen einwies, wo sie schwere Aufräumarbeiten zu verrichten hatten. Sieben Wochen später war das KZ-Außenlager am Falkenbergsweg in Neugraben ihre nächste Station. In diesem Stadtteil wurden sie bei der Herstellung von Fertigbauteilen und beim Bau von Behelfsheimen in der Falkenbergsiedlung eingesetzt. Gelegentlich mussten sie auch in Harburg oder Moorburg bei der Trümmerbeseitigung oder in den Harburger Bergen beim Ausheben des Panzergrabens helfen, mit dem der Vormarsch der Alliierten vor den Toren der Hansestadt gestoppt werden sollte. Am 8. Februar 1945 wurden alle Häftlingsfrauen vom Falkenbergsweg in Neugraben in das KZ-Außenlager Tiefstack verlegt und von dort zwei Monate später im Zuge der Räumung des KZ Neuengamme und seiner Außenlager in das heillos überfüllte KZ Bergen-Belsen überführt.

Als britische Truppen eine Woche später dieses Lager in der Lüneburger Heide erreichten, setzten sie sofort eine beispiel-

hafte Hilfsaktion für die Überlebenden in Gang. Doch Liesl Polach war bereits so geschwächt, dass alle Anstrengungen vergebens waren. Sie starb am 29. Juni 1945 im Alter von 42 Jahren und wurde in Bergen-Belsen in einem Grab, das keinen Namen trägt, beigesetzt.

Text: Klaus Möller, aus:
www.stolpersteine-hamburg.de

Quellen: Institut Theresienstädter Initiative/Nationalarchiv Prag, Jüdische Matriken, Todesfallanzeigen.

Yad Vashem, The Central Database of Shoa Victims' Names:
www.yadvashem.org

Alwin Meyer: Die Kinder von Auschwitz. Göttingen 1990, S. 125ff.

Ota B. Kraus: Die bemalte Wand. Köln 2002.

Lucille Eichengreen: Von Asche zum Leben - Erinnerungen. Bremen 2001, S. 90ff.

Karl-Heinz Schultz: Das KZ-Außenlager Neugraben, in: Jürgen Ellermeyer, Klaus Richter, Dirk Stegmann (Hrsg.): Harburg. Von der Burg zur Industriestadt. Hamburg- Harburg 1988, S. 493ff.

Herbert Diercks: Der Hamburger Hafen im Nationalsozialismus. Hamburg 2009, S. 54f.

Danuta Czech: Kalendarium der Ereignisse im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau 1939-1945, 2. Aufl. Reinbek 1989, S. 603, 684, 811, 820ff.;

Martha Glass: „Jeder Tag in Theresin ist ein Geschenk.“ Die Theresienstädter Tagebücher einer Hamburger Jüdin 1943-1945. Hrsg von Barbara Müller-Wesemann. Hamburg 1996, S. 47ff. http://www.jewish-theatre.com/Visitor/article_display.aspx?articleID=2492 (eingesehen am 8.3.2010); Schriftliche Mitteilung von Dita Kraus, geb. Polach, vom 31.10.2009; Yad Vashem, Quarterly Magazine, Volume 41, Jerusalem 2006.

Elly-See-Straße

*Altona, seit 2016, benannt nach **Elly See** (1930–2013), Ehrenvorsitzende des SV Lurup-Hamburg von 1923 e. V., Mitbegründerin der Interessen-Gemeinschaft der Altonaer Sportvereine*

Die gebürtige Luruperin **Elly See**, geborene Kleinworth, begann ihre sportliche Laufbahn als Handballspielerin im BSV 19 (Bahrenfelder Sportverein von 1919). Hier lernte sie auch ihren zukünftigen Ehemann, den Polizeibeamten Ernst See, kennen. 1953 wurde die Hochzeit gefeiert. Elly See war von 1968 bis 1984 Spartenleiterin der Tänzerinnen und Tänzer des SV Lurup. Der 1. Vorsitzende des Vereins, Walter Behn, hatte sie in seinen Verein geholt, weil er eine Tanzsportabteilung aufbauen wollte. Nach seinem Tod im Jahre 1985 wurde Elly See 2. Vorsitzende des Gesamtvereins. Später wurde sie dann 1. Vorsitzende, nachdem der damalige 1. Vorsitzende Wilhelm Böttcher verstorben war.

„In ihrer aktiven Zeit fielen u. a. die Gründung der Herzsportabteilung, des Bewegungskindergartens im Böverstland und der Umbau des Vereinszentrums in der Flurstraße.“¹⁾

„Die ehrenamtliche Arbeit im Vorstand des Vereins leistete sie, obwohl sie zu Hause zwei Kinder hatte und ihr Ehemann Ernst im Lüttkamp eine Fahrschule betrieb“, heißt es in einem Nachruf von Günther Wilke.²⁾



Elly See

1) und 2): <http://svlhamburg.de/bilder/2013/trauerfeierellysee.htm>

Emily-Ruete-Platz

*Uhlenhorst (2019), nach **Emily R.** (30.8.1844 Sansibar–29.2.1924 Jena), Schriftstellerin und Lehrerin, geboren als Prinzessin von Oman und Sansibar, brachte sich selbst Lesen und Schreiben bei; lernte 1866 den Kaufmann Heinrich Ruete aus Hamburg kennen, floh 1866 schwanger aus Sansibar und brachte in Aden ihren Sohn Heinrich jr. zur Welt, ließ sich 1867 taufen und nahm den Namen Emily an, heiratete 1867 Heinrich R. und ging mit ihm nach Hamburg; veröffentlichte 1886 ihr erstes von zwei Büchern; verstarb in Jena*

Emma-Poel-Straße

Altona-Nord, seit 2016, benannt nach Emma Sophie Cäcilie Wilhelmine Poel (31.1.1811 Altona–3.12.1891), Gründerin sozialer Einrichtungen und für Altona bedeutsam, da sie 1832 den „Weiblichen Verein für Armen- und Krankenpflege in Altona“ gründete, auf den die spätere Gründung des Kinderkrankenhauses Altona zurückgeht; Mitbegründerin der Diakonie in Deutschland

Emma Poel war das elfte Kind des Herausgebers des Altonaischen Mercurius Piter Poel (*siehe: Poelstraße in Band 3: Männerstraßennamen*) und seiner Ehefrau Friederike Elisabeth Büsch, Tochter des Professors Johann Georg Büsch in Hamburg. Die Familie lebte ab 1812 in Teufelsbrück und von 1816 bis 1822 zusammen mit Caspar Voght in Flottbek (*siehe: Caspar-Voght-Straße und Baron-Voght-Straße in Band 3 Männerstraßennamen*).

„Begünstigt durch die enge Verbindung der Familien Poel und Sieveking trat [Emma Poel] früh in freundschaftlichen Kontakt zu Amalie Sieveking [*siehe: Amalie-Sieveking-Weg*], die ihr für die eigenen Aktivitäten ein Vorbild wurde und über die sie eine Biographie verfasste, die 1860 anonym veröffentlicht wurde. Geleitet war Emma Poel von dem Grundsatz, dass die ‚besser gestellten Stände‘ für die Armen Verantwortung übernehmen müssten. 1851 veröffentlichte sie zunächst geheim angefertigte Nachschriften von Johann Wicherns [*siehe: Wichernsweg und Wichernsgarten*] Bibelstunden, deren Veröffentlichung dieser nur zögerlich zugestimmt hatte“, schreibt Bodo Schürmann in einem Kurzportrait über Emma Poel.¹

1835 gründete Emma Poel, die zeitlebens unverheiratet blieb, den Weiblichen Verein für Armen- und Krankenpflege in Altona, „nach dem Vorbild der drei Jahre zuvor in Hamburg von Amalie Sieveking gegründeten gleichnamigen Einrichtung. Auf der Grundlage des christlichen Glaubens sollte er vor allem zwei Ziele verfolgen: die Pflege von kranken und die Beschaffung von Arbeit für arbeitsfähige Arme. (...) Die Mitglieder [des Vereins. Der Verein hatte ca. 20 Mitglieder] besuchten in der Regel wöchentlich die von ihnen betreuten Familien. Den ersten Besuch absolvierte Emma Poel als Vorsitzende. [So hielt es auch Amalie Sieveking in ihrem Verein.] in so genannten ‚Besuchsbüchern‘ wurden alle wichtigen Informationen über die Familien, ihre Probleme sowie die geplanten oder durchgeführten Hilfsmaßnahmen, die vor allem in der Krankenpflege und der Zuwendung von meist gespendeten Naturalien in Form von Nahrungsmitteln, Kleidung und Brennmaterialien bestanden, dokumentiert. Bei den wöchentlichen Treffen des Hilfskomitees wurden alle Betreuungsmaßnahmen besprochen und weitere Hilfsinitiativen beschlossen. (...) Obwohl Emma Poel ihre Arbeit aus der christlichen Nächstenliebe begründete und nur solche Frauen in den Verein aufnahm, die sich ebenfalls darauf verpflichteten, lehnte sie eine Missionierung der betreuten Familien ab. Es sei wichtig, die Familien kennen zu lernen und zu Wort kommen zu lassen und sich nicht über sie zu erheben, das gebiete ‚der Respekt vor dem Menschenrecht‘. Damit war sie modernen Ansätzen der Sozialarbeit verpflichtet.“²

1) Bodo Schürmann über Emma Poel, in: Franklin Kopitzsch, Dirk Brietzke: Hamburgische Biografie. Personenlexikon, Bd. 3. Göttingen 2006, S. 298.

2) Ebenda.

1859 eröffnete sie ein Kinderhospital. Es hatte ab 1864 seine Adresse in der Blumenstraße 90 und bot 30 Kindern einen Platz zur Behandlung. „Da sich die Mitglieder des Gründungskomitees nicht auf eine gemeinsame Konzeption und Organisation hatten einigen können, war es 1859 zu einer Aufteilung der Spendenmittel und zur gleichzeitigen Gründung eines zweiten Kinderhospitals in der Großen Wilhelminenstraße 11 gekommen, des Vorläufers des heutigen Altonaer Kinderkrankenhauses in der Bleickenallee. Die pflegerischen Arbeiten im Kinderhospital von Emma Poel wurden im Wesentlichen von Diakonissen aus Dresden geleistet.“³⁾

1865 gründete Emma Poel ein Heim für Mädchen mit 30 Plätzen in der Carolinenstraße 23.

Emma Poels Weiblicher Verein für Armen- und Krankenpflege in Altona initiierte am 12. November 1866 die Versammlung zur Gründung einer Diakonissenanstalt. Sie wurde am 28. Dezember 1867 als Evangelisch-lutherische Diakonissenanstalt für Schleswig-Holstein zu Altona konstituiert. Ihr heutiger Name ist Ev.-Luth. Diakonissenanstalt Alten Eichen in Hamburg.

„Als 1874 die Diakonissen aus Dresden zurückgezogen wurden, traten an ihre Stelle solche aus der Altonaer Diakonissenanstalt. Auf Grund wirtschaftlicher Schwierigkeiten und zunehmender organisatorischer Anforderungen gingen die Einrichtungen von Emma Poel 1888 vollständig in der Altonaer Diakonissenanstalt auf.“⁴⁾



Emma Poel

3) Ebenda.

4) Ebenda.

Emmi-Ruben-Weg

Harburg, seit 2016, benannt nach Emmi(y) Ruben, geb. Geister (7.2.1875 Hamburg–4.6.1955 Hamburg), Mäzenin und Kunstsammlerin; setzte sich in der NS-Zeit für verfolgte Künstler ein und wurde dafür 1955 vom Senat geehrt

Ihr Grabstein steht im Garten der Frauen auf dem Friedhof Ohlsdorf.

„Zu allererst sei Ihnen mein herzlichster Dank gesagt. – Sie haben ja soviel mit den Künstlern gelebt um richtig einen solchen Dank zu verstehen. Es ist ja nicht allein das Geld gewesen in dieser Zeit, sondern auch das Gefühl damit ausgedrückt, dass Sie dahinter stehn und gerade letzteres ist in den vielen leeren Stunden im Atelier ein tröstliches Bewusstsein gewesen –“,¹⁾ schreibt der Maler Willem Grimm am 12. Juni 1937 an **Emmy Ruben** und bringt damit auf den Punkt, was diese Frau für die künstlerische Avantgarde in Hamburg bedeutete. In einer Zeit, in der die Hamburger Sezession sich unter dem Druck des Nationalsozialismus auflöste, die Bilder vieler Künstler als entartet galten und aus den Museen entfernt wurden, war eine Mäzenin, die sich von all dem nicht beeindruckt ließ, eine Hoffnungsträgerin für die Kunst, die Künstler und Künstlerinnen. Mit dem Ankauf von Bildern half sie nicht nur finanziell, sondern stärkte die Künstler auch in ihrem Selbstbewusstsein. Und der Nachwelt erhielt sie manches Werk, das ohne sie vermutlich verloren wäre.

Emmy Ruben wurde am 7. Februar 1875 geboren. 1897 heiratete sie Albert Ruben, einen Kaufmann jüdischer Abstammung. Neben sei-

ner beruflichen Tätigkeit, zunächst als leitender Angestellter, dann als Teilhaber der Firma Blumenfeld, einem Kohlenimporthandel mit eigenen Schiffen, war Albert Ruben im Hamburger Kulturleben sehr aktiv. Als Mitbegründer der Literarischen Gesellschaft knüpfte er Kontakte zu Gerhart Hauptmann, Richard Dehmel und Detlev von Liliencron, hielt selbst Vorträge für die Arbeiterjugend in der Kunsthalle und unterstützte die Arbeit von Künstlern. So warb er beispielsweise bei seinen Geschäftsfreunden um finanzielle Unterstützung von Projekten und brachte den Maler Ivo Hauptmann in der Firma Blumenfeld unter, der daraufhin von seinen Freunden zum „bestmalenden Kohlenhändler“ ernannt wurde. Emmy Ruben war in dieser Zeit wohl eher „die Frau an seiner Seite“, versorgte den Haushalt und die zwei Kinder (Elisabeth, geb. am 17.7.1898 und Walther, geb. am 26.12.1899, eine weitere Tochter verstarb im Alter von einem Jahr), denn nahezu alle in der Staats- und Universitätsbibliothek befindlichen Briefe von Künstlern sind zu Albert Rubens Lebzeiten an ihn gerichtet.

Nach seinem Tod im Jahre 1926 wurde Emmy Ruben selbst aktiv, wobei ihr Interesse in erster Linie der bildenden Kunst galt. 1948 schenkte sie ihre umfangreiche Sammlung von 146 Exponaten, darunter 17 Gemälde, der Hamburger Kunsthalle. Alle wichtigen Hamburger Künstlerinnen und Künstler der damaligen Zeit sind darin vertreten: Friedrich Ahlers-Hestermann, Karl Ballmer, Alma del Banco, Eduard Bargheer, Paul Bollmann, Arnold Fiedler, Fritz Flinte, Fritz Friedrichs, Willem Grimm, Richard

1) Mappe „Nachlass Ruben“. Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg Carl von Ossietzky. Handschriftenabteilung.

Haizmann, Erich Hartmann, Ivo Hauptmann, Eduard Hopf, Paul Kayser, Karl Kluth, Fritz Kronenberg, Kurt Löwengrad, Emil Maetzel, Wilhelm Mann, Rolf Nesch, Franz Nölken, Alexandra Povorina, Anita Réé, Hans Ruwoldt, Walter Siebelist, Herbert Spangenberg, Heinrich Stegemann, Walter Tanck, Maria Wenz, Albert Woebcke, Gretchen Wohlwill, Gustav Wolff. „Es ist mein Wunsch“, schrieb sie an Carl Georg Heise, den damaligen Direktor der Hamburger Kunsthalle, „dass diese Bilder, die das Ergebnis meiner langjährigen Sammlertätigkeit darstellen, in den Besitz der Kunsthalle meiner Vaterstadt übergehen, um meinen Mitbürgern einen bleibenden Eindruck von einer Epoche hamburgischer Malerei zu geben. Mit der Aufstellung dieser Bilder in der Kunsthalle möchte ich zugleich dazu beitragen, das Andenken an die Künstler, die mir freundschaftlich nahegestanden haben, in Hamburg zu erhalten.“²⁾

Die Briefe, die ihr Mann und sie von Künstlerinnen und Künstlern erhalten hatten, übergab sie der Staats- und Universitätsbibliothek: „Nachlass Ruben (nach Auskunft von Dr. Voigt ca. 1945 von einer älteren Dame (Frau Ruben) geschenkt worden)“, steht auf der Mappe. Sie enthält neben Briefen an Albert Ruben Briefe an Emmy Ruben von Friedrich Ahlers-Hestermann, Alma del Banco, Paul Bollmann, Arnold Fiedler, Fritz Flinte, Willem Grimm, Richard Haizmann, Erich Hartmann, Ivo Hauptmann, Eduard Hopf, Martin Irwahn, Karl Kluth, Hans Leip, Kurt Löwengrad, Rolf Nesch, Alexandra Povorina, Anita Réé, Hans Ruwoldt, Karl Schmidt-Rottluff, Clara Rilke-Wüsthoff, Gretchen Wohlwill u. a. Sie alle

unterstützte Emmy Ruben durch den Kauf ihrer Bilder, durch Mithilfe bei Ausstellungsvorbereitungen, durch Einladungen und Geschenke, ja manchmal sogar durch Bezahlung des Malmaterials, selbst gebackenen Kuchen und selbst genähte Puppenkleider für die Kinder. Erich Hartmann schreibt ihr am 26. Dezember 1934: „Aber, aber! Kommt sie so ganz heimlich und sachlich hier an, um ihre Lithographie zu holen und ist in Wirklichkeit ein allerliebster Weihnachtsmann. Und was für einer. Ich bin wieder ganz gerührt wie gut Sie es mit uns meinen und wie Sie uns verwöhnen (...)“³⁾ Und Alma del Banco: „Liebe Frau Ruben, nun schicke ich Ihnen mit Freuden die gewünschte Zeichnung, ob diese wohl Gnade vor den Augen Ihrer Kinder findet? – mir ist es ein Tagebuchblatt – es erzählt mir von den schönen Abendstunden bei Ihnen. – Ich glaube ich mache ganz gute Fortschritte, da ich ausgehen darf – das wird mir sicher gut tun – und Dank der liebevollen Fürsorge meiner Freunde – wozu ich Sie gerne rechnen möchte – für alles Gute tausend Dank.“⁴⁾

Die Sierichstraße 132 war bis 1933 ein beliebter Künstlertreff. In ihren späteren Wohnungen am Ahornkamp und in der Binderstraße empfing Emmy Ruben die Künstlerinnen und Künstler wohl eher in kleinem Kreis.

Emmy Ruben war eine Mäzenin im besten Sinne des Wortes, eine Förderin, die den Ankauf von Kunst weder als Statussymbol noch als Kapitalanlage betrachtete, sondern mit Kenntnis am Schaffensprozess der Künstler und Künstlerinnen teilnahm und als Sammlerin und Stifterin die Werke für die Nachwelt bewahrte. Sie war

2) Unveröffentlichter Brief vom 24. Mai 1948. Hamburger Kunsthalle

3) Mappe „Nachlass Ruben“, a. a. O.

4) Mappe „Nachlass Ruben“, a. a. O.

zugleich eine Mutterfigur, die offenbar ein großes Einfühlungsvermögen in die Existenzbedingungen der Künstlerinnen und Künstler besaß und ihnen dadurch weit mehr sein konnte als nur Geldgeberin. Hans Leip jedenfalls betont eben diese Fähigkeit, die Emmy Ruben neben ihrem Kunstverstand besaß und worin sie sich deutlich von den wohlbekannteren „Gattinnen“ abhob, die sich mit Kunst schmückten: „(...) alles in allem eine der liebenswürdigsten Erscheinungen in der hanseatischen Atmosphäre vor 1933, wo sich ja manche blonde, blauäugige Ehepartnerin vorwagte und zu Kalbsbraten, Mosel und nachfolgender Lesung einlud, ohne sich allerdings weitere Unkosten zu machen bzw. den Gemahl dazu zu veranlassen. Emmy Ruben wusste um die Schwierigkeiten des schöpferischen Menschen; es war ihr nicht um die Dekoration ihrer Tafel und die Unterhaltung ihrer Gäste zu tun. Sie war aus echtem Kunstverstand und aus echter schöner Menschlichkeit hilfsbereit und helfend. Und sie besaß Takt, was so häufig eben nicht ist in unserer Welthafen-Vaterstadt (...)“⁵⁾

Und die Malerin Gretchen Wohlwill schreibt ihr einmal: „Für mich war das Beglückende in den vergangenen Jahren, dass Sie ‚da‘ waren. Sie sind sich vielleicht selbst nicht darüber klar geworden, was das für mich bedeutet hat (...). Was Maetzel neulich sagte, war mir so aus der Seele gesprochen, dass nämlich, angenommen, die materielle Not sei eines Tages beseitigt und gemildert, so bliebe doch immer die geistige Vereinsamung der Künstler, u. ich möchte hinzufügen die seelische, das Bedürfnis nach Ver-

ständnis u. Anteilnahme.“⁶⁾ Der zumeist distanzierte, vor allem von Dankbarkeit und Respekt gekennzeichnete Ton in den Briefen der Künstlerinnen und Künstler, der sich allein bei Karl Kluth ins sehr persönlich Freundschaftliche wendet, macht deutlich, dass Emmy Ruben ihre Position einer Mäzenin immer gewahrt, sich niemals angebiedert hat. Dass es auch Missstöne im Umgang mit den Künstlerinnen und Künstlern gab, zeigen nicht nur die Versuche der im menschlichen Umgang wohl komplizierten Anita Réé, bestehende Missverständnisse zu klären und auszuräumen. Auch der schon zitierte Brief von Gretchen Wohlwill ist vor eben diesem Hintergrund entstanden.

Angegriffen fühlte Emmy Ruben sich auch, als sie sich 1933, nach der Absetzung der Vorsitzenden Ida Dehmel durch die Nationalsozialisten, entschied, der GEDOK (Gemeinschaft deutscher und österreichischer Künstlerinnen) treu zu bleiben. Die Kunsthistorikerin Rosa Schapire, die selbst aus Protest aus der GEDOK ausgetreten war, schrieb ihr daraufhin: „(...) ich danke Ihnen für Ihren ausführlichen Brief und möchte Ihnen auch gleich sagen, dass ich Ihren Schritt für ganz richtig halte. Es ist sehr viel leichter alles zu zerstören als das Bestehende zu halten und weiter auszubauen. Darauf aber kommt es in der schwierigen Epoche, in der wir heute leben, an. Gerade bei Ihnen bin ich fest davon überzeugt, dass Sie sich von sachlichen Beweggründen leiten lassen und frei von Ehrgeiz sind. Die GEDOK kann in der schwierigen Zeit doch mancher Künstlerin eine Erleichterung bringen. Sie haben das Vertrauen der Künstle-

5) Brief am 7. März 1963. Zitiert nach: Gerhard Kretschmann: Brief an Familie Ruben. Prüfungsarbeit der Hamburger Bibliotheksschule. 1963. Staats- und Universitätsbibliothek Carl von Ossietzky.

6) Mappe „Nachlass Ruben“, a. a. O.

rinnen, sind eingearbeitet und sicherlich die geeignetste Persönlichkeit, um deren Interessen weiter zu vertreten. Es ist ein besonders glücklicher Umstand, dass diese Tätigkeit Ihren Neigungen in diesem Maße entspricht, nur dann kann freilich auch etwas Vernünftiges geschehen.“⁷⁾

Neben der GEDOK war Emmy Ruben Mitglied der Freunde der Kunsthalle, der Ernst-Barlach-Gesellschaft, der Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit, einem radikalen Zweig der bürgerlichen Frauenbewegung, der Musikalischen Jugend Deutschlands, des Künstler-Vereins und der Griffelkunst, des Tierschutz-Vereins, der Deutsch-Griechischen Gesellschaft und des Deutschen Lyceum-Clubs in Hamburg.

Text: Brita Reimers



*Emmy Ruben,
Gemälde von Karl Kluth,
1942/43*

7) Brief vom 23. Mai 1933.

Emmy-Püttjer-Straße

Farmsen-Berne, seit 2017, benannt nach Emmy Püttjer (10.2.1905 Hamburg–22.2.1964), Geschäftsfrau, leitete von 1940–1947 als 1. Vorsitzende den Farmsener Turnverein von 1926 e. V.

Emmy Püttjer war Geschäftsfrau. Sie hatte einen Heißmangelbetrieb in der August-Krogmann-Straße 18 in der Nähe des Farmsener Bahnhofes.

Bevor sie sich im Februar 1938 mit ihrem kleinen Heißmangelbetrieb selbstständig machte, war sie zwischen 1930 und 1932 teils mittellos gewesen, teils hatte sie als Wandersdekorateurin versucht, ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Dann war sie von 1932 bis 1938 als Arbeiterin in der Firma Langnese beschäftigt gewesen.¹⁾

Emmy Püttjer, die ledig und kinderlos blieb, widmete sich in ihrer Freizeit dem Farmsener Turnverein von 1926. Als sie 1940 als 1. Vorsitzende die Vereinsführung übernahm – sie selbst gibt in ihrem Entnazifizierungsfragebogen an, dass sie bereits 1939 Vereinsführerin gewesen ist²⁾ –, „konnte sie schon nicht mehr wirksam die Schrumpfung der Mitgliederzahlen verhindern. Als maßgebliche Gründe werden die staatspolitisch bedingte Bevormundung durch die Nationalsozialisten benannt. Diese sollen die sportlichen Aktivitäten im Verein stark behindert haben. Durch zwangsweise Mitgliedschaften der jungen Männer in den NS-Organisationen kamen die Aktivitäten in politisch unabhängigen Sportvereinen wie dem FTV zu kurz.“³⁾

Über den Sport im Nationalsozialismus und den Sportverbänden schreibt Wolf-Dieter Mattausch: „Der Prozeß der ‚Neuordnung des deutschen Sports‘ im Dritten Reich begann (...) mit der Zerschlagung der sozialistischen Arbeiter-Turn- und Sportbewegung (...) und der mehr oder weniger erzwungenen Selbstauflösung der Dachverbände des bürgerlichen Sports in Deutschland. Gleichzeitig wurden die Sportverbände im Sinne der nationalsozialistischen Ideologie indoktriniert und der Ausschluß der jüdischen Sportler aus den meisten Sportverbänden vollzogen, ohne daß die politische Führung dies hätte nachdrücklich fordern müssen. (...)“

Der in sich widersprüchliche Prozeß der ‚Neuordnung‘ des deutschen Sports durch die Nationalsozialisten dauerte bis 1936 an. Sportverbände, die nicht in Einklang mit der nationalsozialistischen Ideologie zu bringen waren, wurden verboten. (...).

Die Hitler-Jugend (HJ) betrieb im Rahmen der nationalsozialistischen Erziehung intensive körperliche Ausbildung (...). Das Gesetz über die HJ aus dem Jahre 1936 erklärte sie zur ‚Staatsjugend‘ und übertrug ihr die körperliche, geistige und charakterliche Erziehung der gesamten deutschen Jugend. Das bedeutete, daß die Vereine des NSRL [Nationalsozialistischer Reichsbund für Leibesübungen, siehe dazu weiter unten] keine Jugendlichen unter 14 Jahren betreuen durften. (...) Nur die freiwillige Sportbetätigung von HJ-Mitgliedern oberhalb dieses Alters verblieb bei den Vereinen (...). Gleiche Regelungen galten für den Bund Deutscher Mädel (BDM) (...).⁴⁾

1) Staatsarchiv Hamburg, 221-11 C 13423.

2) Ebenda.

3) Schriftverkehr zwischen Bezirksamt Wandsbek und Präsidium des Farmsener Turnvereins.

4) Wolf-Dieter Mattausch: Sport, in: Wolfgang Benz, Hermann Graml, Hermann Weiß (Hrsg.): Enzyklopädie des Nationalsozialismus. 2. Aufl., München 1998, S. 253 f. Siehe auch die neuesten Forschungen zu den

deutschen Sportvereinen: Lorenz Pfeiffer: Sport im Nationalsozialismus. Zum aktuellen Stand der sporthistorischen Forschung. Eine kommentierte Bibliographie. 3. ergänzte u. bearbeitete Aufl., Göttingen 2015.

Emmy Püttjer trat in der NS-Zeit nicht der NSDAP bei. Sie war von 1934 bis 1938 Mitglied der DAF (Deutsche Arbeitsfront), von 1941 bis 1945 Mitglied der NSV (nationalsozialistische Volkswohlfahrt), bis 1942 Mitglied im Deutschen Frauenwerk und von 1938 bis 1945 Mitglied im nationalsozialistischen Reichsbund für Leibesübungen.⁵⁾

Der Nationalsozialistische Reichsbund für Leibesübungen wurde 1938 „zur totalen Gleichschaltung des Dachverbandes des dt. Sports (...) als Nachfolgeorganisation des Dt. Reichsbundes für Leibesübungen“⁶⁾ geschaffen. Er stand „unter politischer Verantwortung der NSDAP (...). So wurde der NSRL von einer durch die NSDAP ‚betreuten‘ zu einer von ihr kontrollierten Organisation. Gleichzeitig entfiel damit auch die juristische Selbständigkeit der Vereine, deren Vermögen in das Eigentum der NSDAP überging. Die Gründung des NSRL beseitigte außerdem das ohnehin nur noch formale Recht, die Vereinsführer zu wählen.“⁷⁾

Die Deutsche Arbeitsfront wurde im Mai 1935 gegründet und war ein rechtlich der NSDAP angeschlossener Verband „mit ca. 23 Mio. Mitgliedern (1938) die größte NS-Massenorganisation. Als Einheitsgebilde ‚aller schaffenden Deutschen‘ konzipiert, schuf ihr Reichsleiter Robert Ley ein vielgliedriges, bürokratisch aufgeblähtes Organisationsimperium, mit dem er nahezu in alle Felder der nat. soz. Wirtschafts- und Sozialpolitik einzudringen trachtete. Entscheidender Einfluß auf materielle Belange in diesem Bereich blieb der DAF jedoch verwehrt, vielmehr musste sie sich auf die allgemeine

Betreuung und weltanschauliche Schulung ihrer Mitglieder beschränken“.⁸⁾

Das Deutsche Frauenwerk: „Zusätzlich zu der streng nat. soz. ausgerichteten NS-Frauen-schaft wurde im Oktober 1933 das Dt. Frauenwerk (DFW) geschaffen, das als Sammelbecken für gleichgeschaltete bürgerliche Frauenbewegungen und einzelne Mitglieder diente. Obwohl das DFW als eingetragener Verein mit eigenem Vermögen über einen anderen Status als die NS-Frauen-schaft verfügte, waren beide Organisationen v. a. personell eng miteinander verflochten. An der Spitze des hierarchischen Aufbaus beider stand seit 1934 die Reichsfrauenführerin Gertrud Scholtz-Klink. (...)“⁹⁾

Die NS-Volkswohlfahrt (NSV) war mit „17 Mio. Mitgliedern (1943) nach der Dt. Arbeitsfront die größte (...) NS-Massenorganisation. (...) Ihren Anspruch auf Monopolisierung der gesamten freien und öffentlichen Wohlfahrt konnte die N. zwar nicht realisieren, doch gelang es ihr, die in der freien Wohlfahrtspflege tätigen Verbände zurückzudrängen bzw. gleichzuschalten (...). Angesichts der ihr zur Verfügung stehenden finanziellen Mittel (Mitgliedsbeiträge, Spenden, staatliche Zuwendungen) war es ihr möglich, in alle Bereiche der Wohlfahrt zu expandieren (...). Aufgrund ihrer scheinbaren Ideologiefierne war die Arbeit der N. populär und die Mitgliedschaft erschien auch für diejenigen, die dem Regime eher zögernd oder kritisch gegenüberstanden, aber aus Opportunitätsgründen in eine Parteiorganisation eintreten wollten, akzeptabel. Tatsächlich war die Arbeit der N. von rasse- und erbbiolo-

5) Staatsarchiv Hamburg, 221-11 C 13423.

6) Kurt Schilde: Nationalsozialischer Reichsbund für Leibesübungen, in: Wolfgang Benz, Hermann Graml, Hermann Weiß (Hrsg.): Enzyklopädie

des Nationalsozialismus. 2. Aufl., München 1998, S. 609.

7) Wolf-Dieter Mattausch: Sport, a. a. O., S. 254 f.

8) Marie-Luise Recker: Deutsche Arbeitsfront, in: Wolfgang Benz, Her-

mann Graml, Hermann Weiß (Hrsg.): Enzyklopädie des Nationalsozialismus. 2. Aufl., München 1998, S. 418 f.
9) Anja von Cysewski: NS-Frauen-schaft, in: Wolfgang Benz, Hermann Graml, Hermann Weiß (Hrsg.): Enzyk-

gischen Selektionskriterien bestimmt (...).¹⁰⁾

Emmy Püttjer konnte nach der Befreiung vom Nationalsozialismus die Mitgliederzahl wieder steigern. Sie war noch bis 1947 1. Vorsitzende des Farmsener Turnvereins.



Emmy Püttjer

Enzyklopädie des Nationalsozialismus.
2. Aufl., München 1998, S. 617.

10) Marie-Luise Recker: NS-Volkswohlfahrt, in: Wolfgang Benz, Hermann Graml, Hermann Weiß (Hrsg.): Enzyklopädie des Nationalsozialis-

mus. 2. Aufl., München 1998, S. 619.

Abb.: © Farmsener Turnverein v. 1926 e. V.

Erika-Krauβ-Twiete

Altona-Nord, seit 2016, benannt nach Erika Krauβ (6.2.1917 Karski/Kr. Ostrowo/Polen–26.6.2013 Hamburg), Deutschlands dienstälteste aktive Pressefotografin mit Meisterbrief; 63 Jahre freie Fotoreporterin für die „Hamburger Morgenpost“; Brennerstraße 45 in Hamburg-St. Georg (Wohnadresse); Speersort 1, Pressehaus; später: Griegstraße 75 in Hamburg-Bahrenfeld, Redaktion der Hamburger Morgenpost (Wirkungsstätte)

„Die Grande Dame der MOPO ist tot“, titelte die Hamburger Morgenpost am 27. Juni 2013. Auf ihrem Titelaufmacher trug die MOPO Trauer. „Unsere legendäre Fotografin Erika Krauβ (96) ist tot. Vor ihr verneigen sich in Hamburg die Stars – und 13 Bürgermeister.“¹

Doch im Leben wie danach schien die zierliche, willensstarke Ikone ihre letzten Geheimnisse zu wahren. Ob sie nun im Alter von 95 oder 96 Jahren im Bundeswehr Krankenhaus „friedlich eingeschlafen“ sei, darüber waren sich selbst die großen Tageszeitungen nicht recht einig. Das Magazin „Der Spiegel“, „Hamburger Morgenpost“ und „Bild“ ließen ihr 96 Jahre, „Abendblatt“ und „Die Welt“ billigten ihr 95 Erdenjahre zu. „Mit ihrem Alter hatte Erika Krauβ kein Problem, das genaue Geburtsdatum behielt sie aber trotzdem gern für sich. Gewiss nicht aus Eitelkeit, wohl aber aus jenem Eigensinn, der typisch war für Deutschlands dienstälteste Fotografin. ‚Geboren wurde ich am Ende der Ersten Weltkriegs‘, beantwortete sie hartnäckige Nachfragen. Das musste reichen“, schrieb Matthias Gretzschel im Ham-

burger Abendblatt. „Die körperlich kleine Frau wirkte wie eine zerbrechliche Person, war aber resolut und voller Energie, eine Persönlichkeit mit enormer Präsenz.“²

Viele Jahrzehnte lang hat Erika Krauβ Politiker, Künstlerinnen und Künstler, Prominente, Manager und Monarchen fotografiert, Marlene Dietrich und Romy Schneider, Präsidenten wie Clinton und Gorbatschow ebenso wie Yassir Arafat. So begleitete sie die junge Queen Elizabeth II; später folgten Prinz Charles und Lady Diana. „Selbst hochbetagt hat Erika Krauβ noch tagesaktuell gearbeitet, und zwar in ihrem Revier, dem Rathaus.“³

Dabei stammte das „Hamburger Original“ gar nicht aus der Hansestadt. Geboren wurde sie in Karski, einer zwischen Breslau und Lodz gelegenen Ortschaft. „Erika meisterte ein Leben, das wahrlich nicht durchschnittlich war. Hinein in den Ersten Weltkrieg wird sie 1917 im polnischen Karski geboren – als Tochter eines Reichsbahnbeamten. Sie wächst in Berlin auf und besucht die Höhere Handelsschule.“⁴

Mit Mitte Zwanzig absolvierte sie zwischen 1940 und 1942 die private Kunst- und Kunstgewerbeschule in Berlin-Schöneberg⁵. 1928 erweiterte sich das Lehrangebot dieser Schule um eine Filmabteilung. In den neuen Räumen wurde zusätzlich ein Fotostudio für den Unterricht und die Produktion eingerichtet. In einer Werkstatt widmete man sich dem Trickfilm. Die Ausbildung umfasste sämtliche Berufsfächer des Tonfilms auf technischer und künstlerischer Basis⁶. „Ich habe meinen Eltern

1) Hamburger Morgenpost vom 27.6.2013, S. 1: Grande Dame der Fotografie ist tot.

2) Matthias Gretzschel in: Hamburger Abendblatt vom 27.6.2013, S. 16.

3) Hamburger Morgenpost vom

27.6.2013, S. 24–25.

4) Ebenda.

5) Margit Tabel-Gerster: Hamburger Persönlichkeiten aus Kultur, Politik, Wissenschaft und Alltag. Photographien von Margit Tabel-Gerster. Ge-

danken der Portraitierten zur Stadt. Biographische Notizen. Hamburg 1994, S. 263, eigener Text von Erika Krauβ auf S. 202, Fotoporträt auf S. 203.

6) Wikipedia.org/wiki/Schule_Reimann

gesagt: Ich will filmen, will mit etwas arbeiten, das sich bewegt.“⁷ So absolvierte sie ihre Ausbildung mit einem Abschluss als „Kameramann“, darauf legte sie besonderen Wert⁸.

Im Anschluss war sie tätig als „Kamerafrau, Cutterin und Regisseurin – zu einer Zeit, in der es Frauen in diesem Beruf noch gar nicht gibt“⁹. Ab 1941 war sie Filmkameraassistentin des Chefkameramanns Anzor von Brasy bei der Tobis Film GmbH in Berlin und der Ufa (Dokumentarfilme u. a. „Weben und Wirken“, „Kinder reisen“ von 1941; „Dämmerung im Teufelsmoor“, „Dorfrichter von Gössl“ von 1944). Von 1942–1944 arbeitete sie im Tobis Star Foto Atelier in Berlin. „Sie erzählte oft, dass sie sich mal mit dem NS-Propagandaminister angelegt habe. Und wann immer ihr später einer dumm kam, sagte sie: ‚Ich habe den Goebbels überlebt. Dann überlebe ich das hier auch.‘“¹⁰

Zeitweise soll Erika Krauß in Österreich und in der Künstlerkolonie Worpswede gelebt haben¹¹.

Im niedersächsischen Verden an der Aller erhielt sie ein Jahr nach Kriegsende den Lehrbrief für das Fotografenhandwerk und legte 1948 in Celle die Meisterprüfung ab. Damit war der künstlerisch-solide Grundstein für eine Karriere als Pressefotografin gelegt. Zunächst fotografierte sie bis 1950 für den „Düsseldorfer Mittag“. Seitdem war Erika Krauß als freie Pressefotografin von den ersten Stunden der Zeitung für die „Hamburger Morgenpost“ unterwegs. „Nach dem Krieg schlägt es sie nach Hamburg. Der deutsche Film liegt am Boden. Sie braucht einen neuen Job. Wieder

sucht sie sich eine Männerdomäne. Sie wird Fotografin. Im Pressehaus am Speersort stellt sie sich der Reihe nach in sämtlichen Redaktionen vor. Bei Henri Nannen vom ‚Stern‘, bei Rudolf Augstein vom ‚Spiegel‘, bei Gerd Bucerius von der ‚Zeit‘. Alle sagen: Mit Frauen arbeiten wir nicht! Nur Heinrich Braune, dessen ‚MOPO‘ damals im ersten Stock residierte, gibt ihr eine Chance. Das war 1950.“¹²

Zu ihrem Privatleben ist nicht viel bekannt: „Erika Krauß bringt sechs Kinder zur Welt, von denen zwei sterben. Sie zieht die Rasselbande allein groß. Sie ist zweimal verheiratet. Der erste Mann stirbt, vom zweiten trennt sie sich.“¹³

„Niemand, der Erika nicht schätzte. Je älter sie wurde, desto unverwechselbarer. Ihre ‚Marke‘ – immer in Schwarz, langer Rock, breiter Gürtel, nie ohne Hut, so sah man die Fotografin auch an beim großen Empfang im Hamburger Rathaus 2007 zu Ehren des 90. Geburtstags der ‚Rathauskönigin‘“¹⁴. Allein 13 Bürgermeister hat „die Legende der Hamburger Presselandschaft“ (Henning Voscherau) erlebt und fotografiert. Der erste war Max Brauer; besonders verbunden fühlte sie sich auch mit Helmuth und Loki Schmidt. Es gab kaum Prominente, die sie nicht abgelichtet hätte, und alle kannten und liebten sie in ihrer individuellen Erscheinung. Eine Veranstaltung im Rathaus ohne sie habe praktisch nicht stattgefunden, so erinnerte sich die Fotografin Margit Tabel-Gerster in ihrem 1994 veröffentlichten Porträtband „Hamburger Persönlichkeiten aus Kultur, Politik, Wirtschaft, Wissenschaft und

7) Hamburger Morgenpost vom 27.6.2013, a. a. O.

8) Marina Friedt: Erika Krauß – die Fotografin der Herzen. In: DJV NORD SPITZE. Das Magazin der Norddeutschen Landesverbände. 2. Jg., April

2017, S. 6.

9) Hamburger Morgenpost vom 27.6.2013, a. a. O.

10) Ebenda..

11) Matthias Gretzschel in: Hamburger Abendblatt v. 27.6.2013, a. a. O.

12) Hamburger Morgenpost vom 27.6.2013, a. a. O.

13) Hamburger Morgenpost vom 27.6.2013, S. 25.

14) Dienstälteste Bildjournalistin. Pressefotografin Erika Krauß ist

Alltag“ an ihre große alte Kollegin, die Fotopionierin Erika Krauß¹⁵.

„Erika Krauß wollte (und musste vielleicht auch) weitermachen, bis ihr die Kamera aus der Hand fiel“, schrieb Henning Voscherau (Hamburger Bürgermeister 1988–1997) in seinem Nachruf. „Kein Außenstehender wird ermessen können, wie viel Kraft es sie gekostet hat, mit 80 Jahren und schließlich sogar mit über 90 Jahren einfach weiterzuarbeiten. So blieb sie und fotografierte, wie die anderen kamen und gingen.“¹⁶



Erika Krauß

„Selten hat eine Journalistin auf so hohem Niveau und über eine so lange Zeit eine Stadt und ihre Politik begleitet und abgebildet und sich dabei eine so hohe menschliche Anerkennung erworben“, resümierte die DJV-Vorsitzende Marina Friedt: Rund fünf Jahrzehnte war Krauß Mitglied im Deutschen Journalistenverband. Aus Anlass der 100. Wiederkehr ihres Geburtstages organisierte Marina Friedt, in Zusammenarbeit mit der Familie und der Geschichtswerkstatt St. Georg, am 6. Februar 2017: „Erika Krauß – eine Werkschau der besonderen ART“, im Vor-Ort-Büro am Hansaplatz, Zimmerpforte 8, 20099 Hamburg (die Finissage war am 11. März 2017). Diese letzte Ehre für eine Ausnahme-Persönlichkeit wurde ihr erwiesen in unmittelbarer Nähe zu ihrer einstigen Privatwohnung. Mit dabei waren langjährige Weggefährten wie Jürgen Heuer (1968–2018, langjähriger Vorsitzender der Hamburger Landespressekonferenz), Altbürgermeister Hans-Ulrich Klose und seine Gattin. Eine der Festreden hielt Dr. Sabine Sommerkamp-Homann. Wir geben sie im Wortlaut wieder: „Gedanken und Erinnerungen an unsere geliebte Erika.

*In der Jugend ist man glücklich,
weil man die Fähigkeit hat,
das Schöne zu sehen.
Wer diese Fähigkeit bewahrt,
wird niemals alt.*

Meine sehr geehrten Damen und Herren, liebe Kolleginnen und Kollegen, liebe Familie Krauß, meinem Glückwunsch an Erika Krauß

tot. In: Der Spiegel vom 26.6.2013, online unter LINK: spiegel.de/kultur/gesellschaft/hamburger-pressefotografin-erika-krauss-mit-96-gestorben-a-908055.html

15) Marina Friedt: Erika Krauß – die

Fotografin der Herzen. In: DJV NORD SPITZE. Das Magazin der Norddeutschen Landesverbände. 2. Jg., April 2017, S. 6.

16) Matthias Gretzschel in: Hamburger Abendblatt v. 27.6.2013, a. a. O.

Abb.: © picture alliance/dpa

zu ihrem 90. Geburtstag stellte ich dieses Zitat von Franz Kafka voran. – Erika hat sich diese Fähigkeit bis ins hohe Alter bewahrt, sie ist im Geiste immer jung geblieben, wie ich im Laufe unserer fast vier Jahrzehnte währenden Freundschaft immer wieder bewundernd feststellen konnte.

Was uns verband, war zunächst ein literarisches Interesse. Erika interessierte sich u. a. für meine Haiku-Dichtung, besuchte Lesungen und organisierte dann später selber Lesungen, z. B. mit dem Stormarner Schriftstellerkreis im „Rosengarten“, wo ich aus meinem Haiku-Märchen „Die Sonnensuche“ las.

Fasziniert war Erika von dieser japanischen Form von Kürzest-Lyrik zum einen wegen ihres Japan-Interesses – sie selbst reiste nach Japan, um dort ihre Tochter Christin zu besuchen, die sich beruflich mehrere Jahre dort aufhielt –, zum anderen, weil das kurze Bild-Gedicht des Haiku einer gedanklichen Momentaufnahme gleicht, einem tiefgründigen Foto-Moment. – Die Fotografin Erika als *literarische Freundin*.

Erika war reich an Erfahrungen und Lebensweisheit, nicht zuletzt aufgrund ihres oft beschwerlichen, entbehrungsreichen Lebensweges. Als Freundin, die mir auch dadurch eine wertvolle Ratgeberin wurde, erlebte ich sie beruflich und familiär. Mitte der 80er Jahre hatte ich es in meiner damaligen Position als Stellvertretende Konzernsprecherin der Beiersdorf AG nicht immer leicht, mich als junge Frau in einer „Männer-Domäne“ zu behaupten. Erika besuchte mich mehrmals in meinem Büro

in der Unnastraße und ermutigte mich; es sei klar, dass ich als Frau mehr leisten müsse, um die Anerkennung der „Männer-Welt“ zu erlangen, die gutes Aussehen nicht unbedingt mit Tüchtigkeit und Intelligenz gleichsetze. – Ihr Rat tat gut, wie später dann auch familiär.

Es ergab sich, dass Erika, die meinen Vater schätzte, gleichsam meinen Mann und meine Mutter verehrte, mich auch zu Hause besuchte; anfangs ab und zu, dann immer häufiger, gern Gast unserer Familienfeiern und Veranstaltungen war, denn, wie sie sagte, sie fühlte sich bei uns zu Hause. Hier könne sie sich ausruhen.

Das bedeutete aber nicht, dass sie ihre Kamera aus der Hand legte. Auf Veranstaltungen war sie nicht davon abzubringen, zu fotografieren, von Anfang bis Ende. Großzügig überließ sie mir ihre Fotos samt Negativen, Aufnahmen teils von bekannten Persönlichkeiten und Künstlern. Ihr Geschenk.

Und sie beschenkte uns überreichlich. Jedes Mal, wenn sie zu uns kam, die kleine, zarte Frau in Schwarz mit Hut, die lange Auffahrt zum Haus, bepackt und im Laufe der letzten Jahre immer etwas gebeugter, auch unter der Last der Kameras um ihren Hals. Sie ließ es sich nicht nehmen, trotz ‚Verbots‘, jedes Mal Blumen mitzubringen, zwei wunderschöne Rosen für meine Mutter, zwei für mich und immer eine kleine Pflanze für unseren Sohn Alexander, den sie seit seiner Geburt 1990 wie eine gute Fee und Ratgeberin begleitete. Kein Kindergeburtstag verging ohne sie, kein ‚Jugend forscht‘-Wettbewerb, ohne dass auch sie

den Stand von Alexander besuchte und fotografierte. Und die ihm bei einem ihrer letzten Besuche wie ein Geheimnis ein kommendes Weltproblem nahelegte: ‚Alexander, Du hast mit 13 Jahren das erste Brennstoffzellen betriebene Modellboot der Welt gebaut, Du hast auch das Zeug, das große Problem, das die Zukunft bringt – Wasserknappheit – zu lösen. Du musst eine Tablette erfinden, die Wasser erzeugt. Geh‘ in die Forschung.‘

Erika wirkte inspirierend auch auf die Jugend in unserem Hause. Junge Menschen versammelten sich bei Geburtstagen um den Sessel, auf dem sie gerne saß, gegenüber vom Kamin, und hörten ihr zu. Sie spürten, dass diese ungewöhnliche Frau Wesentliches zu sagen hatte. – *Ratgeberin*.

Erika kam bis auf die letzte Zeit mit ihrem Golf zu uns, den sie aber immer vor dem Eingangstor parkte. Wenn ich sie hinaus begleitete, sah ich jedes Mal, wie beladen ihr Wagen war, vollgepackt, und es berührte mich, einmal zu sehen, dass obenauf, auf der Rückbank, die Bibel lag. – In Glaubensfragen war sie nicht sehr gesprächig, wir diskutierten über das eine oder andere Thema, wortlos schenkte sie mir einen Schutzengel. Wir stellten fest, dass wir beide täglich in den Losungen der Herrnhuter Brüdergemeinde lasen. Erika war tief religiös, sie sprach nicht, sie handelte danach. – *Vielleicht schöpfte sie aus ihrem Glauben einen Teil der enormen Kraft, der Unbeirrbarkeit und ihres Willens, der ihr eigen war.*

Vieles mehr ließe sich aus persönlichen Erinnerungen über Erika sagen, von ihrem leb-

haften Interesse an den Themen der Familie: Lettland, Reisen, meine Malerei und Musik, besonders für gemeinsame Studioaufnahmen mit Alexander, seinem Klavierspiel; auch von Gesprächen und Besuchen bei ihrer Tochter Christin und Enkelin Lila-Zoe, für die sie beeindruckend sorgte. Als Lila ihr Abitur bestanden hatte, war ein wichtiges Lebenskapitel erfüllt, Erika schloss in Frieden für immer ihre klugen, wachen Augen.

Erika – literarische Freundin, Ratgeberin, Freundin der Familie, große Künstlerin, einzigartiger Mensch. – Das Bild von ihrem 90. Geburtstag, als eine Schar von Fotografen-Kollegen sie auf einem Stuhl thronend wie eine Königin durch den Rathaus-Saal trug, wo Bürgermeister von Beust einen Empfang für sie gab, kennzeichnet ihre Größe und ihre Beliebtheit. – Oder auch das Bild des Dalai Lama, der, 2007, eingeladen ins Hamburger Rathaus, unprotokollarisch ausscherte, als er Erika erblickte, und sich zum Gruß vor ihr verneigte. Der weise Mann hatte ihre große Persönlichkeit intuitiv gespürt.

Erika, wenn Du uns im Himmel hören kannst: Sei herzlich begrüßt und umarmt zu Deinem 100. Geburtstag!

Deine Sabine und Familie¹⁷.

Erika Krauß hatte sechs Enkelkinder und ist auf dem Volksdorfer Waldfriedhof begraben.¹⁸

Ausstellungen (Auszug):

Arbeiten von ihr wurden ausgestellt im Bauzentrum Hamburg 1970, in der Galerie Latin

17) Text von Dr. Sabine Sommerkamp-Homann mit freundlicher Abdruck-Erlaubnis für diese Biografie in E-Mail vom 29. Mai 2017 an die Autorin CG.

18) (de.wikipedia.org/wiki/Erika_Krauß)

Weitere Quelle:

– Sonderteil in der Hamburger Morgenpost vom 4.2.2017 von Olaf Wunder: Grande Dame der MOPO. Erika Krauss wäre heute 100 Jahre alt geworden. Online unter LINK: mopo.

de/hamburg/grande-dame-der-mopo-erika-krauss-waere-heute-100-jahre-alt-geworden-25676834

1976 (»aktu-ell/fish-eye-ell«), im Studio Wandsbek 1982, im Kunsthaus Hamburg und auf der ART Hamburg 1991 (»Hamburger Fotografinen«); 1996: Eine Ausstellung in der Messe Du und Deine Welt für die dienstälteste Fotografin Hamburgs, ausgerichtet von einer Reihe von Fotografen; „Erika Krauß – eine Werkschau der besonderen ART“, im Vor-Ort-Büro am Hansaplatz, Zimmerpforte 8, 20099 Hamburg (die Finissage war am 11. März 2017).

Auszeichnungen:

1990 erhielt sie die »Goldene Filmrolle« der Internationalen Kunstmesse ART Hamburg.

1999 Alexander-Zinn-Preis der Freien und Hansestadt Hamburg

2004 Goldene Ehrennadel des Deutschen Journalisten-Verbandes DJV

2016 Benennung einer Straße im Neubau-Gebiet Altona Nord als „Erika-Krauß-Twiete“

Text: Dr. Cornelia Göksu

Erlerring

Erlerring, Wilhelmsburg (1975): Fritz Erler (14.7.1913 Berlin – 22.2.1967 Pforzheim), Verwaltungsbeamter bei der Berliner Stadtverwaltung, Bundestagsabgeordneter, Fraktionsvorsitzender der SPD. Mitbenennung auch nach seiner Ehefrau (2021). Neuer Text: nach Käthe Erler, geb. Wiegand (1912-2006), sozialdemokratische Kommunalpolitikerin in Pforzheim, und ihrem Ehemann Fritz Erler (1913-1967), sozialdemokratischer Bundestagsabgeordneter und Fraktionsvorsitzender.

Eine Eingabe an die Bezirksversammlung Hamburg-Mitte vom 11.10.2018 zur Mitbenennung des Erlerrings auch nach dessen Ehefrau, der Kommunalpolitikerin Käthe Erler, führte im August 2021 zur entsprechenden Mitbenennung. (siehe: Amtlicher Anzeiger vom 24.8.2021)

Käthe Wiegand (22.10.1912 Berlin – 3.10.2006 Kronach) gehörte in ihrer Jugend in Berlin der Sozialistischen Arbeiterjugend (SAJ) an und trat 1931 der SPD bei.

Auch Fritz Erler, der nach dem Abitur in der Berliner Stadtverwaltung als Beamter arbeitete, war als Jugendlicher der SAJ (ab 1928) beigetreten. Ab 1931 leitete er den Bezirk Prenzlauer Berg der SAJ.

Fritz Erler stammte aus einer Arbeiterfamilie, die am Prenzlauer Berg lebte. Sein Vater war Friseur und Mitglied der SPD, seine Mutter gehörte ebenfalls der SPD an.

Ebenso wie seine Eltern und auch wie Käthe Wiegand wurde Fritz Erler Mitglied der SPD. „Er schloss sich der oppositionell zum SPD-Vorstand stehenden Gruppe ‚Neu Beginnen‘ an. Im April 1933 in der Frühzeit des Nationalsozialismus nach politischen Differenzen aus der SPD und der SAJ ausgeschlossen, arbeitete er illegal bis zu seiner Verhaftung 1938 für diese Gruppe.“¹⁾

Auch Käthe Wiegand trat gegen den Nationalsozialismus auf.

Käthe Wiegand und Fritz lernten sich in der Berliner Stadtverwaltung kennen- und lieben. 1938 heiratete das Paar. Doch bereits wenige Monate nach der Hochzeit wurde Fritz Erler aus dem Staatsdienst entlassen und verhaftet und nach einjähriger Untersuchungshaft zu zehn Jahren Zuchthaus und Zwangsarbeit wegen „Vorbereitung zum Hochverrat“ verurteilt. „Diese Strafe verbüßte Erler (...) im Emslandlager Aschendorfermoor (ab Januar 1940), im Strafgefangenenlager Rodgau-Dieburg im Stammlager I in Dieburg (ab Dezember 1940) und im Zuchthaus Kassel-Wehlheiden (ab Frühjahr 1941). Er konnte bei einem der berüchtigten ‚Todesmärsche‘ in Richtung KZ Dachau fliehen und sich die letzten Kriegswochen in Süddeutschland versteckt halten.“¹⁾

Durch die Gefangenschaft ihres Mannes wurde Käthe Erler gesellschaftlich isoliert. „Es wurde ziemlich einsam um sie in einem Staat, der sie feindlich betrachtete“, hat später ein Wegbegleiter vermerkt.“²⁾ Hinzu kam, dass Käthe Erler mit der Heirat ihren Beruf aufgeben musste, das verlangte das Gesetz

zum „Doppelverdienertum“. Danach hatten erwerbstätige Behördenangestellte und Beamtinnen aus dem Erwerbsarbeitsleben auszuschneiden, sobald sie einen „Ernährer“ heirateten.

Nach der Befreiung vom Nationalsozialismus war Fritz Erler von 1945 bis 1946 Landrat in Biberach. „Von Juli 1947 bis Juni 1949 bekleidete er (...) das gleiche Amt in Tuttlingen.“¹⁾ Von 1949 bis zu seinem Tode fungierte er als Bundestagsabgeordneter. „Bekannt wurde er dort in den Debatten durch seine scharfen Beiträge zur jüngsten deutschen Vergangenheit. Den angeblichen Mittläufern des Nationalsozialismus, die sich nun um politische Führungspositionen bemühten, empfahl er: ‚Wer mitläuft, kann nicht führen.‘ Im Bundestag war er vor allem mit verteidigungspolitischen Fragen beschäftigt und leitete den entsprechenden Fraktionsarbeitskreis von 1953 bis zu seinem Amtsantritt als Fraktionsvorsitzender. (...) Seit 1957 war Erler stellvertretender Fraktionsvorsitzender. Nach dem Tod Erich Ollenhauers am 14. Dezember 1963 wurde er am 3. März 1964 zum Vorsitzenden der SPD-Bundestagsfraktion und somit zum Oppositionsführer gegen Bundeskanzler Ludwig Erhard gewählt.“¹⁾

Seine politische Karriere machte es ihm oft nicht leicht und auch nicht möglich, seine Rolle als Ehemann und Vater zu erfüllen. Und so ist dann auch unter einem Familienbild, das in der Pforzheimer Zeitung am

19.10.2012 abgedruckt wurde, zu lesen: „Einen Spaziergang mit der gesamten Familie gab es höchstens mal am Wochenende, wenn der Politiker Fritz Erler etwas Zeit für die Ehefrau Käthe und die Kinder (...) hatte.“ Das Ehepaar Erler hatte zwei Söhne (geb. 1942) und eine Tochter (geb. 1946).

Aber nicht nur Fritz Erler war politisch aktiv. Auch seine Ehefrau engagierte sich. Zwei Jahre, bevor Fritz Erler 1965 an Leukämie erkrankte, wurde sie in den Gemeinderat gewählt. Fritz Erler verstarb 1967. Von 1966 bis 1987 war Käthe Erler Stadträtin in Pforzheim, wo die Familie seit 1954 lebte. „Der Schwerpunkt ihrer Tätigkeit im Gemeinderat, fortan wurde sie zur Stimmenkönigin bei den Wahlen, lag im Jugendwohlfahrts- und Sozialausschuss, im Schul-, im Krankenhaus- und Kulturausschuss. Ihr Rat und ihre Lebenserfahrung waren unter anderem der Manfred-Bader-Stiftung, der August-Kayser-Stiftung, der Ehe- und Familienberatungsstelle, der Nachbarschaftshilfe und Pro Familia, dem Frauen- und Müttertreff zugutegekommen. Und sie hat einen Babysitterdienst mit auf den Weg gebracht. Als Käthe Erler an ihrem 75. Geburtstag vom damaligen Oberbürgermeister Joachim Becker das Bundesverdienstkreuz überreicht wurde, betonte er, dass sie sich stets für den sogenannten kleinen Mann eingesetzt habe – für die Schwachen und die Jugend. Sie habe viel Not gelindert, ihre Arbeit sei dabei jedoch fast immer im Stillen geschehen.“³⁾

Quellen: 1) Wikipedia: Fritz Erler, unter: https://de.wikipedia.org/wiki/Fritz_Erler abgerufen 27.8.2021.

2) Thomas Frei in PZ News vom 19.10.2012.

3) Ebenda.

Eva-Hesse-Park

Harvestehude, seit 2018, nach Eva Hesse (11.1.1936 Hamburg–29.5.1970 New York), US-amerikanische Künstlerin deutscher Herkunft, Vertreterin der Prozesskunst und der Arte Povera; lebte mit ihrer jüdischen Familie bis zur Emigration in die USA im Jahre 1939 im Haus Isestraße 98; Verfolgte des Nationalsozialismus An ihrem Geburtshaus in der Isestraße ist eine Gedenktafel angebracht.

Eva Hesse war die Tochter von Ruth Marcus Hesse und des jüdischen Rechtsanwalts Wilhelm Hesse, der nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten seine anwaltliche Tätigkeit nicht mehr ausüben durfte.

Ende 1938 wurden die damals zweijährige Eva und ihre sechs Jahre alte Schwester Helen mit einem Kindertransport in die Niederlande gebracht. „Dort kamen die Geschwister in einem katholischen Kinderheim in Rijswijk unter. 1939 emigrierte die Familie in die USA und ließ sich in New York nieder.“¹

„Hesses Mutter wurde schwer krank und war wegen manischer Depressionen mehrmals im Sanatorium, die Kinder wurden getrennt und bei immer wieder anderen Angehörigen untergebracht“, schreibt Renate Rochner über Eva Hesse in femBio.²

1945 ließen sich Eva Hesses Eltern scheiden. Der Vater bekam das Sorgerecht für die beiden Töchter. Ein Jahr später nahm sich Evas Mutter das Leben – Eva Hesse war damals 10 Jahre alt. Ihr Vater hatte bereits 1945 neu geheiratet (Eva Nathanson). Zu der neuen Mutter hatte Eva Hesse kein gutes Verhältnis.

So äußerte sie einmal: „Ich habe sie gehasst, und sie war scheußlich zu mir.“

Renate Rochner schreibt weiter über Eva Hesse: „Eva war sehr viel allein und stand, besonders nachts, unglaubliche Ängste aus. ‚Mein Vater musste mir versichern, dass wir nie arm sein werden, nie beraubt werden, und dass er am nächsten Morgen noch für mich da sein werde. Nie gab es einen Tag voller Sicherheit ...“

Schon früh wandte sich Eva Hesse der Kunst zu – gegen den Willen ihres Vaters. „Sie wollte ‚hinter die Dinge sehen‘, denn ‚Künstlerin sein, heißt zu sehen, zu beobachten und zu erforschen.‘ (...)“³

Zwischen 1952 und 1954 besuchte sie die New Yorker High School of Industrial Arts „und erlangt einen Abschluss als Schaufensterdekorateurin. Anschließend belegt sie Kurse in Werbegrphik am Pratt Institute of Design. Im Herbst 1953 beginnt sie an der Art Students League Zeichenunterricht zu nehmen, im September 1954 schreibt sie sich an der Cooper Union in New York ein. Die Zeitschrift Seventeen veröffentlicht einen Artikel über die junge Künstlerin.“⁴

1957 beendete sie ihr Studium in Design, ging dann auf die Yale School of Art and Architecture „und wird Meisterschülerin von Josef Albers. Nach dem Abschluss mit dem Bachelor of Fine Arts zieht sie nach New York. 1960 arbeitet Hesse halbtags als Textildesignerin in der Boris Kroll Company, in der sie Muster für Stoffe entwirft. Im Sommer lernt sie Sol LeWitt kennen. Es entstehen figurative

1) Wikipedia: Eva Hesse, abgerufen 21.9.2018.

2) <http://www.fembio.org/biographie.php/frau/biographie/eva-hesse>

3) Ebd.

4) <https://web.archive.org/web/>

20160119100445/ und <http://www.hamburger-kunsthalle.de/index.php/biographie-hesse.html>

und zunehmend abstrakte Gemälde. 1961 werden in der Ausstellung *Drawings. Three Young Americans* in der John Heller Gallery erstmals Zeichnungen von Hesse gezeigt. Im April lernt sie den Bildhauer Tom Doyle kennen, den sie am 21. November heiratet.“⁵

Ihre Freundinnen sollen sie vor diesem Mann gewarnt haben. Er galt als untreu und gewalttätiger Trinker. „Für Hesse ist er aber ein Fels in der Brandung; sie profitiert von seiner Stärke und seinen Kontakten zum deutschen Sammler Friedrich Arnhard Scheidt.“⁶

„1962: Es entstehen wenige großformatige Gemälde und überwiegend Zeichnungen. Hesse und Doyle verbringen den Sommer in Woodstock, New York. 1963: Im März wird in der New Yorker Allan Stone Gallery ihre erste Einzelausstellung *Eva Hesse. Recent Drawings* eröffnet. Im Dezember ziehen Hesse und Doyle in die Bowery Street 134. (...)“⁷

1964 fuhr Eva Hesse gemeinsam mit ihrem Mann auf Einladung des Textilfabrikanten und Kunstsammler Friedrich Arnhard Scheidt zu ihm nach Kettwig an der Ruhr, wo das Künstlerpaar ein Atelier beziehen konnte, um dort künstlerisch zu arbeiten. Hier soll Eva Hesse ihre entscheidende künstlerische Phase gehabt haben. „Für Hesse bedeutet [Deutschland] zunächst eine Rückkehr zu verdrängten Ängsten und Emotionen. Als sie beginnt, sich aus der Fläche zu lösen und dreidimensional zu arbeiten, wirkt das auf sie wie eine Befreiung: Ihre Bilder werden zu Körpern. Aus ihren Reliefs ragen Schnüre und Drähte heraus, ähnlich wie bei den dreidimensionalen Wandbil-

dern ihrer Zeitgenossin Lee Bontecue; endlich findet Eva Hesse zu ihrer Form.“⁸

„1965: Im März entsteht Hesses erstes Relief *Ringaround Arosie*. Im Mai reist das Ehepaar Doyle nach Hameln, um Freunde von Eva Hesses Großeltern zu treffen. Am 21. Mai fahren sie nach Hamburg. In der Isestraße 98 bleibt ihnen der Zutritt zur ehemaligen Wohnung der Familie jedoch verwehrt.

Im August zeigt die Kunsthalle Düsseldorf die Ausstellung Eva Hesse. Materialbilder und Zeichnungen. Nach 15 Monaten in Europa kehren Tom Doyle und Eva Hesse nach New York zurück, wo ihre ersten freistehenden Skulpturen entstehen. 1966 Im Januar trennen sich Eva Hesse und Tom Doyle. Am 16. August stirbt ihr Vater, Wilhelm Hesse. Im September zeigt die Fischbach Gallery in New York die Ausstellung *Eccentric Abstraction*, kuratiert von Lucy Lippard, mit Werken von Hesse.

1967: Eva Hesse beginnt an der Accession-Serie zu arbeiten, und es entstehen ihre ersten sogenannten *Test Pieces* aus Latex. Im November nimmt Hesse an der Ausstellung *Art in Series* im Finch College Museum of Art, New York, teil.

1968: Hesse experimentiert mit Glasfaser und Polyester. Ab September wird Hesse Dozentin an der School of Visual Arts. Ihre erste Arbeit aus Glasfaser, *Repetition Nineteen III* (1967), wird mit Werken von Donald Judd, Roy Lichtenstein, Robert Morris, Louise Nevelson und Claes Oldenburg in der Ausstellung *Made of Plastic* im Flint Institute of Arts gezeigt. Im November eröffnet die Fischbach Gallery die

5) [https://web.archive.org/web/20160119100445/ und http://www.hamburger-kunsthalle.de/index.php/biographie-hesse.html](https://web.archive.org/web/20160119100445/http://www.hamburger-kunsthalle.de/index.php/biographie-hesse.html)

6) <http://kunstundfilm.de/2016/04/eva-hesse/>

7) [https://web.archive.org/web/20160119100445/ und http://www.hamburger-kunsthalle.de/index.php/biographie-hesse.html](https://web.archive.org/web/20160119100445/http://www.hamburger-kunsthalle.de/index.php/biographie-hesse.html)

8) <http://kunstundfilm.de/2016/04/eva-hesse/>

Ausstellung Eva Hesse. *Chain Polymers*, die für Hesse den entscheidenden Durchbruch als Künstlerin bedeutet.

1969: Im Januar vollendet Eva Hesse Werke für die von Harald Szeemann kuratierte Ausstellung *Live in Your Head. When Attitudes Become Form* in der Kunsthalle Bern. Im März diagnostizieren die Ärzte bei Eva Hesse einen Hirntumor, im April wird sie zum ersten Mal operiert.

1970: Eva Hesse wird zum dritten Mal operiert.

Die Fischbach Gallery zeigt eine weitere Einzelausstellung mit Zeichnungen. Im Mai erscheint in der Zeitschrift *Artforum* ein ausführliches Interview mit Cindy Nemser – Hesses Werk *Contingent* zielt das Cover der Ausgabe.⁹

„Der US-amerikanischen Kunstwelt der späten 1960er Jahre galt Eva Hesse als stärkste Begabung, (...). Große Ausstellungen – z. B. Documenta 5 und 6 – erinnern immer wieder an sie und ihr Werk.“¹⁰

Am 29. Mai 1970 starb Eva Hesse an einem Gehirntumor.

9) <https://web.archive.org/web/20160119100445/http://www.hamburger-kunsthalle.de/index.php/biographie-hesse.html>

10) <http://www.fembio.org/biographie.php/frau/biographie/eva-hesse>

Eva-Rühmkorf-Straße

*Altona-Nord, seit 2016, benannt nach **Eva Rühmkorf**, geb. Eva-Marie Titze (6.3.1935 Breslau–21.1.2013 Ratzeburg), Diplompsychologin; von 1968–1978 Grundsatzreferentin für Strafvollzug in der Justizbehörde, dann Direktorin der Jugendstrafanstalt Vierlande; wurde 1979 Leiterin der neu gegründeten Hamburger „Leistelle Gleichstellung der Frau“, seit 1983 als Staatsrätin; wurde 1988–1992 Mitglied der Landesregierung Schleswig-Holsteins; war von 1999–2001 Vorsitzende von Pro Familia; hochverdient um die Gleichberechtigung und die Gleichstellung von Frauen und Männern*

„Der Mensch, der mich in meiner Kindheit und Jugend am stärksten beeindruckt hat, war meine Großmutter mütterlicherseits, Elfriede Schramm.“ Mit diesem Einstieg begann **Eva Rühmkorf** ihre Autobiographie „Hinter Mauern und Fassaden“ (Stuttgart 1996). Über ihre politische Prägung durch ihre Familie erfahren wir: „Die Großeltern Schramm waren Sozialdemokraten, der Großvater seit 1905 – und ab 1923 Gewerkschaftssekretär des Zentralverbandes der Angestellten (ZDA). Als sich 1931 die Sozialistische Arbeiterpartei (SAP) abspaltete, schlossen sie sich ihr an. Ihre Kinder engagierten sich bei den Jungsozialisten, unsere Mutter bei den Naturfreunden, wo sie auch unseren Vater kennenlernte“¹

Ihr Vater wurde 1944 als Soldat im Krieg getötet. Ihre Mutter starb drei Jahre später an Brustkrebs. Mit zwölf Jahren wurden Eva und ihre jüngere Schwester Rosemarie Vollwaisen. Nach der Vertreibung aus Breslau-Neukirch, am Rande der Hauptstadt des ehemaligen Schlesiens (Eva flüchtete mit ihrer Katze Minni), besuchte

sie ein Internat in Bensheim an der Bergstraße in Südhessen. „Schon in meiner Kindheit war es für mich selbstverständlich, dass ich später einmal einen Beruf haben würde.“² Ihre Berufswünsche als Jugendliche reichten von Technischer Zeichnerin (diesen Beruf hatte ihr Vater ausgeübt) über Missionarin (in ihrer „frommen Phase“ während der Zeit des Konfirmandenunterrichts schwärmte sie für Albert Schweitzer) bis zum dem einer Internatsleiterin.

1954, ein Jahr vor Eva Rühmkorfs Abitur, starb auch die strenge, aber verehrte „Großel“. Eva und ihre jüngere Schwester Rosemarie blieben zurück. „Während meiner Kindheit und Jugend waren es vor allem Frauen, die mein Leben prägten. Die Hochschullehrer, bei denen ich studierte und arbeitete, waren ausschließlich Männer.“³ Aus Interesse an Statistik wechselte sie ins Hauptfach Psychologie, einer ihrer Professoren war Reinhard Tausch. 1961 schloss sie das Studium mit dem Diplom ab. In Marburg wurde sie 1956 Mitglied im Sozialistischen Deutschen Studentenbund SDS. Ein Jahr später trat sie in die SPD ein. Damals wurde ihr klar, dass ihre Großmutter Politikerin gewesen war; sie hatte Rosa Luxemburg und Clara Zetkin gekannt, beide Großeltern mit Paul Löbe, dem Alterspräsidenten des ersten Bundestages, zusammen gearbeitet. Während der Nazizeit war der Großvater einige Wochen im KZ Groß-Rosen interniert. Seinem ältesten Sohn, der Frontsoldat war, gelang es jedoch, ihn wieder frei zu bekommen.⁴

1961 zog Eva Titze nach Hamburg. Dort arbeitete sie sieben Jahre lang als Marktforscherin bei internationalen Werbeagenturen, u. a. bei

1) Eva Rühmkorf: Hinter Mauern und Fassaden. Stuttgart 1996, S.19.

2) Eva Rühmkorf, a. a. O., S. 14.

3) Eva Rühmkorf, a. a. O., S. 16.

4) Eva Rühmkorf, a. a. O., S. 20.

der LINTAS. Den Schriftsteller und Lyriker Peter Rühmkorf hatte sie schon 1959 bei einem Semesterferien-Job kennen gelernt. Für die damalige Studentenzeitschrift „konkret“ richtete sie ein Archiv ein. Gemeinsames Interesse an Kultur und Politik und die Übereinstimmung in der Einschätzung gesellschaftlicher Themen nannte sie später als lebenslang verbindende Elemente: Fünf Jahre später heiratete sie den „roten Rühmkorf“.

Sie wechselte in den Öffentlichen Dienst, als sie die Einsicht nicht länger verdrängen wollte, dass sie als Werbepsychologin – zwischen Hundefeinkost in Dosen, Trockenrasierern und „Wasser & CD“ – von den hehren Idealen ihrer Studienzeit um Lichtjahre entfernt war. Zwischen 1968 und 1973 wagte sie einen großen Sprung: Nach einem Justizskandal sollte in der Hamburger Gefängnisbehörde ein „Grundsatzreferat für die Reform des Strafvollzugs“ neu eingerichtet werden. Eva Rühmkorf stellte sich darunter so etwas wie „Marktforschung im Dienste der Humanität vor“. Nach vielen Umwegen bekam sie schließlich den Job ohne Juristin zu sein (obwohl das damalige Referentinnengehalt A 13 rund 1000 DM weniger betrug als ihr Einkommen als Marktforscherin!⁵ Sie setzte sich durch und avancierte zur wissenschaftlichen Rätin als erste und lange Zeit einzige Frau im „höheren Dienst“ im Strafvollzugsamt. Zunächst beargwöhnt, setzte sie Maßstäbe – nicht nur durch grundlegende Reformen: Erstmals stellte sie zum Beispiel Frauen aus der „Allgemeinen Verwaltung“ als Sachbearbeiterinnen ein, forderte Gleitzeit im Öffentlichen Dienst.

1973 wurde sie zur ersten weiblichen Direktorin der Hamburger Jugendstrafanstalt Vierlande ernannt. Obwohl Hamburg Ende der sechziger Jahre vorbildlich im modernen Strafvollzug gewesen sei, so erinnerte sie sich, tingelte ich „wie eine Missionarin“ durch die Lande, um „für unser Vollzugskonzept und die Humanisierung des Strafvollzugs zu werben.“⁶

Gemeinsam mit dem von ihr ausgewählten Frauenteam und einem Mann, baute sie 1979 die erste „Leitstelle zur Gleichstellung der Frau“ auf – ein nicht nur in Deutschland anerkanntes Modell staatlicher Frauenpolitik – und blieb ihre Leiterin bis 1987, ab 1983 im Rang der ersten Hamburger Staatsrätin. Unterstützt von einflussreichen Persönlichkeiten wie Christa Randzio-Plath war die Diplomatin auf Transparenz und vitale Vernetzung mit allen anderen Dienststellen bedacht: „Vormittags suchte ich die Staatsräte der Fachbehörden auf, abends die Vorsitzenden der Hamburger Frauenverbände.“⁷ Und sie vernetzte bundesweit die Frauen-Gleichstellungs-Initiativen, studierte internationale Vorbilder. Die Leitstelle widmete sich fünf Arbeitsgebieten:

1. Frau in öffentlichen Dienst
2. Frau im Arbeitsleben
3. Frau in der Familie und im sozialen Umfeld
4. Planung und Koordination von Untersuchungen/Frauenstudien und Frauenforschung im Hochschulbereich/Frau und Gesundheit/Integration von Ausländerinnen
5. Anlaufstelle für Anregungen, Fragen und Beschwerden aus der Bevölkerung/Dokumentation/Informations- und Lesezimmer.⁸

5) Eva Rühmkorf, a. a. O., S. 28.

6) Eva Rühmkorf, a. a. O., S. 79.

7) Eva Rühmkorf, a. a. O., S. 131.

8) Eva Rühmkorf, a. a. O., S. 141.

Ihren noch einmal neuen Lebensabschnitt, als Politikerin im Kabinett von Ministerpräsident Björn Engholm, formulierte die Traueranzeige in den Lübecker Nachrichten (26.1.2013), unterzeichnet vom Ministerpräsidenten des Landes Schleswig-Holstein, Torsten Albig: „(...) Ministerin a.D. Eva Rühmkorf gehörte von 1988 bis 1992 der Landesregierung an. Frau Rühmkorf hat sich in diesen Jahren zunächst als Ministerin für Bildung, Wissenschaft, Jugend und Kultur (1988–1990) und dann als Ministerin für Bundesangelegenheiten und stellvertretende Ministerpräsidentin (1990–1992) in den Dienst des Landes gestellt. Sie hat die Gesamtschule als Regelschule eingeführt sowie die Chancengleichheit von Kindern und die Gleichberechtigung von Mädchen und Frauen mit großem Engagement vorangetrieben. Sie war stets Ansprechpartnerin für die Bürgerinnen und Bürger des Landes und hat große Verdienste durch ihr fachliches und politisches Wirken erworben.

Mit Frau Rühmkorf verliert das Land Schleswig-Holstein eine Persönlichkeit, die von ihren Wegbegleitern, ihren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern wie von den Bürgerinnen und Bürgern innerhalb und außerhalb des Landes hoch geschätzt war.“

Nach ihrem Ausscheiden aus der aktiven Politik war Eva Rühmkorf viel gefragte Referentin. Sie engagierte sich bei Pro Familia Hamburg und wirkte als Gastprofessorin am Dartmouth College in New Hampshire, USA. Bis zu seinem Tod pflegte sie ihren kranken Mann, kümmerte sich um ein Archiv für seinen Nachlass und besorgte eine Werkschau, die das Museum für

Kunst und Gewerbe 2004 zeigte. Ihre Lebenserinnerungen – spannend, kurzweilig und humorvoll geschrieben – schloss Eva Rühmkorf mit einem Zitat der St. Petersburger Exil-Lyrikerin Nina Berberova: „Ich habe, so scheint es mir, aus jeglichem Ballast irgendetwas gemacht, etwas Trauriges oder etwas Freudiges. In jedem Fall etwas Lebendiges. Wenn ich mich betrachte, sehe ich, dass mir, wie man so sagt, alles zum Vorteil gereicht hat, und wenn der Preis dafür manchmal übermäßig hoch war, so war es doch der Preis für das Leben.“

Text: Dr. Cornelia Göksu



Eva Rühmkorf

Felicitas-Kukuck-Straße

Altona-Nord, seit 2016, benannt nach Felicitas Kukuck, geb. Cohnheim, seit 1917 Kestner (2.11.1914 Hamburg–4.6.2001 Hamburg), jüdische Komponistin; hatte während der NS-Zeit Unterrichtsverbot, schuf danach in ihrem Wohnort Blankenese ein umfassendes Werk geistlicher und weltlicher Vokalmusik sowie etliche Instrumentalwerke; Trägerin der Biermann-Ratjen-Medaille und der Johannes-Brahms-Medaille der Freien und Hansestadt Hamburg; Verfolgte des Nationalsozialismus

Margret Johannsen hat eine Biografie über **Felicitas Kukuck** verfasst. Sie schreibt: „Als Komponistin eines umfangreichen Werkes geistlicher und weltlicher Musik leistete Felicitas Kukuck in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts einen wichtigen Beitrag zum hamburgischen Musikleben.“¹⁾

Felicitas Kukuck stammte, so Margret Johannsen „aus einem Elternhaus namens Cohnheim und wurde im ‚Dritten Reich‘ als ‚Vierteljüdin‘ eingestuft, weil ihr Vater trotz seiner drei jüdischen Großeltern Benjamin Cohnheim, Dorothea Cohnheim, geb. Salomon und des zum Protestantismus konvertierten Otto Lewald offiziell als ‚Halbjude‘ galt – wahrscheinlich auf Betreiben seines Sohnes Theodor Lewald, Gründer des Nationalen Olympischen Komitees und bis 1938 dessen Präsident. 1917 erhielt sie auf Grund einer elterlichen Namensänderung den Nachnamen Kestner. Erst nach der ‚Machtergreifung‘ 1933 erfuhr die Neunzehnjährige von ihrer jüdischen Herkunft. Dass es möglicherweise von lebenswichtiger Bedeutung sein könne, über den dritten

jüdischen Vorfahren Otto Lewald Stillschweigen zu bewahren, war ihr wie allen anderen Familienmitgliedern bewusst.“

Ihr Vater war von Beruf Physiologe und ihre Mutter Sängerin. Sie „förderten die künstlerische Entwicklung ihrer Tochter von Kindheit an und ermöglichten ihr den Besuch von Schulen, in deren Curriculum Musik einen hohen Stellenwert hatte, insbesondere der reform-pädagogischen Lichtwark-Schule und – nach der ‚Machtergreifung‘ bzw. der Ersetzung des Schulleiters Heinrich Landahl durch das NSDAP-Mitglied Erwin Zindler im März 1933 – der Schule am Meer auf Juist unter Leitung von Martin Luserke. Zu ihren Lehrern gehörten (...) [auch], Edith Weiß-Mann [ihr Grabstein steht im Garten der Frauen auf dem Ohlsdorfer Friedhof] (Klavier) (...). Als Mitglied der Kommunistischen Jugend textete und komponierte sie Agit-Prop-Lieder, die sie zusammen mit ihren Genossen und Genossinnen in Hamburg-Eimsbüttel auf einem Lastwagen stehend und in Hamburg-Hoheluft in einem Kino aufführte.

1935 legte sie ihr Abitur an der Odenwaldschule ab. Ihr Vorhaben, an der Staatlichen Hochschule für Musikerziehung und Kirchenmusik in Berlin zu studieren, um Schulmusikerin zu werden, musste sie wegen ihrer ‚nicht-arischen‘ Herkunft aufgeben. Sie nahm stattdessen das Musikstudium an der Staatlichen Akademischen Hochschule für Musik in Berlin auf. Vom Oktober 1935 bis März 1937 studierte sie Klavier bei Carl-Adolf Martienssen, dann bis Juli 1939 Flöte bei Gustav Scheck und Klavier bei Rudolf Schmidt. Bei Paul Hindemith (...) studierte sie Komposi-

1) Margret Johannsen: Felicitas Kukuck, in: Hamburgische Biografie: Personenlexikon. Hrsg. von Franklin Kopitzsch und Dirk Brietzke. Bd. 4. Hamburg 2008, S. 203ff.

tion. (...) Im März 1937 bestand sie die Staatliche Privatmusiklehrerprüfung mit der Lehrbefähigung für Klavier, erhielt aber als ‚Nicht-Arierin‘ keinen Unterrichtserlaubnisschein. Sie gab dennoch Klavierstunden und Blockflötenkurse in der Jutta-Klamt-Schule für Tanz in Berlin. Am 30. Juni 1939 bestand sie an der Musikhochschule die Abschlussprüfung in Klavier bei Rudolf Schmid und erhielt das Zeugnis der Reife. (...)

Am 3. Juli 1939 heiratete sie ihren Freund Dietrich Kukuck, den sie aus der Lichwark-Schule kannte und mit dem sie in Berlin seit 1936 zusammenlebte. Sie trat im Herbst 1939 mit einer Sondergenehmigung als Komponistin in die Reichsmusikkammer ein, nachdem das mehrfach befragte Gau-Personalamt der NSDAP keine politischen Bedenken erhoben hatte, ‚sofern sie bei Veranstaltungen der NSDAP sowie deren Organisationen nicht auftritt und auch nicht im schöpferischen Sinne tätig wird.‘ 1940 kam ihr erster Sohn zur Welt. Im Winter 1940/1941 gab sie einen Kompositionsabend, der sehr positive Kritiken erhielt. 1942 wirkte sie als Blockflötistin in der ‚Spielgemeinschaft Emil Seiler‘ für dessen Radio-Sendung ‚Schatzkästlein‘ mit und bestritt Hausmusikabende in den Tanzschulen von Jutta Klamt und Ingeborg Pröhl. (...) Während des Krieges bot sie einer untergetauchten Jüdin namens Elisabeth (Jakobus) Feilchenfeld, vormalig Lehrerin an der Hamburger Talmud-Tora-Schule, Zuflucht und Hilfe bei der Lebensmittelbeschaffung.

(...) Im November 1945 kehrte sie mit einem Flüchtlingstreck nach Hamburg zurück. 1946 kamen ihre Zwillingstöchter und 1948 ihr zweiter

Sohn zur Welt. 1947 machte sie die Bekanntschaft von Gottfried Wolters, Lektor des Möselerverlages. Unter seinem Einfluss wandte Kukuck sich verstärkt der Vokalmusik zu. (...). Mit seinem Norddeutschen Singkreis führte Wolters eine Reihe ihrer Werke auf, darunter die Motette ‚Mariae Verkündigung‘ (...).

Kukuck engagierte sich seit den 1950er Jahren stark in der Laienmusik. Sie machte Schulfunksendungen für Radio Bremen, (...) spielte in einem Fidelquartett und gab beim Möselerverlag die Reihe ‚Der Fidelbogen‘ heraus. Sie führte Musikwochen mit Laien durch und leitete 1960–1965 einen Volkshochschulchor. (...) Einem Ruf an die 1958 gegründete Musische Bildungsstätte in Remscheid (seit 1968 Akademie Remscheid für musische Bildung und Medienerziehung e.V.) für das Referat Musik folgte sie nicht, weil sich dies nicht mit ihrer Rolle als Mutter von vier Kindern vereinbaren ließ.

1967 wurde ihre Ehe geschieden. Sie gründete im gleichen Jahr den Kammerchor Blankenese, mit dem sie viele ihrer Kompositionen (ur)aufführte. 1971–1981 unterrichtete sie an der Lola-Rogge-Schule für Tanz und tänzerische Gymnastik. (...) In den 1980er Jahren war sie in einer Friedensgruppe aktiv. 1982–1991 regte die Zusammenarbeit mit dem Pastor der Kirchengemeinde Blankenese sie zu Kompositionen wie der Kantate ‚Klagelieder Jeremias‘, dem ‚Worpsweder Hirtenspiel‘ nach Manfred Hausmann sowie kleiner Stücke für den Gottesdienstgebrauch an. 1983–1997 arbeitete sie mit ihrer Tochter Margret Johannsen zusammen, die für sie Texte schrieb, unter anderem für die Kirchenoper ‚Der

Mann Mose‘ und das Oratorium ‚Ecce Homo‘, für die Kantaten ‚Und es ward: Hiroshima‘, (...).

Felicitas Kukuck war bis zu ihrem Lebensende eine ungewöhnlich produktive Komponistin, deren Œuvre neben Instrumentalstücken zahlreiche Werke geistlicher und weltlicher Vokalmusik enthält, vom Kanon bis zum Oratorium. Sie blieb zeitlebens der Tonalität verpflichtet, aber sie war offen für Erweiterungen des Tonalitätsbegriffs und entwickelte einen als ‚freimodal‘ bezeichneten Kompositionsstil. Neuere Kompositionstechniken setzte sie stets als Mittel zur Intensivierung der Textaussage ein. Intervallstrukturen schrieb sie eine symbolische Bedeutung zu; zuweilen setzte sie in semantischer Absicht bei der Verwendung von Zwölftonreihen das Verfahren der Zahlensymbolik ein. Oft waren Sprechrhythmus und Sprachmelodie Ausgangspunkt ihrer Kompositionen. Sie berücksichtigte beim Komponieren zudem äußere Bedingungen, vor allem den Zweck der Komposition und das Können der Musizierenden. Für einige ihrer Kompositionen schrieb sie auch die Texte und verfasste überdies einige dramatische Werke. Ihre jüdische Herkunft hinderte sie daran, Schulmusikerin zu werden, was ihr die Chance eröffnete, als Komponistin schöpferisch tätig zu sein. (...)

Am 4. Juni 2001 starb Kukuck in Hamburg. Ihr Nachlass wird vom Archiv Frau und Musik in Frankfurt verwaltet. Einige ihrer Werke sind auf Schallplatten erschienen. Nach ihrem Tod erschienen die CD ‚Felicitas Kukuck. Von den Anfängen bis zum Spätwerk‘ und die CD ‚Gespräche mit Felicitas Kukuck über die Musik‘ als Privateditionen sowie die Website www.felicitaskukuck.de.²⁾



Felicitas Kukuck, Anfang 30

2) Margret Johannsen über Felicitas Kukuck unter http://www.lexm.uni-hamburg.de/object/lexm_lexm-person_00001443

Franziska-Simon-Weg

Neugraben-Fischbek, seit 2020, benannt nach Franziska S., geb. Marcus (20.5.1877 Harburg – deportiert nach Theresienstadt am 15.7.1942, ermordet am 25.8.1942). Sie wurde als Jüdin 1942 zusammen mit ihrem Ehemann aus Hamburg ins Getto Theresienstadt deportiert und ist dort verstorben.

Stolperstein vor dem Wohnhaus Lüneburger Straße 2 (Harburg)

Franziska Simon, geb. Marcus, kam als drittes Kind des Ehepaares Julius und Rosa Marcus, geb. Hirsch, in einer Zeit zur Welt, als Harburg ein rasantes Wirtschafts- und Bevölkerungswachstum erlebte. Wie viele andere wurde auch sie in eine große Familie hineingeboren, zu der ihre Geschwister Max (geb. 20.7.1872), Hugo (geb. 7.12.1873), Laura (geb. 4.7.1875), Siegfried (geb. 28.4.1880), Elsa (geb. 20.10.1883) und Richard (geb. 17.3.1893) gehörten. Ihre Schwester Laura und ihr Bruder Richard hatten allerdings nur ein kurzes Leben. Sie wurden noch im Kindesalter auf dem Jüdischen Friedhof auf dem Schwarzenberg begraben.

Die Familie Marcus zählte zu den Mitgliedern der kleinen Harburger Synagogengemeinde. Ihr neues Gotteshaus in der Eißendorfer/Ecke Albersstraße (heute: Knoopstraße) war bei Franziskas Geburt gerade einmal 14 Jahre alt. Während die jüdische Gemeinde der Stadt damals nur 175 Mitglie-

der zählte, wuchs ihre Zahl in den nächsten sechzig Jahren um das Doppelte auf immerhin 358 Mitglieder. Ihr Anteil an der Gesamtbevölkerung Harburgs belief sich 1933 auf 0,5%.

Als Julius Marcus 1925 starb, übernahm seine Frau Rosa mit großem Engagement und beachtlichem Erfolg die Leitung des Harburger Bettenhauses, das sie mit Unterstützung ihrer Kinder auch unbeschadet durch die Stürme der Weltwirtschaftskrise steuerte. Der Name stand nach wie vor für Qualität, und das Haus konnte sich trotz starker Konkurrenz und widriger Rahmenbedingungen gut auf dem Markt behaupten.

Das änderte sich dramatisch, als Hitler im Januar 1933 Reichskanzler wurde. Auch das „Betten- und Konfektionshaus Julius Marcus“ war von dem reichsweiten „Abwehrboykott“ betroffen, zu dem die NSDAP aufgerufen hatte. Der Harburger Magistrat und die Harburger Kreisleitung der Partei hatten sich dem Aufruf bereitwillig angeschlossen und die Zusammenarbeit mit jüdischen Geschäftsleuten, Ärzten und Rechtsanwälten mit sofortiger Wirkung eingestellt.

Der „Boykott“ dauerte zwar nur einen Tag, hatte aber für viele Betroffene langfristige Folgen. Auch das „Betten- und Konfektionshaus Julius Marcus“ bekam die wachsende Zurückhaltung vieler ehemaliger Kundinnen und Kunden zu spüren, und Rosa Marcus musste erkennen, dass der Glanz früherer Blütezeiten mit der Zeit unwiderruflich ver-

blasste. 1938 musste die Familie ihren Besitz verkaufen.

Auch Franziska Simon und ihr Mann Michaelis Simon (geb. 10.5.1869), der zunächst als Photograph gearbeitet hatte und später Inhaber einer kleinen Textilfirma wurde, lebten nach 1935 nur noch von ihren Ersparnissen, nachdem andere die Leitung des Betriebs übernommen hatten. Das hatte zur Folge, dass die beiden Eheleute mit ihrer Tochter Hertha (geb. 23.5.1901) u. a. auch ihre große Wohnung im Grindelhof 77 aufgeben und in eine kleinere in der Eppendorfer Landstraße 36 ziehen mussten. Ob sie wie ihre Tochter weitere Pläne für einen Ortswechsel schmiedeten, ist nicht bekannt. Hertha Simon entschied sich angesichts der zunehmenden Bedrohung zur Auswanderung und fand schließlich Zuflucht in den USA.

Ihre Eltern blieben nicht lange in Eppendorf. Nach der Verkündung des „Gesetzes über Mietverhältnisse mit Juden“ am 30.4.1939 wurde das Doppelhaus Kielortallee 22–24 ihre neue Bleibe. Dieses Gesetz erlaubte es allen Hausbesitzern, jüdischen Mietern fristlos die Wohnung zu kündigen. „Deutsche Volksgenossen“ sollten „nicht in einem Haus mit Juden zusammenleben müssen“. Viele Vermieter machten von den Möglichkeiten des neuen Gesetzes ausgiebig Gebrauch. Neu war auch die Bestimmung, dass Juden gezwungen werden konnten, andere Juden als Untermieter aufzunehmen. Das Haus, in das Franziska und Michaelis Simon einzogen, befand sich in jüdischem Besitz. Es gehörte ursprünglich der Oppen-

heimer Stiftung, die hier in den Jahren 1907 – 1909 ein Wohnstift mit 23 Freiwohnungen für hilfsbedürftige Mitglieder der Deutsch-Israelitischen Gemeinde und eine Synagoge errichtet hatte. In der NS-Zeit gingen alle jüdischen Wohnstifte in das Eigentum der „Reichsvereinigung der Juden in Deutschland“ über, bevor sie 1942 per Gesetz zwangsverkauft wurden. Als sich der Wohnungsmangel unmittelbar vor Beginn des Zweiten Weltkriegs und vor allem danach zunehmend verschärfte, mussten diese Wohnstifte immer mehr Wohnungssuchende aufnehmen. Eng zusammengepfercht, mussten sich oft mehrere Familien eine Wohnung teilen. Für eine Person waren nur 6 m² Wohnfläche vorgesehen, und unabhängig von der Größe musste jedes Zimmer mit mindestens zwei Personen belegt werden. Diese Wohnstifte galten im Sprachgebrauch der Gestapo bald als „Judenhäuser“ und wurden ab März 1942 mit einem „Judenstern“ gekennzeichnet. Die Bewohnerinnen und Bewohner waren auf diese Art und Weise nicht nur leichter zu überwachen, sondern auch schneller und sicherer zu erreichen. Waren die Bewohnerinnen und Bewohner für eine Deportation vorgesehen, wurde dies durch Aushang im Treppenhaus bekannt gegeben.

Auf diese Weise erfuhren Franziska und Michaelis Simon ebenso wie zahlreiche andere Bewohnerinnen und Bewohner des Hauses, dass sie am 15. Juli 1942 nach Theresienstadt „umgesiedelt“ werden sollten. Wie angekündigt, fuhren bald danach Lastwagen in der Kielortallee vor, die die „Umsiedler“

auf direktem Wege zur Sammelstelle in der Volksschule Schanzenstraße 20 brachten. Nach der Ankunft an der Sammelstelle wurde das Reisegepäck scharf kontrolliert. Außerdem war ein Vermögensverzeichnis vorzulegen, das genau überprüft wurde. Auf Grund der 11. Verordnung zum Reichsbürgergesetz verfiel das Vermögen von „Juden, die ihren Wohnsitz ins Ausland verlegen“, dem Deutschen Reich. Dasselbe galt für ihr Wohnungsinventar und ihren Hausrat. Ihr Besitz wurde anschließend öffentlich versteigert. Der Erlös floss in die Reichskasse.

Alle Deportationszüge mit Hamburger Jüdinnen und Juden verließen die Hansestadt von dem reichlich abseits gelegenen Hannoverschen Bahnhof im Hafen. Zusammen mit Franziska und Michaelis Simon wurden Mitte Juli 1942 insgesamt 924 weitere Personen von Hamburg nach Theresienstadt „umgesiedelt“.

Die Nationalsozialisten hatten die alte österreichische Garnisonsstadt in Böhmen 1941 in ein Getto verwandelt, das zunächst nur für tschechische Jüdinnen und Juden gedacht war, dann aber auch zu einem Zielort für Deportationstransporte aus Deutschland wurde. In schneller Folge trafen vollbeladene Züge aus allen Teilen des Deutschen Reiches und später auch aus anderen Gebieten Westeuropas hier ein.

Die Neuankommenden wurden in die alten Kasernen und andere Unterkünfte eingewiesen. Vor dem Zweiten Weltkrieg hatten 7000 Soldaten in der Stadt gelebt. Im September 1942 waren 58.497 Menschen

in den Gebäuden zusammengepfercht. Sie schliefen in dreistöckigen Betten, die in den alten Mannschaftsquartieren eng aneinander gereiht waren und keine Privatsphäre zuließen. Die sanitären Einrichtungen waren vorsintflutlich und die Verpflegung mehr als mangelhaft. Die medizinische Versorgung beschränkte sich auf das Allernotwendigste. Erschöpfung, Hunger und die drangvolle Enge an allen Ecken und Enden des Gettos waren ein geeigneter Nährboden für die Entstehung und Verbreitung gefährlicher Krankheiten. Gerade die alten Menschen, deren Abwehrkräfte schnell dahinschwanden, waren am stärksten davon betroffen. Angesichts dieser Lebensbedingungen hatte Franziska Simon so gut wie keine Überlebenschance. Sechs Wochen nach ihrer Ankunft schloss sie im Alter von 65 Jahren für immer die Augen.

Ihr blieb das Schicksal ihres Mannes erspart, der fünf Wochen später das Getto mit einem Zug verließ, der nach Treblinka in Polen fuhr. In dem gleichnamigen Vernichtungslager an der Bahnstrecke Warschau–Bialystok endete sein Leben.

Zu den Opfern des Holocaust gehören auch Franziska Simons Brüder Max Marcus, der ebenfalls am 15. Juli 1942 von Hamburg nach Theresienstadt deportiert wurde, Siegfried Marcus, der mit seiner Schwägerin Martha Markus am 25. Oktober 1941 von Hamburg nach Lodz gebracht wurde, und Hugo Marcus, der mit seiner Frau Gretchen am 6. Dezember 1941 die Hansestadt an der Elbe in Richtung Riga verlassen musste,

sowie ihre Schwester Elsa Traub, die am 30. Oktober 1941 in Köln in einen Zug steigen musste, dessen Fahrt einen Tag später im Getto Lodz im annektierten „Reichsgau Wartheland“ endete.

*Text: Klaus Möller, aus:
www.stolpersteine-hamburg.de*

Quellen: Hamburger jüdische Opfer des Nationalsozialismus, bearbeitet von Jürgen Sielemann unter Mitarbeit von Paul Flamme, Hamburg 1995, S. 221 f..
Gedenkbuch für die Opfer der Verfolgung der Juden unter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft, 4 Bände, Bundesarchiv Koblenz (Hrsg.), Koblenz 2006, S. 781.
Yad Vashem, The Central Database of Shoa Victims' Names: www.yadvashem.org.
Theresienstädter Gedenkbuch. Die Opfer der Judentransporte aus Deutschland nach Theresienstadt 1942–1945, Prag 2000.
Staatsarchiv Hamburg, 522-1, Jüdische Gemeinden, 992b.
Staatsarchiv Hamburg, 430-5
Magistrat der Stadt Harburg-Wilhelmsburg.
Harburger Opfer des Nationalsozia-

lismus, Bezirksamt Harburg (Hrsg.), Harburg 2003.
Barbara Günther, Margret Markert, Hans-Joachim Meyer, Klaus Möller: Stolpersteine in Hamburg-Harburg und Hamburg-Wilhelmsburg, Landeszentrale für politische Bildung (Hrsg.). Hamburg 2012.
Maria Koser, Sabine Brunotte: Stolpersteine in Hamburg-Eppendorf und Hamburg-Hoheluft-Ost, Landeszentrale für politische Bildung (Hrsg.). Hamburg 2011.
Eberhard Kändler, Gil Hüttenmeister: Der jüdische Friedhof Harburg. Hamburg 2004.
Harburger Adressbücher.
Mathias Heyl: Vielleicht steht die Synagoge noch. Jüdisches Leben in Harburg 1933–1945. Norderstedt 2009.
Beate Meyer: Die Verfolgung und Ermordung der Hamburger Juden

1933–1945. Geschichte. Zeugnis. Erinnerung. Hamburg 2006.
Linde Apel: In den Tod geschickt. Die Deportationen von Juden, Roma und Sinti aus Hamburg 1940–1945. Hamburg 2009.
Wilhelm Mosel: Wegweiser zu ehemaligen jüdischen Stätten in Hamburg. Deutsch-Jüdische Gesellschaft Hamburg (Hrsg.), Heft 2 und 3. Hamburg 1985.
Barbara Müller-Wesemann (Hrsg.): Martha Glass, „Jeder Tag in Theresienstadt ist ein Geschenk“. Die Theresienstädter Tagebücher einer Hamburger Jüdin. Hamburg 1996.
Martin Friedenberger, Klaus-Dieter Gössel, Eberhard Schönknecht (Hrsg.): Die Reichsfinanzverwaltung im Nationalsozialismus. Bremen 2002.
Karin Guth: Bornstraße 22. Ein Erinnerungsbuch, Hamburg 2001.

Frieda-Cordes-Hof

Neugraben-Fischbek, seit 2020, benannt nach Friederike Katharina Elisabeth C., geb. Kistner (3.8.1895 Harburg – 27.7.1978 Hamburg). Sie bewies Zivilcourage und unterstützte in der Zeit des Nationalsozialismus in Hamburg eine befreundete jüdische Familie.

Friederike (Frieda) Kistner, kam am 3.8.1895 in der Industriestadt Harburg an der Elbe zur Welt und heiratete 1922 den Schlosser Georg Cordes. Dass das junge Ehepaar bald eine Wohnung in der Kurzen Straße 1 (heute: Konsul-Renck-Straße) beziehen konnte und dort die Geburt ihres Sohnes erleben durfte, war sicherlich ein besonderes Glück. Die neue Wohnung lag im so genannten Phoenixviertel, einem Wohnquartier, das in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts im Zuge der rasanten Industrialisierung und der explodierenden Entwicklung der Einwohnerzahlen der Stadt praktisch aus dem Boden gestampft worden war.

Zu den Mitbewohnern des Hauses zählten die jüdischen Eheleute Hermann (geb. 13.11.1878) und Elisabeth Goldberg, geb. Simon, (geb. 16.5.1882) mit ihren drei Töchtern Erna (*13.1.1909), Reta (*24.3.1910) und Henny (*26.7.1915), die vorher einige Jahre in Wilhelmshaven gelebt hatten.

Hermann Goldberg war in Cieszkowice im damals österreichischen Galizien (heute: Ukraine) zur Welt gekommen und hatte dort auch seine Kindheit verbracht. Frieda Cordes und Elisabeth Goldberg waren nicht nur einfache Nachbarinnen, sondern auch gute Freundinnen. Diese Freundschaft war

für beide Familien in den Jahren der Weltwirtschaftskrise von unschätzbarem Wert und erwies sich in den Jahren nach 1933 als noch segensreicher. Am 28. Oktober 1938 gehörten Hermann und



Frieda Cordes, Photo privat

Elisabeth Goldberg mit ihren drei Töchtern zu den ca. 17.000 Juden polnischer Herkunft, die in einer Nacht-und-Nebel-Aktion in das östliche Nachbarland abgeschoben wurden.

Während Reta und Henny Goldberg kurz vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs noch nach England ausreisen konnten, mussten ihre Eltern und ihre Schwester Erna zwei Jahre später nach der Besetzung Polens durch deutsche Truppen in das völlig überfüllte Getto der Stadt Tarnow übersiedeln. Die Pakete und Briefe, die Frieda Cordes den Leidgeprüften in diesen Tagen schrieb und schickte, waren die einzigen Zeichen von Menschlichkeit in einer unmenschlichen Zeit. Als die 'Aktion Reinhardt', die Ermordung der polnischen Juden, im Frühjahr 1942 begann, brach der Kontakt ab.

Frieda Cordes hat die Briefe mit den verzweifelten Hilferufen und den nie ausbleibenden Dankesworten der vertriebenen Freunde aufbewahrt und nach dem Zweiten Weltkrieg den beiden Töchtern Reta und Henny Goldberg als private Zeugnisse der Erinnerung an ihre ermordeten Eltern übergeben.

Text: Klaus Möller

Friederike-Büscher-Wanderweg

Niendorf, seit 2015; benannt nach Friederike (Friedel) Büscher, geb. Bade, geb. 13.3.1913 Hamburg, gest. 27.1.2004; Mitglied der Hamburgischen Bürgerschaft; Rathaus (Wirkungsstätte)

Bis zu ihrer Heirat im Jahre 1939 mit dem Sozialdemokraten und Maurer Karl Büscher war **Friedel Büscher** Bilanzbuchhalterin, dann Hausfrau. Ab 1925 aktiv bei den „Kinderfreunden“. 1927 Eintritt in die „Sozialistische Arbeiterjugend“ (SAJ), 1931 Mitglied der SPD bis zu ihrem Verbot.

Als die Nationalsozialisten die Macht übernahmen, wurde Friedel Büschers – damals noch Freund – Karl als „staatspolitisch unzuverlässig“ eingestuft. Dies bedeutete für ihn, dass er vielfach arbeitslos wurde. Seine zukünftigen Schwiegereltern – auch Mitglieder der SPD – nahmen in in ihrem Haus in Niendorf auf.

Ein Jahr nach der Hochzeit wurde Karl Büscher 1933 im Alter von 33 Jahren zur Wehrmacht eingezogen. 1943 wurde er verwundet. Während dieser Zeit bekam er zweimal Urlaub: das erste Mal, als sein Bruder Hans als Soldat getötet wurde und gleichzeitig die Tochter von Karl und Friedel Büscher geboren wurde; das zweite Mal nach dem Bombenangriff auf Hamburg im Juli 1943.

Nach der Zeit des Nationalsozialismus trat Friedel Büscher 1945 wieder der SPD bei. Im selben Jahr wurde sie Mitbegründerin der SPD in Hamburg-Niendorf. Ihr Mann Karl bekam eine Anstellung im Arbeitsamt (Abteilung Bau) in der Kieler Straße und wurde in der Gewerkschaft Fachgruppenobmann der Maurer Hamburgs, außerdem saß er im Verwaltungsrat der IG Bau-

Steine-Erden. Darüber hinaus war Karl Büscher von 1948 bis 1970 Distriktvorsitzender der SPD Niendorf.

Friedel Büscher war von 1949 bis 1970 Mitglied der Bezirksversammlung Hamburg-Eimsbüttel, außerdem Mitglied im Ortsausschuss Hamburg-Lokstedt – von seiner Gründung bis zum Jahre 1966. Weiterhin agierte sie im Landesfrauenausschuss und im Elternrat.

Kommunalpolitisch setzte sie sich für die Kleingärtner, die der Flughafenerweiterung weichen mussten, und für den Schulbau ein.

Als 1966 Hamburg-Niendorfs Einwohnerinnen- und Einwohnerzahl das Limit erreicht hatte, um eine(n) Bürgerschaftsabgeordnete(n) zu stellen, zog sie als erste Niendorferin ins Parlament. Friedel Büscher war von 1966 bis 1978 Bürgerschaftsmitglied. Sie legte im Alter von 55 Jahren ihr Mandat nieder, um ihr Enkelkind zu betreuen: „Wer für die Emanzipation der Frau streitet, muss auch etwas dafür tun.“ Ihre Tochter eröffnete in dieser Zeit eine Facharztpraxis.

Frau Büschers Arbeitsschwerpunkte während ihrer Abgeordnetenzeit waren: Mitglied der Bodenordnungskommission, stellvertretende Vorsitzende im Bauausschuss, Mitglied des Haushaltsausschusses der Finanzbehörde und des Rechnungshofes.

Zu ihren Erfolgserlebnissen zählte sie ihr gutes Ansehen in der Fraktion. Es gelang ihr, sich Gehör zu verschaffen und dadurch vielen Menschen helfen zu können. Sie hätte es gern erreicht, dass die Häuser in der Hafestraße zu Anfang der einsetzenden Auseinandersetzungen abgerissen worden wären – „das hätte viel erspart“, sagte sie.

Ihre 34 Jahre aktive Kommunalpolitik – davon zwölf Jahre Bürgerschaftsarbeit – konnte sie mit ihrem Privatleben gut vereinbaren, da sie von ihrem Mann und ihrer Mutter unterstützt wurde. Nach ihrer Angeordnetenzzeit war sie Deputierte der Baubehörde, später Mitglied im Bezirkssenioren- und Landesseniorenbeirat und im Alter von 81 Jahren noch in einer Frauengruppe aktiv. 1979 erhielt sie das Verdienstkreuz am Bande. Sie hatte lange gezögert, diesen Orden entgegenzunehmen: „Hamburger und Hamburgerinnen schmücken sich nicht mit Orden.“ Aber ihrer Tochter zuliebe und für das Enkelkind nahm sie die Ehrung an.

Text: Dr. Rita Bake



Friedel Büscher

Friederike-Klünder-Weg

*Blankenese, seit 2019, benannt nach **Friederike Klünder** (28.1.1887 Neustadt am Rübenberge–6.6.1848 Hamburg), engagierte Wohltäterin in Blankenese; sie hat den verarmten Blankeneser Fischerfamilien, die durch die napoleonische Kontinentalsperre vom Fischfang abgeschnitten waren, dadurch nachhaltig geholfen, dass sie den Frauen Flachs zum Weben und Spinnen beschaffte und die fertige Leinwand vermarktete, eine Armenhilfe organisierte und über 200 Kinder und Erwachsene, auch in den Nachbardörfern, eigenständig gegen die gefährlichen Pocken impfte*

Am 18. März 2014 erreichte ein Antrag das Bezirksamt Altona. An Frau Bezirksamtsleiterin Dr. Liane Melzer schrieb der „Förderkreis Historisches Blankenese“ unter dem Betreff „Benennung von Verkehrsflächen in Hamburg. Vorschlag nach **Friederike Klünder** (1776–1848), engagierte Wohltäterin in Blankenese“ folgende Begründung: „Hiermit beantragen wir, eine engagierte Wohltäterin des 19. Jahrhunderts, Frau Friederike Klünder, durch die Benennung einer Blankeneser Straße zu würdigen und der Bevölkerung in Erinnerung zu bringen.

Frau Klünder führte um 1800 in Blankenese und umliegenden Dörfern die Pockenimpfung ein, indem sie 2168 Kinder und Erwachsene eigenhändig gegen Pocken impfte. Zur Zeit der großen Arbeitslosigkeit der Fischer – verursacht durch die Kontinentalsperre – versorgte sie die Frauen mit Flachs, ermunterte sie zum Spinnen und Weben, vermarktete die gewebte Leinwand und verschaffte den Frauen damit eine eigene Erwerbstätigkeit. Sie grün-

dete eine Armenhilfe und sammelte immer wieder Geld für die Not leidende Bevölkerung, z. B. auch nach mehreren Brandkatastrophen.

Gemeinsam mit ihrem Mann erwarb Frau Klünder das Gelände, das heute unter dem Namen Hessepark geführt wird. Das Paar schuf den Park und baute auf seinem höchsten Punkt das Landhaus, das heute Hessehaus heißt. Hesse war ein späterer Eigentümer und Bewohner des Landhauses.

Damit das Wirken dieser großartigen Frau nicht vollends in Vergessenheit gerät, beantragen wir, eine Straße – möglichst in Blankenese – nach Friederike Klünder zu benennen. Ein Vorschlag ist, die kleine Straße ‚Hessepark‘ oder die ‚Bulckestraße‘ umzutaufen. Carl Bulcke gehörte zu den 88 Unterzeichnern des Treuegelöbnisses für Adolf Hitler vom 26.10.1933 (s. wikipedia unter „Gelöbnis treuester Gefolgschaft“).

(...) Unser Anliegen stößt in Blankenese auf eine breite Zustimmung von Seiten der Bevölkerung (...) Wir würden es begrüßen, wenn Sie sich, sehr geehrte Frau Dr. Melzer, für unser Anliegen erwärmen könnten“ (1). „Sowohl die Hamburger Senatorin Jana Schiedeck, von 2011–2015 Präses der Behörde für Justiz und Gleichstellung, das Staatsarchiv Hamburg, der Blankeneser Bürgerverein, der Förderkreis Gosslerhaus sowie die Blankeneser Kirche unterstützen diesen Antrag“ (1).

Eine der diesem Schreiben beigelegten Anlagen ist das Gutachten des Hamburger Staatsarchivs vom 10.3.2014. Darin heißt es unter anderem: „Ihre Vorschläge zur Umbenennung der

1) Förderkreis Historisches Blankenese e.V., Brief an Bezirksamt Altona, Frau Bez.-Amtsleiterin Dr. Liane Melzer, Platz der Republik 1, 22765 Hamburg, v. 12.3.2014, Eingangsstempel 18.3.2014. Betreff: Be-

nenennung der Verkehrsflächen in Hamburg. Vorschlag nach Friederike Klünder (1776–1848), engagierte Wohltäterin in Blankenese.

2) Freie und Hansestadt Hamburg, Staatsarchiv, ressortbezogene archi-

vische Aufgaben, Verkehrsflächenbenennung – ST221th – Kattunbleiche 19, 22041 Hamburg, Brief an Förderkreise historisches Blankenese e.V., vom 10.3.2014. Betreff: Benennung von Verkehrsflächen in Hamburg,

Straßen ‚Hesepark‘ oder ‚Bulckestraße‘ sind (...) zunächst dem Grunde nach unzulässig.“ Gemäß der einschlägigen Fachliteratur (...) seien Neubenennungen der Änderung von Straßennamen vorzuziehen, da Umbenennungen mit Kosten verbunden seien“ (2). Am 12. März 2014 schlug das Bezirksamt Altona jedoch offiziell die Umbenennung vor (3).

Anschaulich haben Maike und Ronald Holst 2013 in ihrem materialreichen Buch mit Porträts von „Blankeneser Frauen“ geschildert, was sie über das philanthropische Wirken von Friederike Klünder herausgefunden haben: „Wegen ihres sozialen Engagements und nicht zuletzt auch wegen ihrer Schönheit wurde Frau Klünder von den Blankenesern (im Tal) ‚die schöne Frau auf dem Berge‘ genannt. Sie scherte sich nicht um Standesunterschiede. Für sie stand immer nur der Mensch als Gottes Geschöpf im Vordergrund, dem geholfen werden musste. Charlotte Friederike Amalie war in einem christlich geprägten Elternhaus aufgewachsen“ (4:13).

Ihr Vater war Superintendent Johann Friedrich Gottfried Grupen, ernannt 1784, zum Generalsuperintendenten nach Neustadt am Rübenberge (liegt zwischen Bremen und Hannover) (5). Näheres zu ihrer Mutter konnte leider nicht ermittelt werden. Unterstützt wurde Friederike Klünders Engagement von ihrem Ehemann Rütger Heinrich Klünder, mit dem sie drei Kinder hatte. Über die Herkunft von Rütger Heinrich Klünder (17.3.1763 – 6.6.1848, vermutlich Hamburg) gibt es unterschiedliche Versionen: Laut der einen Quelle stammte er

aus Hamburg. Laut einer anderen Literaturangabe kam der aus Braunschweig stammende „Bankierssohn (...) schon in jungen Jahren nach Hamburg“ (6_A). Beruflich machte er in der Firma „Peter Godeffroy Söhne & Comp“ sehr bald Karriere (7). Über die Geschäfte des Kaufmanns und Bankiers Peter Godeffroy ist nichts Genaues bekannt. Vielleicht betätigte er sich, ähnlich wie sein Bruder Cesar, erfolgreich in der Finanzierung des Überseehandels.

Zurück zu Friederike Klünder: Die beiden Ehegatten lernten sich standesgemäß kennen. Friederike Grupen hatte eine Schwester, Maria Elisabeth Dorothea Grupen, die mit dem Hamburger Kaufmann John Thornton verheiratet war (8). Eng waren die Verwandtschaftsverhältnisse unter den bedeutenden Hamburger Kaufmannsfamilien: Der englische Kaufmann Thornton lebte 1764–1835 und besaß die Remise „Halbmondhaus“ an der Elbchaussee 228 sowie einen Sommersitz gegenüber mit Blick auf die Elbe; zur Zeit der Kontinentalsperre vermittelte er englische Unterstützungsgelder an die Kontinentalmächte, welche gegen Napoleon kämpften. Sein Kontor befand sich in seinem Stadthaus am Neuen Wandrahm 1; bei ihm verkehrte u.a. der Herzog v. Braunschweig (vgl. Quelle 6, Hoffmann: 300, Anm. 466). John Thornton war der Bruder von Catharina Godeffroy, geb. Thornton, der Gattin von Peter Godeffroy. Eine ihrer Töchter war Charlotte, verheiratete Paulsen.

Auch Rütger Heinrich Klünder war als Kaufmann sehr erfolgreich. Vermutlich kurz nach der Eheschließung mit Friederike erwarb er

hier: Vorschlag nach Friederike Klünder (1776–1848), engagierte Wohltäterin in Blankenese.

3) Bezirksversammlung Altona, Drucksache 20-970 v. 12.3.2014. Be-
treff: Umbenennung der Verkehrs-

fläche Bulckestraße in Hamburg-Blankenese, Ortsteile 223, in Friederike-Klünder-Straße, Beschlussvorlage des Amtes. Status: Sitzungsvorlage öffentlich, Federführend: Geschäftsstelle der Bezirksversammlung.

Beratungsfolge: Hauptausschuss, 12.3.2015 TO, Sitzung des Hauptausschusses, unverändert beschlossen. „Petitum: Die Bezirksversammlung wird gebeten, den o.g. Umbenennungsvorschlag wegen NS-Belastung

1799 das Gelände Schäferkamp, um an seiner höchsten Stelle (später genannt der „Kieeberg“) ein Landhaus (das heutige Hessehaus) zu errichten und die baumlose Weidefläche, auf der die Blankeneser von alters her ihre Schafe weideten, zu einem Park umzugestalten. Wie damals üblich, zogen Hamburger Kaufleute im Sommer aus der Stadt in ihre meist von namhaften Baumeistern entworfenen und eingerichteten Elbbesitzungen um.

Das Hauptverdienst Friederike Klünder ist ihr persönlicher Einsatz im Kampf gegen die damals grassierende Kuhpocken-Epidemie. Hierzu schrieben Maike und Ronald Holst: „Die feine Frau vom Kieeberg hielt selbst die Ansteckungsgefahr nicht davon ab, die armseiligen Hütten in ihrem Umkreis zu betreten. Wie oft hatte sie Kinder aus der Nachbarschaft entsetzlich leiden sehen. Wie oft hatte sie hilflos zusehen müssen, wie meist Kinder, aber auch Erwachsene von hohem Fieber geschüttelt, Gesicht und Körper mit eitrigen Beulen übersät, unter entsetzlichen Qualen starben. Die Virenkrankheit Pocken, auch Blattern genannt, war hoch ansteckend und endete meist tödlich. Wer aber überlebte, behielt lebenslang entstehende Pockennarben – auch im Gesicht. Das Leiden der armen Kinder, ihre eigene Unfähigkeit, Abhilfe zu schaffen, ließen Frau Klünder keine Ruh. Eines Tages erfuhr sie, dass zwei (...) Ärzte in Altona ein Institut gegründet hatten, in dem ein wirksames Serum gegen die Pockenkrankheit bereitgehalten wurde“ (4:13).

Ein englischer Arzt namens Edward Jenner hatte 1796 einen zuverlässigen Impfstoff ent-

wickelt, indem er Flüssigkeit aus Kuh-Pockenblasen verwendete – die sogenannte „Vaccination“ (dt. „Vakzination“ von lat. vacca = Kuh). Zwei Jahrzehnte zuvor hatte bereits die Schriftstellerin Mary Wortley Montagu diese im damaligen Osmanischen Reich/Türkei praktizierte Therapie nach England gebracht und zusammen mit dem Botaniker Jan Ingenhousz propagiert und angewendet (vgl. de.wikipedia.org/wiki/Mary_Wortley_Montagu).



Mäzenin Friederike Klünder (1776–1848), Öl auf Leinwand, unbekannter Künstler

Am 2. Juli 1804 war in Kiel ein „Vaccinationsinstitut“ für den damals dänischen Verwaltungsbezirk, die Herzogtümer Schleswig und Holstein sowie die Stadt Altona zuständig, errichtet worden. In dem Erlass heißt es unter Paragraph 2, dass arme Kinder unentgeltlich vacciniert werden sollten (Vgl. „Die Schleswig-Holsteinische Medicinalverfassung in einer

des bisherigen Namensgebers zu beraten.“ Beigefügt folgende Anlagen 1–5: Antrag Förderkreis Historisches Blankenese e.V.; Schreiben Kulturbehörde-Staatsarchiv; Schreiben Behörde f. Justiz und Gleichstellung;

Auszug aus „Blankeneser Frauen“; Lageplan.

4) Maike und Ronald Holst: Blankeneser Frauen. Neumünster/Hamburg 2013. Darin Kapitel „Engagierte Wohltäterin. Friederike Klünder, geb.

Gruppen, 1776–1848, S. 13–16.

5) Vornamen des Vaters entnommen dem Online-Verzeichnis der Bibliothek Wolfenbüttel: „Verzeichnis der Bücher-Sammlung des weil. Superintendenten Grupe zu Neustadt

systematischen Reihe von Verordnungen dargestellt und mit einer kritischen Einleitung versehen von N. Dohrn, Dr. und Physicus in Heide. Für Ärzte, Apotheker und Juristen. Heide 1834; Digitalisat im Internet vorhanden, abgerufen 26.6.2018 CG). Also nahm Friederike Klünder Kontakt mit dem in Altona frisch gegründeten Institut auf und bewarb sich als Assistentin bei den Ärzten Johann Heinrich de Chaupie und Georg Kerner. Sie ließ sich über die Wirksamkeit des Serums aufklären, lernte mit dem Impfstoff umzugehen und selbst Impfungen vorzunehmen. Das war im Jahre 1805 (vgl. 4:13).

Schließlich wurde sie selbständig aktiv in der entschiedenen Bekämpfung der Seuche. Zuerst impfte sie sich und ihre Familie. So wird etwa im Godeffroyschen Familienarchiv ein Impfzeugnis von Johan Cesar Godeffroy verwahrt, der 1816 als Baby von Friederike Klünder geimpft worden war (freundlicher Hinweis von Kai Deecke, E-Mail an CG v. 25.5.2018).

Immer wieder galt es für die Akteure der Aufklärung, Vorbehalten von Medizinern, Theologen oder der Landbevölkerung gegen die Impfungen durch praktisch überzeugendes Handeln entgegenzutreten (9): „Dann suchte Friederike die Vorurteile der Dorfbewohner gegen Blatternimpfungen zu entkräften, indem sie in den Dörfern Dockenhuden, Blankenese, Sülldorf und der umliegenden Gegend von Tür zu Tür ging, den Fischern und Landleuten ihre eigenen geimpften, blühend gesunden Kinder zeigte und anbot, Kinder unentgeltlich selbst zu impfen. ‚Einer der interessantesten

Augenblicke ist, diese wohlthätige Frau, von einer Schar Bäuerinnen und Kindern umgeben, Schutzblattern impfen zu sehen!‘, hieß es über Friederike Klünder 1817 im schleswig-holsteinischen Provinzialbericht. Zwischen 1805 und 1832 nahm Friederike Klünder 2168 Impfungen vor, wie ihr gewissenhaft geführtes ‚vaccinationsbuch‘ belegt. Sie muss etwa 80 Kinder pro Jahr geimpft haben. Augenzeugen zufolge verfuhr Friederike Klünder dabei so geschickt, dass es nur selten zu Tränen kam. Nur zwei Jungen im Alter von sieben Monaten und ein dreiviertel Jahren überlebten die Behandlung nicht (4:13).

Von Anfang an hatte sich die junge Kaufmannsgattin als aufmerksam und kreativ-wohlthätig erwiesen. Dabei überschritt sie die strengen gesellschaftlichen Normen. Ein Rückblick liefert Beispiele: „Schon bald nach ihrem Einzug (in das Gartenhaus auf dem ‚Kieberg‘, CG) erkundete die junge Frau ihre Umgebung. Täglich wanderte sie mit ihren Kindern hinunter zum Strand, beobachtete das Treiben der Frauen und Kinder und sprach mit ihnen. Es war die Zeit der Kontinentalsperre (1806–1813). Die französische Blockade traf die Blankenese Fischer ins Mark. Französisches Militär einerseits wie andererseits die englische Flotte verhinderten das Auslaufen ihrer Boote. Damit war es Blankenese Fischern (die unter dänischer Flagge fuhren) unmöglich, vor Holland auf Fang zu fahren und erst recht, ihre Fische auf den lukrativen holländischen Absatzmärkten zu verkaufen“ (4:14). Sie durften nur noch in der Elbe, vor Amrum, Sylt und vor

am Rübenberge, theologischen, philosophischen und andern Inhalts, welche am 12ten May 1806 mit denen folgenden Tagen ... in dem Hause des Kaufmanns Seeger zu Hannover meistbietend verkauft werden sollen.

Autor: Johann Friedrich Gottfried Gruben, Verlag: Hannover: Telgener, (1806). Online unter www.worldcat.org/title/verzeichni-der-bucher-sammlung-des-weil-superintendent-grube-zu-neustadt-am-rubenberge-

theologischen-philosophischen-und-andern-inhalts-welche-am-12ten-may-1806-verkauft-werden-sollen/oclc/258336009 – Notiz über Amtsantritt des Vaters von Friederike Klünder, Superintendent Gruben,

der süddänischen Insel Röm fischen, „hatten vor allem aber keine Märkte mehr. Alle Elbfischer von Altona bis Cuxhaven waren in der gleichen schlimmen Situation. Frau Klünder erfuhr von den Nöten. Jetzt fiel ihr auch auf, wie viele Boote auf dem Strand lagen, wie viele Fischer an ihren trocken liegenden Booten oder ihren Netzen herumwerkelteten. Sie liefen gar nicht mehr aus. Es lohnte sich nicht. Jetzt verstand sie. Die abgerissene Kleidung der Bevölkerung war schließlich unübersehbar. Manche Kinder bettelten um einen Kranten Brot. Wie mager sie waren! Sie sah Hungerödeme, vereiterte Augen bei den Kleinen. Da musste etwas geschehen. Was konnte sie tun? Wie konnte sie ihren armen Nachbarn helfen?

Gemeinsam mit ihrem Mann überlegte sie. Mit milden Gaben konnte die Not nur vorübergehend gelindert werden. Hilfe zur Selbsthilfe wäre der richtige Weg. Frau Klünder hatte mehrfach beobachtet, dass Blankeneser Frauen am Spinnrad saßen. Spinnräder waren also vorhanden. Daraus müsste man etwas machen können. Schon hatte sie eine Idee: „Sie ließ für mehrere tausend Taler Flachs von den Arbeitslosen in Blankenese und Umgebung spinnen (...) und vergalt die Arbeit nach Güte des Gespinstes. Auf diese Weise regte sie zum Nach-eifern an, zum Streben nach Vervollkommnung. Sie teilte die Arbeit an jeden selbst aus, nahm sie von jedem wieder entgegen, sortierte

Fäden, ließ Garn bleichen und sorgte für das Weben.“ So schrieben die „Provinzialberichte“ von 1817 weiter über Friederike Klünder.

Mit drei Frauen, die sie für ihre Idee begeistern konnte, war sie angefangen. Als diese tatsächlich für geleistete Arbeit entlohnt wurden, gab es kein Halten mehr. Immer mehr Frauen wollten von der unverhofften Verdienstmöglichkeit profitieren. Wie die gute Frau es geschafft hat, den Andrang zu bewältigen, das Material zu beschaffen, es persönlich auszuteilen, die Arbeit zu bewerten und die Frauen zu entlohnen, wird ein Rätsel bleiben. Zusätzlich mussten die fertigen Garne und Tuche vermarktet werden, die Transportfrage war zu lösen. Wir können nur hoffen, dass Frau Klünder einsatzfreudige Helfer hatte. Auch Rütger Klünder, Friederikes Ehemann, machte sich Sorgen um die vielen Arbeitslosen. Er hatte vom Blankeneser Vogt Diedrich Struve verschiedene Grundstücke erworben. Die meisten lagen brach.

Eigentlich könnte er auf dem oberen Abschnitt des Kahlkamp eine Ölmühle bauen, entschied er. Gutes Öl war gefragt, Arbeitskräfte reichlich vorhanden. Gleichzeitig könnte er Blankeneser Fischern die dringend nötigen Verdienstmöglichkeiten bieten. Gesagt, getan. Zusätzlich gründete Friederike eine Armenhilfe. Alte, Kranke und Behinderte, Waisenkinder, alle, die ihrer Hilfe bedurften, versuchte sie zu unterstützen. Doch auch ihre Mittel wa-

von Bückeburg nach Neustadt am Rübenberge. In: Journal für Prediger. Fünfzehntes Bandes erstes Stück, Halle, bey Carl Christian Kümmel, 1784. Text unter der Überschrift „Beförderungen vom Jahr 1784“: „Herr Superintendent Grupen geht als Superintendent nach Neustadt am Rübenberge. – Seine Stelle als Superintendent, Consistorialrat und Oberprediger zu Bückeburg erhält

Herr D. Friepp, der bisher ohne Amt in Gotha gelebt hat.“

6) Paul Theodor Hoffmann: Die Elbchaussee. Ihre Landsitze, Menschen und Schicksale. Dargestellt v. P. Th. Hoffmann. IV. ergänzte und letzte Auflage, Hamburg 1952. Darin Kapitel IX. Blankenese. Klünders Garten, später Hesses Park, S. 245–252. Seite 253 zeigt eine historische Ansicht von „Klünders Gartenhaus“ aus der

Zeit um 1800.

6_A) In der unter (6) genannten Quelle von P. Th. Hoffmann aus seinem „Klassiker über die Elbchaussee“ von 1937, hier zitiert nach der IV. Auflage, S. 246, wird der Geburtsort Rütger Klünders mit Braunschweig angegeben. In der Anm. 464, S. 300, nennt Hoffmann seinen Literaturnachweis dafür: Deutsches Geschlechterbuch, Bd. XI/1904, S. 326.

ren nicht unbegrenzt. Deshalb suchte sie Verbündete, z. B. auch unter ihren Besuchern. So erfahren wir, dass der französische Marschall Bernadotte anlässlich eines Besuchs bei den Klünders, Friederike zweihundert Louisdor für ihre Armenhilfe schenkte (Vergleichswert: je nach Gewicht ist ein 22-karätiger Louisdor heute 500–1000 € wert, Stand 2018 CG).

Als Blankenese in den Jahren 1826 und 1827 von schlimmen Brandstiftungen heimgesucht wurde, entstand abermals große Not. Eine Zündelei hatte besonders schwere Folgen und nahm ihren Ausgang im heutigen Sägebiels-Fährhaus. Dessen knochentrockenes Reetdach stand sofort in hellen Flammen. Ein starker Nordostwind fegte Feuerfunken ins tiefere Tal, sodass bald zahlreiche Häuser lichterloh brannten. Über zwanzig Wohngebäude wurden eingeäschert. Etwa doppelt so viele Familien wurden obdachlos. Der Landdrost von Pinneberg, E. A. von Döring, erließ deshalb einen Aufruf um Hilfe für die Abgebrannten.

Natürlich setzten sich die Klünders sofort tatkräftig ein, nahmen Obdachlose auf, versorgten Geschädigte mit Sachspenden und Essen. Dazu gelang es Frau Klünder, die Not der Blankeneser so eindringlich zu schildern, dass vielen das Herz geöffnet wurde. (...) Bis ins hohe Alter sorgte die wohltätige Frau Klünder für ihre Blankeneser und blieb dabei eine schöne Frau von „großem persönlichen Liebreiz“ (4:16).

Rütger Klünder war mittlerweile „Direktor“ (6:246), also vermutlich Generalvertreter der Gothaer Versicherung für den Raum Hamburg. In dieser Region lag um 1842 – also fünf Jahre vor seinem Tod – das Hauptgeschäftsgebiet der Gothaer Feuerversicherung. Nach dem Großen Hamburger Stadtbrand, der zwischen dem 5. und 8. Mai 1842 große Teile der Hamburger Altstadt zerstörte, „hatte die Versicherung so viele Gelder aufgrund ihrer Feuerversicherungen auszuschütten, dass ein bewaffnetes Schiff die Totalsumme aller Gothaer Versicherungsnehmer nach Hamburg bringen musste.“ (Zitat von Ronald Holst, in: E-Mail an CG v. 22.3.2018). Es ist anzunehmen, dass sich Rütger Klünders neue Tätigkeit ab ca. 1806 entwickelte, da nach dem Beginn der Kontinentalsperre die Geschäftstätigkeit seiner bisherigen Firma Peter Godeffroy Söhne & Comp erlosch.

Zwischen 1820 und 1830 kaufte Rütger Klünder – in Erweiterung seines bisherigen Besitzes – „eine östliche, fast dreimal so große Fläche hinzu, die den späteren, zum Teil noch heute bestehenden Hesseschen Park bildet. Auf den kargen Boden ließ er fuderweise Muttererde aus dem Alten Land ausbringen. Südlich der bogenförmig verlaufenden Straße (heute: Am Kiekeberg) befand sich ein weiterer Teil des Klünderschen Parks, bei dem es sich um ein besonders aussichtsreiches Gartengrundstück handelt, das durch eine den

Diese Angabe wird widerlegt durch eine andere historische Quelle zur Herkunft der Familie Klünder, nämlich: Georg Herman Sieveking: Aus der Geschichte der Familien Gabe und Schwartz. In: Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte, Band 21, 1916, S. 182. – Geburtsdaten von Rütger Klünder laut freundlicher Info aus E-Mail v. Ronald Holst an CG v. 22.3.2018

– Todesdatum sowie Herkunft der Familie Klünder laut freundlicher Info von Kai Deecke, E-Mail v. 25.5. und 1.6.2018. Das Todesdatum 6.6.1848 von Rütger Klünder ist dokumentiert in:
a) Friedrich Plass, Friedrich Robert Ehlers: Geschichte der Assecuranz und der hanseatischen Seeversicherungs-Börsen: Hamburg–Bremen–Lübeck. Hamburg 1902, S. 682 sowie

b) in der Online-Datenbank des Staatsarchivs Hamburg unter dem [recherche.staatsarchiv.hamburg.de/ScopeQuery5.2/detail.aspx?Id=1637141](https://www.staatsarchiv.hamburg.de/ScopeQuery5.2/detail.aspx?Id=1637141)

7) Laut Einträgen in Adressbüchern war der Kaufmann Paul Amsinck, geb. 1758, von 1800 bis zu seinem Tode 1808 „Associe“, deshalb Firmenbezeichnung „Peter Godeffroy Söhne & Comp“ = freundliche Information von

Weg überspannende Brücke mit dem Hauptbesitz verbunden war. Wegen der wunderschönen Aussicht nannte man es nach 1928 „Kiekeberg“. Klünders Landhaus war auf der Höhe des Parks so platziert, dass der Blick nach Süden von seiner Hauptfront am vorspringenden Kiekeberg vorbei auf die Elbe möglich war. Bei der Baumbepflanzung bemühte man sich natürlich, diese Sichtachse frei zu halten.“ (4:16).

Die Klünders hatten drei Töchter. Von der ältesten, Elise (1799–1867), ist bekannt, dass sie seit 1819 mit dem Hamburger Rechtsanwalt, Notar und Senator August Meier verheiratet war (6:248). Von den beiden anderen ist in den erreichbaren Quellen nichts überliefert.

Das Ehepaar Friederike und Rütger Klünder konnte im Januar 1848 das Fest der Goldenen Hochzeit mit Kindern und Enkelkindern in Blankenese und Hamburg feiern. Kurz darauf starben beide, sie noch im selben Jahr, er ein Jahr darauf. Über ihre genauen Sterbedaten sowie Grablegung ist leider nichts bekannt (6:250).

Die Erben verkauften den Besitz, Grundstück und Villa, die geteilt wurden. Die Besitzungen grenzten ursprünglich etwa im Norden an die „Oesterleystraße“, umfassten das Gelände des heutigen „Hesseparks“, im Süden reichte es bis zur Straße „Op’n Kamp“ (parallel zur Blankeneser Hauptstraße) und erstreckte sich im Westen bis an die Straße „Kiekeberg“. In den 1850er-Jahren „erwarb der Hamburger

Syndikus Dr. Carl Hermann Merck (1809–1880; Stiefbruder des Unternehmers und Politikers Ernst Freiherr von Merck) die Besitzung und bewohnte sie mit den Seinen im Sommer fast ein viertel Jahrhundert.“

Der einflussreiche Staatsmann gehörte zur Großfamilie, denn er war mit der Tochter Peter Godeffroys, Luise Susette Godeffroy (1821–1875), verheiratet (6:251). „Als seine Frau in Blankenese gestorben war, verkaufte Merck im darauffolgenden Jahr 1876 dem gesamten Besitz an den Kaufmann George Heinrich Hesse (1815–1909)“ (6:252); das Ehepaar Hesse hatte den Besitz nahezu 50 Jahre inne. Georg Heinrich Hesse war Mitinhaber von Hesse Newman & Co., einem Bankhaus, gegründet von seinem Großvater Isaac Hesse, mit der Adresse Erste Elbstraße Nummer 49. Zusammen mit dem Sohn des damaligen englischen Konsuls, Henry Newman, war er auch Mitbegründer der 1870 in Hamburg errichteten Commerzbank (Quelle: Hesse Newman Capital_Pressepiegel. Ingmar Behrens: 230 Jahre hanseatische Werte. Hesse Newman Capital: Start-up mit Geschichte. In: Polis, Januar 2012.pdf). 1926 wurde das Anwesen von der Gemeinde Blankenese erworben und größtenteils parzelliert. Den Rest machte sie als „Hessepark“ der Öffentlichkeit zugänglich (vgl. Hamburg.de/Hessepark).

Kehren wir zurück zu dem Wunsch, die „Buhlckestraße“ in „Friederike-Klünder-Stra-

Kai Deecke lt. E-Mail von v. 25.5.2018 an CG

8) Quelle dazu: Lexikon der Hamburgischen Schriftsteller, siehe Artikel 4043, Thornton, S. 397. Bei Herrn Kai Deecke bedanken wir uns für alle detaillierten Hinweise und Literaturangaben, die er uns zur Ergänzung dieser Biografie aufgab!

9) Zu den Vorbehalten gegenüber der Impfung vgl. Franklin Kopitzsch:

Die Durchsetzung der Pockenimpfung. Zu Strategien und Mitteln aufgeklärter Reform in Hamburg und Schleswig-Holstein. In: Anne Conrad, Arno Herzig, Franklin Kopitzsch (Hg.): Das Volk im Visier der Aufklärung: Studien zur Popularisierung der Aufklärung im späten 18. Jahrhundert = Veröffentlichungen des Hamburger Arbeitskreises für Regionalgeschichte, 1, Hamburg 1998, S. 229–237. Der

Hamburger Sozial- und Wirtschaftshistoriker Franklin Kopitzsch kommt zu dem Schluss: „Charakteristisch für die Aufklärung als praktische gemeinnützige Reformbewegung ist, dass sich ihre Träger nicht mit Unwissenheit, Armut, Not, Elend und Hunger, Krankheiten und Seuchen abfinden wollten, diese Erscheinungen nicht als schicksalhaft vorgegeben akzeptierten, sondern ihnen im

ße“ umzubenennen: Ein Artikel mit dem Titel „Bulckestraße oder Friederike-Klünder-Straße?“ fasste das kontrovers diskutierte Thema so zusammen: „Bis zur Umbenennung hieß sie Luisenstraße, nach der Frau des Apothekers und Gemeindevorordneten Carl Adolf Hoffmann, der die Luisenstraße vor seinem Tode 1907 veranlasst hatte. Aber 1949 musste Luise dem Juristen und Schriftsteller Dr. Carl Bulcke (1875 Königsberg–1936 Berlin) weichen, der als junger Mann einige Jahre u. a. in Altona und Blankenese lebte. Danach war er im Berliner Innenministerium als Oberregierungsrat und Leiter der Film-Oberprüfstelle tätig. Im Oktober 1933 unterzeichnete er mit weiteren 87 Schriftstellern das ‚Gelöbnis treuester Gefolgschaft‘ für den ‚Führer‘ Adolf Hitler (Ernst Klee, Kulturlexikon zum Dritten Reich, 2009, S. 79).

Die gleiche Gelöbnis-Unterschrift des Heimatschriftstellers Gustav Frenssen (1863–1945) war 1986 ein wesentlicher Grund für die Umbenennung der Frenssenstraße in Anne-Frank-Straße.

Deshalb hat der Förderkreis Historisches Blankenese e. V. mit breiter örtlicher Unterstützung kürzlich vorgeschlagen, auch die Bulckestraße umzubenennen, und zwar nach der Blankeneser Wohltäterin Friederike Klünder (1776–1848).

Aber das Bezirksamt Altona hat dem Förderkreis inzwischen mitgeteilt, dass eine Stra-

ßenumbenennung an enge Voraussetzungen geknüpft sei, die hier nicht vorlägen. Wieso bei Gustav Frenssen? Damit bleibt die Frage: Berliner Nazi oder Blankeneser Wohltäterin? Bulckestraße oder Friederike-Klünder-Straße?“ (10).

Im Januar 2018 teilte Ronald Holst mit: „(...) meine Frau und ich haben Friederike Klünder ein Kapitel in unserem Buch ‚Blankeneser Frauen‘ gewidmet. Weiter haben wir die FHH (Freie und Hansestadt Hamburg) vor drei Jahren ersucht, dieser bedeutenden Frauengestalt der Blankeneser Geschichte eine Ehrung im öffentlichen Blankeneser Raum zuteil werden zu lassen. Indem z. B. eine Straße o. ä. nach ihr benannt wird. (...) Immer wieder haben wir uns nach dem Stand der Umbenennungs-Angelegenheit bei der Behörde im Technischen Rathaus (Altona) erkundigt, stets wurden wir getröstet (E-Mail von Ronald Holst an CG mit freundlichen Auskünften vom 22.1.2018). Das Staatsarchiv hatte in seinem Gutachten 2014 auch die Variante einer Straßen-Neu-Benennung durch das Bezirksamt Altona einkalkuliert – möglicherweise im Rahmen der Planung der „Neuen Mitte Altona“ (2). Bei der Benennung von Straßen in der Neuen Mitte Altona wurde jedoch keine Straße nach Friederike Klünder benannt.

Im Amtlichen Anzeiger vom 15. November 2019 wurde unter „Bekanntmachungen, Benennung von Verkehrsflächen“ nun ein

Rahmen ihrer Möglichkeiten entgegenzuwirken, sie zu überwinden oder doch zu lindern suchten. Für die „Aufklärer“, die um Verbesserungen bemüht waren, hatte jeder Mitmensch ein Recht auf Existenz, auf Würde, auf Unterstützung und Hilfe zur Selbsthilfe“ (Kopitzsch 1998: 237).
10) Zitat aus: www.blankenese.de/angesichter-details/friederike-klueder.html; Beitrag v. 16.9.2014, von

Winfried Grützner)

Weitere Quellen:
– Ralf Nehmzow: Straße für Friederike Klünder, die gute Seele von Blankenese. In: Hamburger Abendblatt v. 5.11.2014; online unter abendblatt.de/hamburg/article134018174/Strasse-fuer-Friederike-Kluender-die-gute-Seele-von-Blankenese)
– Maike Holst/Stefanie Hempel:

Friederike Klünder. Fiktives historisches Interview. Digitalisat unter blankenese.de/angesichter-details/Friederike-Kluender (Portal der Ev. Luth. Kirche am Markt Blankenese) – „Ehrung“ für ‚die schöne Frau auf dem Berg‘. Initiative zur Umbenennung der Bulckestraße – Der Schriftsteller Bulcke verehrte Adolf Hitler. In: Elbe Wochenblatt, veröffentlicht nach März 2014. Online-Fassung

Friederike-Klünder-Weg angezeigt. Dazu wurde keine Straße umbenannt, sondern „ein bisher namenloser Wegeteil“ neu benannt und zwar der „etwa 215 m lange, von der Ostgrenze des Hesseparks – in Höhe Blankeneser Bahnhofsstraße – nach Westen – mit einer leichten nördlichen Welle – zum Weg Am Kiekeberg führende, bisher namenlose Wegeteil (...)“ (Amtlicher Anzeiger Nr. 91, Freitag, den 15. November 2019, S. 1589.)

Text: Dr. Cornelia Göksu

unter www.elbe-wochenblatt.de/bahrenfeld/lokales/ehrung-fuer-die-schoene-frau-auf-dem-berg-d30589.html; abgerufen 30.10.2017, steht leider nicht mehr im online, CG, Juli 2018)

Abb.: © Privatbesitz.

Gerda-Wittkowsky-Weg

Neugraben-Fischbek, seit 2020, benannt nach Gerda W. (29.5.1933 Harburg – deportiert nach Theresienstadt, am 24.2.1943 weiterdeportiert nach Auschwitz am 23.10.1944), Tochter des Pianisten Richard Wittkowsky. Als Jüdin wurde sie 1943 zusammen mit ihrem Vater und ihrem Bruder aus Hamburg zunächst ins Getto Theresienstadt deportiert, 1944 weiter ins Konzentrationslager Auschwitz und ist dort verschollen.

Stolperstein vor dem Wohnhaus Marienstraße 38 (Harburg)

Wir wissen nur sehr wenig über den Lebensweg des Pianisten und Klavierlehrers Richard Wittkowsky und den seiner beiden Kinder, die als Juden in der NS-Zeit litten und starben.

Richard Wittkowskys Geburtsstadt Neutomichel (heute Nowy Tomyśl) in der einst preußischen Provinz Posen wurde nach dem Ersten Weltkrieg polnisch. Wann und warum er sie verließ, konnte ebenso wenig geklärt werden, wie das Datum seiner standesamtlichen Trauung mit Emmi Stein, einer evangelisch-lutherischen Christin. 1928 trat Richard Wittkowsky der Hamburger Jüdischen Gemeinde bei, während seine Frau ihrem Glauben treu blieb. In der Weltstadt Hamburg erblickte zunächst ihre gemeinsame Tochter Gerda das Licht der Welt, bevor ihr Bruder Heinz drei Jahre später geboren wurde. Zu dieser Zeit wohnte die Familie bereits in Harburg, anfangs im ersten Stock eines Hauses in der Marienstraße 38, danach in einer Wohnung in der Karlstraße 1 (heute: Kroosweg).

Der umfassende Umbau von Staat und Gesellschaft veränderte nach 1933 auch das gesamte Kulturleben. Künstler, die nicht in die neu gebildete Reichskulturkammer aufgenommen wurden, weil sie Juden waren, erhielten automatisch Berufsverbot. Durch diese Neuregelung verlor auch Richard Wittkowsky die Grundlage seiner beruflichen Tätigkeit. Als er 1934 mit seiner Familie nach Hamburg zurückzog und wieder Mitglied der dortigen Jüdischen Gemeinde wurde, war er von der Zahlung der Kultussteuer befreit, weil er erwerbslos war.

Er bezog fortan Wohlfahrtsunterstützung. Als jüdischer Musiker durfte er in der deutschen Öffentlichkeit nicht mehr auftreten, sondern musste im Jüdischen Kulturbund arbeiten. Dessen Mitglieder durften jedoch nur Werke jüdischer Komponisten und nur vor einem jüdischen Publikum spielen. Die staatliche Zensur im Bereich der Programmgestaltung, die sinkenden Besucherzahlen angesichts der verstärkten Auswanderung und die wachsende Verarmung der Zurückgebliebenen erschwerten die Arbeit des Jüdischen Kulturbundes in zunehmendem Maße.

Die Situation der Familie Wittkowsky wurde noch schwieriger, als sich die Eltern trennten und scheiden ließen. Die Gründe sind uns nicht bekannt. Die Nationalsozialisten setzten sowohl die jüdischen als auch die nichtjüdischen Partner solcher „Rassenmischehen“ stark unter Druck. Bei den einen verstärkten sie das Gefühl, die „nichtarischen“ Mitglieder der Familie ins Unglück gestürzt zu haben, bei den anderen weckten sie die Hoffnung, bei einem Sinneswandel problemlos in den

Schoß der Volksgemeinschaft zurückkehren zu können. Durch die Scheidung verloren Richard Wittkowsky und die beiden Kinder den letzten Schutz, der sie bisher noch vor den schlimmsten Folgen der nationalsozialistischen Judenpolitik bewahrt hatte. Nach der Auflösung der Ehe blieben die beiden Kinder bei ihrem Vater.

Am 24. Februar 1943 wurden Richard, Heinz und Gerda Wittkowsky zusammen mit 47 anderen Hamburger Jüdinnen und Juden in das Getto Theresienstadt im „Protektorat Böhmen und Mähren“ verschleppt. Den unmenschlichen Lebensbedingungen, die am diesem Ort herrschten, war Richard Wittkowsky wie viele andere alte Menschen immer weniger gewachsen. Im Alter von 55 Jahren schloss er ein Jahr nach seiner Ankunft in Theresienstadt für immer die Augen. Viele Transporte in Richtung Auschwitz ver-

ließen das Getto im Herbst 1944. Unter den 1715 Männern und Frauen, die den Ort mit dem Transport in den Osten am 23. Oktober 1944 verließen und zwei Tage später in Auschwitz eintrafen, befanden sich auch Heinz und Gerda Wittkowsky. Nach der Selektion auf ihre Arbeitsfähigkeit wurden 219 Männer und 215 Frauen als Häftlinge ins Lager übernommen. Die beiden Kinder dürften mit ihren 14 bzw. elf Jahren nicht unter denen gewesen sein, die als noch arbeitsfähig eingeschätzt wurden, sondern unter den anderen, die direkt in die Gaskammern geschickt wurden. Acht Tage später wurde das Morden mit Zyklon B im Lager Auschwitz-Birkenau beendet, und am 25. November 1944 begann die Demontage der Tötungsanlagen, um die Spuren des Massenmords zu verwischen.

*Text: Klaus Möller, aus:
www.stolpersteine-hamburg.de*

Staatsarchiv Hamburg, 522-1, Jüdische Gemeinden, 992b, Kultussteuerkarte der Deutsch-Israelitischen Gemeinde Hamburg. Hamburger jüdische Opfer des Nationalsozialismus. Gedenkbuch, Veröffentlichung aus dem Staatsarchiv Hamburg, Bd. XV, bearbeitet von Jürgen Sielemann unter Mitarbeit von Paul Flamme, Hamburg 1995. Theresienstädter Gedenkbuch. Die Opfer der Judentransporte aus Deutschland nach Theresienstadt

1942-1945. Prag 2000. Yad Vashem, The Central Database of Shoa Victims' Names: www.yadvashem.org. Bezirksamt Harburg [Hrsg.]: Harburger Opfer des Nationalsozialismus, Hamburg. Recherche: Matthias Heyl und Margit Maronde-Heyl. Hamburg 2002. Mathias Heyl: Vielleicht steht die Synagoge noch. Jüdisches Leben in Harburg 1933–1945. Norderstedt 2009, S. 228. Beate Meyer: „Jüdische Mischlinge“

– Rassenpolitik und Verfolgungserfahrung 1933-1945. 2. Aufl. Hamburg 1999, S. 29ff.; Danuta Czech: Kalendarium der Ereignisse im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau 1939–1945, 2. Aufl. Reinbek 1989, S. 332, S. 915ff. Alfred Gottwaldt/ Diana Schulle: Die „Judentransporte“ aus dem Deutschen Reich 1941-1945. Eine kommentierte Chronologie. Wiesbaden 2005, S. 351.

Geschwister-Töllke-Platz

Geschwister-Töllke-Platz, Schnelsen (2022): nach Erika Töllke (1922-2011) und Ilse Töllke (1928-2014), Begründerinnen einer gemeinwohlorientierten Stiftung im Stadtteil Schnelsen und Umgebung.

Die Schwestern [Erika Töllke](#) und [Ilse Töllke](#) gründeten 2007 unter dem Dach der Haspa Hamburg Stiftung die [Erika](#) und [Ilse Töllke](#) Stiftung. Diese hat das Ziel, das Gemeinwohl vorrangig in Schnelsen und den angrenzenden Stadtteilen Niendorf und Eidelstedt dauerhaft zu unterstützen.

Der Vater der beiden Stifterinnen erwarb 1921 in Schnelsen Grundbesitz und betrieb dort Landwirtschaft und eine Gärtnerei, welche auch von der Tochter Ilse weitergeführt wurde. Die Mutter verstarb im Jahr 1936 an Krebs, zu dieser Zeit waren [Erika](#) und [Ilse Töllke](#) 14 beziehungsweise 8 Jahre alt.

Der frühe Tod der Mutter veranlasste die beiden Schwestern, ihr Vermögen in eine Stiftung für das Gemeinwohl in Schnelsen und den angrenzenden Stadtteilen Niendorf und Eidelstedt, einzubringen. Zahlreiche örtliche Projekte wurden seitdem gefördert. Darüber hinaus werden durch die Stiftung die Krebsforschung und Krebsnachsorge unterstützt.

Auf dem Grundstück, auf dem [Erika](#) und [Ilse Töllke](#) in Schnelsen lebten, hat die Stiftung eine neue Immobilie mit 17 seniorengerechten Wohnungen und einer Kindertagesstätte errichtet.

Text aus: Amtlicher Anzeiger vom 18.2.2022, S. 226f.

Glückel-von-Hameln-Straße

Altona-Nord, seit 2016, benannt nach Glückel von Hameln (1646 Hamburg–17.9.1724 Metz), jüdische Kauffrau, gilt als weit über die Grenzen Hamburgs bekannte historische Figur, die als eine der ersten Frauen ihre Autobiographie schrieb; lebte in Altona, denn sie gehörte mit ihren Eltern zu den Aschkenasim unter den Juden, deren Gemeinde 1650–1657 aus Hamburg ausgewiesen nach Altona auswanderte, weil sie dort aufgrund toleranterer Obrigkeit Schutz genossen; es wird hiermit an ein Stück deutsch-jüdischer Geschichte erinnert, in der Altona eine entscheidende Rolle als Zufluchtort spielte

So heißt es im Amtlichen Anzeiger als Begründung für die Straßenbenennung nach **Glückel von Hameln**. Es ist zu hoffen, dass mit dieser Benennung nicht nur ein „Stück deutsch-jüdischer Geschichte erinnert“ wird, „in der Altona eine entscheidende Rolle als Zufluchtort spielte“, sondern dass an Glückel von Hameln auch deshalb erinnert wird, weil sie als Kauffrau bewies, dass auch Frauen in diesem Metier erfolgreich selbstständig fungieren konnten. Denn Frauen wurden, je nach den herrschenden Rechtsnormen, jahrhundertlang daran gehindert, ohne einen Vormund Geschäfte zu betreiben.

Aufgewachsen in Reichtum – ihr Vater Juda Joseph, genannt Loeb Pinkerle war ein Diamantenhändler und Pfandleiher, ihre Mutter Bele Melrich, eine ebenfalls erfolgreiche Unternehmerin – wurde Glückel von Hameln im Alter von 14 Jahren mit dem wenig älteren Chajim Hameln aus Hameln verheiratet.

Vierzehn Mal wurde sie schwanger. Zwei Kinder starben im Kindesalter. Als ihr Mann im

Jahre 1689 starb, begann sie als erste Frau in Deutschland eine Autobiographie zu schreiben, „um mir in den langen Nächten die melancholischen Gedanken damit zu vertreiben“. Die für ihre Kinder verfassten Memoiren schrieb sie bis 1719. „Da jüdischen Frauen bis zur Aufklärung der öffentliche intellektuelle Raum verschlossen war, sind Glückels Erinnerungen, (...) nicht für die Öffentlichkeit bestimmt gewesen. Sie enthielten detaillierte Berichte über historische Ereignisse, geschäftliche, finanzielle und familiäre Angelegenheiten wie Geburten, Krankheiten und Hochzeitsfeiern sowie Geschichten aus der jüdischen weltlichen und Moralliteratur, die Glückel sowohl als gottesfürchtige als auch für ihre Zeit außergewöhnlich gebildete Frau ausweisen.“¹

Glückel von Hameln führte den Gold- und Juwelenhandel ihres verstorbenen Mannes fort, in dem sie auch schon vorher gearbeitet hatte, wobei sie für die Einlösung der Pfänder von Kaufleuten zuständig gewesen war. Nun, als alleinige Geschäftsfrau unternahm sie viele Reisen, begab sich auf Messen nach Leipzig, Berlin, Wien, Amsterdam und Paris und wurde sehr erfolgreich. Auch für ihre Kinder sorgte sie. Sie unterstützte sie zum Beispiel bei Geschäftsgründungen, indem sie mit ihrem guten Namen bürgte.

Durch ihre 1700 geschlossene zweite Ehe mit dem reichen Bankier und Witwer Cerf Isaac Levy Rabbin aus Metz, von dem sie sich ein finanziell sorgloses Leben im Alter erhoffte, geriet sie in bitterste Armut, denn ihr Mann erlitt einen geschäftlichen Zusammenbruch.

1) Elvira Grözinger unter:
<http://www.dasjuedischehamburg.de/inhalt/gl%C3%BCckel-von-hameln>

Glückel von Hameln starb 1724, verarmt, im Haus ihrer Tochter in Metz. Hier im Hause ihrer Tochter hatte Glückel die letzten Teile ihrer Memoiren verfasst.

1910 wurden Glückels Memoiren von Bertha Pappenheim, die Gründerin des Jüdischen Frauenbundes in Deutschlands aus dem Westjiddischen ins Deutsche übersetzt und veröffentlicht.



Bertha Pappenheim im Kostüm der Gliki bas Judah Leib

Goldschmidtpark

*Goldschmidtpark, Bahrenfeld (2021):
Dr. Käthe Goldschmidt (27.9.1905 –
deportiert nach Theresienstadt am 23.6.1943,
befreit am 8.5.1945, gestorben am 10.8.1990
Hamburg), verheiratete Starke-Goldschmidt,
promovierte Theaterwissenschaftlerin,
Schauspielerin und Regisseurin.*

*Der Park hieß vorher Bonne-Park und wurde
wegen Georg Bonnes NS-Belastung umbe-
nannt in Goldschmidtpark. Siehe zur Georg
Bonne im Eintrag zu Sophie-Rahel-Jansen-
Straße*

Käthe Goldschmidt und ihre Schwester Erna wuchsen in Altona als Töchter des Bankiers Iska Goldschmidt und seiner Frau Hulda, geborene Schönberg, auf. Die Familie gehörte zur Oberschicht der jüdischen Altonaer Gemeinde. Sie lebte in Altona-Ottensen in der Ohlendorffsallee 4, der heutigen Susettestraße.

Erna Goldschmidt arbeitete nach einer entsprechenden Ausbildung in der Bank ihres Vaters, der „Firma Louis Goldschmidt“ in Hamburg in der Pelzerstraße 9. Seit April 1927 führte die Jüdische Gemeinde Erna Goldschmidt als Mitglied. Ab 1938 war sie als Mitarbeiterin im Jüdischen Religionsverband Hamburg unter dem Geschäftsführer Max Plaut tätig.

Käthe Goldschmidt, später verheiratete Goldschmidt-Starke, begann 1927 an der Universität Heidelberg das Studium der Germanistik, Philosophie und Kunstgeschichte und setzte es an der Universität München



*Grabstein für Dr. Käthe Starke-Goldschmidt, mit der
Inscript: „Handeln, Helfen, Haltung“;
Quelle: ©kulturkarte.de/schirmer*

fort, erweitert um die Fächer Theater- und Literaturwissenschaften. In der Absicht, die Theaterlaufbahn einzuschlagen, wirkte sie als Schauspielerin und Regisseurin, vor allem bei der Akademischen Spielschar in München, die von Helmut Käutner geleitet wurde. Sie rechnete mit einem Engagement beim Theater. Doch die nationalsozialistische Machtübernahme machte ihre Berufspläne zunichte. 1934 wurde die Spielschar aufgelöst und 1935 wurden alle Jüdinnen und Juden aus der Reichskulturkammer ausgeschlossen.

Am 18. November 1935 bekam Käthe Goldschmidt von ihrem Freund Martin Starke einen Sohn, Pit Goldschmidt. Um sie und ihren unehelichen Sohn vor nationalsozialistischer Verfolgung zu bewahren, erklärte sich ein nichtjüdischer Kommilitone bereit,

sie zu heiraten. Doch der Plan schlug fehl. Die Nürnberger Gesetze vom September 1935 verboten die Eheschließung zwischen jüdischen und nichtjüdischen Partnern. Im November 1936 wurde Käthe Goldschmidt von der Politischen Polizei München wegen „Rassenschande“ verhört und bekam die Auflage, sich von dem vermeintlichen Kindsvater zu trennen.

Sie kehrte nach Hamburg zurück. Ihren Sohn ließ sie getarnt als „arisches“ Waisenkind in der Obhut des katholischen Blauen Kreuzes in München zurück. Bis zum Verbot aller jüdischen Kulturunternehmungen wirkte sie als Dramaturgin beim Theater des Jüdischen Kulturbundes in Hamburg. Ihr Sohn vermutet, dass sie zu ihrem Schutz wie ihre Schwester als Mitarbeiterin bei der Bezirksstelle Hamburg des Jüdischen Religionsverbandes geführt wurde, seines Wissens war sie dort nicht selbst aktiv.

Als Iska Goldschmidt 1938 starb, führten die Witwe Hulda Goldschmidt und ihre Töchter Erna und Käthe das Geschäft in Erbengemeinschaft weiter. Doch der nationalsozialistische Staat plünderte die wohlhabenden Juden aus. Erst musste die Familie eine Judenvermögensabgabe von 4750 Reichsmark zahlen. Dann erfolgte die Liquidation der Bankfirma Louis Goldschmidt. Wie alle Juden hatten auch die Goldschmidts persönliche Wertgegenstände wie Pelzsachen, Fotoapparate, elektrische Geräte abzuliefern, durften keine Haustiere mehr halten, und ihre Konten wurden unter Sicherungsanordnung gestellt und damit gesperrt. Anfang Oktober 1940 erhielten Mutter und Töchter, wie in den Akten des Amtes für

Wiedergutmachung vermerkt, Anweisung, in ein „jüdisches Haus“ zu ziehen. Erst bewohnten die Schwestern zwei Zimmer in der Hindenburgstraße 111, dann nahmen sie die inzwischen schwerkranke Mutter dort in einem Mansardenzimmer zu sich. Am 25. Oktober 1941 fand die erste Deportation Hamburger Juden nach Lodz statt. „Für eventuelle Ausfälle“ hatte die Gestapo eine zusätzliche Liste von 200 Namen aufgestellt, auf der auch Käthe, Erna und Hulda Goldschmidt zum Abtransport vorgesehen waren. Dazu kam es nicht. Einen Monat später starb die Mutter.

Im Zuge der Gettoisierung der Juden wurden die Schwestern im September 1942 zwangsweise in dem eng belegten „Judenhaus“ Beneckestraße 2 einquartiert, das dem Religionsverband Hamburg gehörte. Käthe und Erna Goldschmidt teilten sich im zweiten Stock eine mit einem Wandschirm abgetrennte Korridorecke. Laut Akten des Amtes für Wiedergutmachung standen die Hausbewohner unter besonderem Druck, denn unten im Haus befand sich das Büro der Gestapo.

Ab Sommer 1942 wurden die jüdischen Heime und Anstalten geräumt und Transporte mit den Gebrechlichen und Alten zusammengestellt. Als nicht mehr so viele jüdische Gemeindeangestellte gebraucht wurden, bekamen auch immer mehr Mitarbeiter der Reichsvereinigung der Juden in Deutschland den Deportationsbefehl. Schließlich erhielt die Reichsvereinigung den Befehl zur Auflösung. Käthe Goldschmidt wurde am 10. Juni 1943 auf Anordnung der Gestapo, Staatspolizeileitstelle Hamburg, verhaftet. Ab dem 11. Juni 1943 standen die Bewohner des

Komplexes Beneckestraße 2–6 unter Hausarrest. Die Büros der Gemeinde im Parterre von Nr. 2 waren geschlossen und versiegelt. Nun sollten auch die letzten dreißig besoldeten Mitarbeiter der Hamburger Bezirksstelle zusammen mit über siebzig anderen Juden, die zunächst zurückgestellt worden waren, nach Theresienstadt gebracht werden. Die „Judenhäuser“ Beneckestraße 2, 4 und 6 dienten als Sammelstelle für die sieben Deportationen im Jahre 1943. Am 23. Juni 1943 wurden Erna Goldschmidt aus Haus Nr. 4 und Käthe Goldschmidt aus Haus Nr. 2 abgeholt und nach Theresienstadt deportiert.

In ihren 1975 veröffentlichten Erinnerungen beschreibt Käthe Goldschmidt-Starke die Deportation vom Hannöverschen Bahnhof: „Nein – auf unserem Transport nach Theresienstadt fing niemand an zu schreien. Uns trat auch keiner in den Rücken, wie ich es elf Monate zuvor noch im Hof der Schule an der Sternschanze gesehen hatte [...] Der Chef des Judendezernats der Geheimen Staatspolizei, Staatspolizeileitstelle Hamburg, ‚Herr‘ Göttsche, der uns mit seinem Stab das Abschiedsgeleit gab, zeigte sich mehrere Nuancen undienstlicher als gewöhnlich. Keine Filmkameras surrten, keine umgehängten Photoapparate machten Privataufnahmen von hübschen Helferinnen, von Elendsgestalten auf dem Bahnsteig oder von Tragebahren mit sterbenden Greisen. Es war ja vergleichsweise auch gar nichts los heute. Ein kleiner Transport von 108 Seelen nur. Aber mit diesem kleinen Transport, der die letzten Mitarbeiter der Gemeinde und auch die letzten Betreuten entführte, sahen die Beamten vom Judendezernat ihr Arbeitsgebiet in der Heimat entschwinden und die Front

für sich in gefährliche Nahe rücken. Und das war es, was sie erweichte. [...] Beim Registrieren für die Transportliste herrschte ein ungewöhnlich konzilianter Ton. Keine Schläge, nicht einmal laute Kommandos, niemandem wurde aus Spaß der Kopf unter die Wasserleitung gehalten. Die Sekretärinnen der Gestapo, zwei attraktive Mädchen, reichten uns mit spitzen Fingern unsere Judenkenntkarten zurück, in die sie gestempelt hatten, daß die Inhaber dieses mit dem Heutigen evakuiert seien und hakten uns auf ihrer Liste ab. Solcherart ausgestrichen aus dem Buch der Lebenden wurde uns gegen allen Brauch gestattet, noch einmal in unser Zimmer zurückzukehren und die restliche Wartezeit dort zu verbringen. Diese Galgenfrist nutzten wir, um Notsignale zu geben an Freunde im neutralen Ausland, flüchtige Zeilen, deren Tenor lautete: Ich verlege meinen Wohnsitz heute nach Theresienstadt, Protektorat ... Auf dem abgelegenen Güterbahnhof, dem Hannöverschen, der schon Schauplatz vieler Judentransporte gewesen war, begann für uns das Abenteuer, aus dem noch niemand zurückgekehrt war. [...] Unbarmherzig in der klaren Luft bot sich der Zug der Träger dar, die über den leeren Bahnsteig unsere bettlägerigen Kranken, unsere ältesten und nicht transportfähigen zu den notdürftig als Liegewagen hergerichteten Waggons trugen. Sauber hergerichtet, wie vom Leichenwäscher, ein letztes Mal pfleglich betreut, verschwanden sie hinter den Schiebetüren, entschwanden sie ihren ‚arisch versippten‘ Verwandten, die sie hilflos begleiteten, und waren einem Schicksal ausgeliefert, das ‚Verhungern‘ heißen sollte ... Die Türen wurden zugeschoben. Der Transport war abgefertigt. Wir merkten, daß wir fuhren. – In diesem Augenblick

endete die altherwürdige Tradition der Hochdeutschen Israeliten-Gemeinde zu Altona, und die der hochangesehenen und reichen Deutsch-Israelitischen Gemeinde Hamburg.“ In Theresienstadt bekam Käthe Goldschmidt über den Putzdienst Kontakt zu den „Prominenten“ des Lagers. Später war sie in der Zentralbibliothek beschäftigt. Erna Goldschmidt arbeitete in Theresienstadt im Judenrat des Gettos mit. Am 8. Mai 1945 wurden die Schwestern in Theresienstadt von der Roten Armee befreit. Wegen Fleckfieberquarantäne durften sie das Lager erst am 28. Juli 1945 verlassen und traten den Heimweg nach Hamburg an.

Zurück in Hamburg engagierte sich Erna Goldschmidt für den Wiederaufbau der jüdischen Gemeinde. Auch arbeitete sie für die Jewish Trust Cooperation for Germany und in leitender Funktion für den jüdischen Gemeindefonds Nordwestdeutschland, der die Restbestände jüdischen Eigentums in der britischen Zone übernahm. Sie war in verschiedenen jüdischen Dachorganisationen tätig und engagierte sich ehrenamtlich in nichtjüdischen Organisationen.

Käthe Goldschmidt und ihre Schwester zogen im September 1945 in die Grottenstraße 9 nach Othmarschen. 1947 nahm Käthe Goldschmidt ihren Sohn Pit aus München wieder zu sich. Ihre Promotion als Theaterwissen-

schaftlerin konnte sie 1948 in München abschließen. Ende der 40er Jahre heiratete sie Martin Starke, den Vater ihres Sohnes, der das KZ Auschwitz überlebt hatte. 1975 veröffentlichte sie ihre Erinnerungen an das Getto Theresienstadt unter dem einem Propagandafilm der Nazis entliehenen Titel: „Der Führer schenkt den Juden eine Stadt.“

Sie hatte eine Sammlung von Zeichnungen und Dokumenten aus Theresienstadt nach Hamburg mitgebracht – ein von der jüdischen Selbstverwaltung des Gettos Ende 1943 zusammengestelltes Album mit Biografien und Fotos von dort internierten jüdischen Prominenten, außerdem 62 Aquarelle und Zeichnungen von zwanzig professionellen und Laienkünstlern sowie den Rechenschaftsbericht der Gettozentralbücherei bis November 1943. Dieses so genannte Theresienstadt-Konvolut wurde 2002 in einer Ausstellung des Altonaer Museums gezeigt.

Erna Goldschmidt starb am 8. Mai 1977. Käthe Goldschmidt-Starke lebte noch bis zum 10. August 1990 in Hamburg, ihr Ehemann war schon 1957 verstorben.

Käthe Goldschmidt-Starkes Grab befindet sich auf dem Jüdischen Friedhof Bornkampsweg, Grablage: zwei Meter neben dem Grab von Pius Warburg (IGrab 902).

Text: Birgit Gewehr

Quellen: 1; Gabriela Fenyes, Goldschmidt, Erna, und Starke, Käthe, in: Das jüdische Hamburg, hg. vom Institut für die Geschichte der deutschen Juden, Göttingen 2006; AfW, Akte 221299, Starke, Käthe; StaHH 5221-Jüdische Gemeinden, 992e 2, Band 1, Deportati-

onsliste Lodz 25.10.1941; Käthe Starke, Der Führer schenkt den Juden eine Stadt. Bilder, Impressionen, Reportagen, Dokumente, Berlin 1975; Beate Meyer (Hg.), Die Verfolgung und Ermordung der Hamburger Juden 1933 bis 1945. Geschichte. Zeugnis. Erinnerung, hg. v.

Landeszentrale für Politische Bildung, Hamburg 2006; Eine verschwundene Welt. Jüdisches Leben am Grindel, hg. v. Ursula Wamser und Wilfried Weinke, Springe 2006; Gespräch mit Pit Goldschmidt, 7.10.2007

Gropiusring

Steilshoop (1972), Prof. Walter Gropius (1883–1969), Architekt. 2019 wurde diese Straße auch nach der ebenso bedeutenden Ehefrau mitbenannt. Die Straße heißt nun: nach Prof. Walter G. (1883–1969), Architekt, Begründer der Hochschule „Bauhaus“ und dessen Ehefrau Ise G., geb. Frank (1897–1983), Schriftstellerin, Lektorin und Herausgeberin

Walter Gropius, der Gründer des Bauhaus in Weimar, verkündete 1919, als er in Weimar das Staatliche Bauhaus eröffnete: „Als Lehrling aufgenommen wird jede unbescholtene Person ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht, deren Begabung und Vorbildung vom Meisterrat als ausreichend erachtet wird.“¹ Das war damals eine sehr fortschrittliche emanzipierte Einstellung, hatten Frauen bis ins 19. Jahrhundert – mit wenigen Ausnahmen – doch keinen Zugang zu Kunstakademien gehabt.

Für das Sommersemester 1919 schrieben sich 84 weibliche und 79 männliche Studierende am Bauhaus ein. Gropius betonte in seiner Ansprache zur Eröffnung: „Keine Unterschiede zwischen dem schönen und starken Geschlecht. Absolute Gleichberechtigung, aber auch absolute gleiche Pflichten in der Arbeit aller Handwerker.“²

Doch schon bald fürchtete Gropius um die Vormachtstellung der Männer in der Bauhauskunst. Nach außen hin gab er seine Befürchtung kund, die große Anzahl der Studentinnen könnten dem Ansehen der Bauhausschule schaden und forderte daher eine „scharfe Aussonderung gleich nach der Aufnahme, vor al-

lem bei dem der Zahl nach zu stark vertretenen weiblichen Geschlecht“³.

1910 hatte Walter Gropius Alma Mahler kennengelernt. Sie begannen eine Liebesaffäre, die dazu führte, dass Alma Mahlers Ehemann, Gustav Mahler, den Psychoanalytiker Sigmund Freud kontaktierte.

Aus dieser Affäre wurde eine Ehe: 1915, vier Jahre nach Gustav Mahlers Tod, heirateten Walter Gropius und Alma Mahler. 1920 wurde diese Ehe geschieden. Aus ihr ging die Tochter Alma Manon hervor (1916–1935), die an Kinderlähmung starb.

1923 lernte Gropius in Hannover bei einem seiner Vorträge die Lektorin und Schriftstellerin **Ise Frank** (1.3.1897 Wiesbaden–9.6.1983 Lexington) kennen. Im selben Jahr heiratete das Paar. Nach einer Tot/Fehlgeburt blieb das Ehepaar kinderlos. Ise Frank, die von ihrem Mann liebevoll „Frau Bauhaus“ genannt wurde, verschrieb sich der Bauhaus-Idee, als Autorin, Herausgeberin und Organisatorin. Sie selbst formulierte einmal in einem Interview: „Die Bauhaus-Idee wurde zu meinem zweiten Ich. Wenn man einmal davon infiziert war, hatte es Auswirkung auf jeden Aspekt des Lebens.“⁴

„Neben organisatorischen Aufgaben bringt sich Ise Gropius teilweise auch gestalterisch mit ein. So entwirft sie unter architektonischen Korrekturen ihres Mannes das Dessauer Meisterhaus und Gegenstände für die Küche, da es moderne Küchen in Deutschland noch nicht gab. Ihre eigentliche Aufgabe am Bauhaus und später in Berlin, England und Ame-

1) Zit. nach: Volker Wahl: Das Staatliche Bauhaus in Weimar. Dokumente zur Geschichte des Instituts 1919–1926. Köln, Weimar, Wien 2009, S. 117.

2) Gropius, Walter: Eröffnungsrede

1919, in: Bauhaus-Archiv Berlin, Mappe 7/10.

3) Meisterratsprotokoll, Bauhaus-Archiv Berlin, zit. nach: Künstlerinnen der Moderne: Magda Langenstraß-Uhlig und ihre Zeit. Hrsg. im Auftrag

der Landeshauptstadt Potsdam. Der Oberbürgermeister. Potsdam Museum – Forum für Kunst und Geschichte Jutta Götzmann und Anna Havemann. Potsdam 2015, S. 41, Fußnote 10.

4) Zit. nach: Jana Revedin: Jeder

rika ist aber schriftstellerischer Natur. Walter Gropius ist von ihren literarischen Ambitionen und Fähigkeiten sehr angetan. Neben dem für ihn lästigen Briefeschreiben übernimmt sie schon früh die Formulierung seiner Artikel und Vorträge. Auf Basis gemeinsam entworfener Rohtexte versendet Ise Gropius die Texte ‚immer neu auffrisiert‘ für die ‚Artikelfabrik‘, wie sie es in ihrem Tagebuch nennt.

Auch nach ihrer Zeit am Bauhaus wird sie diese Aufgabe für Walter Gropius in Berlin, England und Amerika erfüllen. In Berlin genügt endlich der Freiraum, um eine eigene Karriere als Autorin aufzubauen. Inspiriert von Reisen und eigenen Interessen schreibt Ise Gropius eine Vielzahl von Beiträgen, die sie an Verlage verkauft. Dazu gehören unter anderem ‚Weltreise am Grammophon‘ (DAZ, Ende 1934), ‚Engländer zu Hause‘ (Beyers für alle, 1933/34), ‚Die Gebrauchswohnung‘ (K. Thiemanns Verlag, Okt. 1929), ‚Hausfrau, Dackel und andere Weltbürger‘ (DAZ, 17.4.34) oder ‚Wie sieht die New Yorkerin aus?‘ (Die Dame, Nov. 1928).

Nach ihrer Emigration erst nach London (1934 bis 1937) [gemeinsam mit Gropius] und schließlich nach Amerika, nimmt ihr kurzer Erfolg ein jähes Ende. Nachdem sie den Artikel ‚Grandma was a Career Girl‘ dem ‚Atlantic Monthly‘ anbietet, bekommt sie eine prompte Absage mit der Begründung, man wolle die ‚fürchterliche Vorstellung‘ arbeitender Frauen, die Ise Gropius in ihrem Beitrag bespricht und letztlich als Autorin dieses Ideal auch selbst vertritt, nicht unterstützen oder gar begüns-

tigen. Sie beschließt es dabei zu belassen und wird sich von nun an auf das Lektorat von Walter Gropius‘ Texten konzentrieren – Beiträge unter seinem Namen verkaufen sich problemlos. Als Trostpflaster widmet Gropius ihr seine Bücher.

Erst im Katalog ‚Bauhaus 1919–1928‘ von 1938, der begleitend zur Bauhaus-Ausstellung im Museum of Modern Art erscheint, wird Ise Gropius als Autorin und Herausgeberin gemeinsam mit Walter Gropius und Herbert Bayer [mit dem sie zwischen 1930 bis zu ihrer Emigration nach London ein Liebesverhältnis hatte] genannt und erzielt so eine öffentliche Anerkennung für ihre Arbeit. Zeitlebens wird Ise Gropius als ‚Frau eines großen Mannes‘ wahrgenommen. Doch wurde sein Lebenswerk – auch nach seinem Tod – nicht unwesentlich von der Frau im Hintergrund vorangetrieben.“⁵

hier nennt mich Frau Bauhaus. Das Leben der Ise Frank. Köln 2018.

5) <http://bauhaus-online.de/atlas/personen/ise-gropius>

Helga-Feddersen-Twiete

Altona-Nord, seit 2016, benannt nach Helga Feddersen (14.3.1930 Hamburg–24.11.1990 Hamburg), Schauspielerin, Autorin, Sängerin und Synchronsprecherin; gründete 1983 das „Theater am Holstenwall“; die Volksschauspielerin war auf die Rolle der naiven, liebenswerten „Ulknudel“ abonniert

Bis zu ihrem Tod im Jahre 1990 lebte **Helga Feddersen**, Tochter eines Kaufmanns für Seemannsausrüstungen, im zweiten Stock des am Ende des 17. Jahrhunderts erbauten Bürgerhauses Deichstraße 39, dessen Fassade noch heute die originale Blumen- und Früchtegirlande schmückt. Im Hausinneren ist eine bemalte Decke erhalten.

Vor allem durch Blödel-Songs wie „Die Wanne ist voll“ mit Didi Hallervorden erlangte Helga Feddersen allgemeine Berühmtheit. Aber darüber hinaus war die „Ulknudel der Nation“ eine vielseitig begabte Schauspielerin und starke Frau, die seit ihrem 25-sten Lebensjahr mit der Krankheit kämpfte, die 1955 eine Tumoroperation an der Ohrspeicheldrüse notwendig machte und zu einer Entstellung ihres Gesichts führte.

Nach dem Studium an der Schauspielschule Hamburg bei Eduard Marks hatte sie ihr Debüt 1949 in dem Drama „Ostern“ von August Strindberg bei Helmuth Gmelin am Theater im Zimmer. Über Engagements an den Hamburger Kammerspielen und am Musiktheater Gelsenkirchen kam sie dann auch zum Norddeutschen Rundfunk, wo sie Funk-, Film- und Fernsehrollen übernahm. Sie trat in der satirischen Sendung „Abramakabra“ auf, moderierte mit Frank Zander von 1977 bis 1980 die „Plattenküche“

und spielte die zweite Ehefrau von „Ekel Alfred“ (Tetzlaf).

Ihr erster Mann, der frühere NDR-Dramaturg Götz Kozuszek (gestorben 1985), mit dem sie seit 1962 verheiratet gewesen war, soll ihr Schreibtalent entdeckt haben. Helga Feddersen schrieb Drehbücher für Fernsehfilme wie „Spaaks in Neugrönland“, „Kapitän Harmsen“, „Helga und die Nordlichter“ oder „Vier Stunden vor Elbe I“.

Seit 1966 hatte sie ein Engagement am Hamburger Schauspielhaus. Sie war auch als Synchronsprecherin tätig, so für den gesellschaftskritischen dänischen Film „Ditte – ein Menschenkind“ (1950) nach dem Roman von Martin Andersen Nexø.



Helga Feddersen

1983 gründete sie mit ihrem Lebensgefährten Olli Meier das Theater am Holstenwall, das jedoch 1989 wieder schließen musste. Die Bühne lebte von ihrer Hauptdarstellerin Helga Feddersen. Als diese auf Grund ihrer Krankheit pausieren musste, blieb das Publikum aus. Wegen einer Kiefervereiterung wurden Helga Feddersen alle Zähne gezogen. Das trieb sie in eine Medi-

kamenten- und Magersucht. Sie wog schließlich nur noch 32 Kilogramm.

Ein Jahr nach dem Konkurs ihres Theaters löste Helga Feddersen ihren Hamburger Haushalt auf und zog auf die Insel Föhr. In der Nacht vom 24. zum 25. November 1990 starb sie in einem Hamburger Krankenhaus an Leberkrebs. Einen Tag zuvor hatte sie noch ihren Lebensgefährten Olli Maier (gest. 2011) geheiratet. Sie wurde auf dem Steigfriedhof in Stuttgart-Bad Cannstatt, der Heimatstadt ihres Mannes, bestattet.

Hella-Beer-Weg

Neugraben-Fischbek, seit 2020, benannt nach Hella B. (16.9.1923 Harburg – deportiert aus dem Durchgangslager Mechelen (Belgien) nach Auschwitz am 19.4.1943), Tochter des Inhabers des Kaufhauses Stapelfeld in Harburg. Sie floh als Jüdin 1943 mit ihrer Familie nach Belgien und wurde von dort aus dem Sammellager Mechelen/Malines ins Konzentrationslager Auschwitz deportiert. Sie wurde zum 31.12.1945 für tot erklärt.

Stolperstein vor dem Wohnhaus
Julius-Ludowieg-Straße 48

„Das war das erste Mal, dass ich meinen Vater weinen sah,“ erinnerte sich Julius Beer 1989 an jenen Augenblick im Jahre 1935, als sein jüdischer Vater aus dem Harburger Rathaus herauskam, nachdem er dort seine militärischen Orden aus dem Ersten Weltkrieg nach Aufforderung wieder zurückgegeben hatte. Julius' Vater Robert Beer war zu Beginn des 20. Jahrhunderts als Kind mit seinen Eltern aus Galizien nach Wien gelangt und hatte von 1914 bis 1918 in den Reihen der Innsbrucker Kaiserschützen für die österreichischen Fahnen gekämpft. Im Sommer 1918 war er schwer verwundet in italienische Gefangenschaft geraten.

Nach der Entlassung verließ er seine österreichische Heimat. Die nächste Station auf dem Lebensweg war Harburg, wo er bald seiner späteren Frau Salka Stapelfeld begegnete. Sie war Mitinhaberin des „Manufakturwaren- und Möbelgeschäfts Josef Stapelfeld“ in der Lindenstraße 50 (heute: Julius-Ludo-

wieg-Straße), das sie nach dem frühen Tod ihres jüdischen Vaters im Jahre 1915 mit ihren drei Geschwistern geerbt hatte. Als ihre Schwester Rosa und ihr Bruder Siegmund Stapelfeld als Mitinhaber der Firma ausschieden, traten Robert Beer und sein Schwager David Linden die Nachfolge an. Im Jahre 1928 erhielt der Zuwanderer Robert Beer die deutsche Staatsbürgerschaft.

Am 16.6.1922 freuten Robert und Salka Beer sich über die Geburt ihres Sohne Julius. Ein Jahr später folgte seine Schwester Hella. Die Familie wohnte in der Lindenstraße 48, d. h. direkt neben dem Manufakturwaren- und Möbelgeschäft.

Die beiden Geschwister verlebten eine glückliche Kindheit in Harburg. Julius Beer besuchte das Stresemann-Realgymnasium (heute: Friedrich-Ebert-Gymnasium) am alten Postweg und seine Schwester Hella die Mädchen-Mittelschule in der Eißendorfer Straße. Diese schönen Erinnerungen konnten auch nicht durch die leidvollen Geschehnisse, die die Familie später erschütterten, ausgelöscht werden. Als Julius Beer im Herbst 1991 noch einmal als Besucher in die Stadt zurückkehrte, die er 52 Jahre vorher tief verletzt und höchst verbittert verlassen hatte, bekannte er: „You can get a man out of Harburg, but you can't get Harburg out of a man.“

Der 30. Januar 1933 wurde zu einem Wendepunkt im Leben der Familie Beer. Bereits zwei Monate später war auch das Kaufhaus „Geschwister Stapelfeld“ am 1. April 1933 von dem reichsweiten Boykott betroffen, zu dem die NSDAP aufgerufen hatte. Hatte Robert Beer schon die Rückga-

be aller Kriegsauszeichnungen als eine tiefe Erniedrigung empfunden, so galt das umso mehr, als ihm am 9. Mai 1935 die deutsche Staatsbürgerschaft wieder aberkannt wurde. Alle Mitglieder der Familie galten danach als staatenlos.

Nachdem Julius Beer schon auf der Schule unter antisemitischen Anfeindungen gelitten hatte, erfuhr er schockiert, dass er in Hamburg wegen seiner jüdischen Herkunft nicht zum Ingenieurstudium zugelassen wurde. Seine Schwester Hella begann nach ihrem Schulabschluss eine Lehre als Schneiderin und Modezeichnerin.

Zunächst hatten Salka und Robert Beer noch keinen nennenswerten Rückgang ihrer geschäftlichen Einnahmen zu verzeichnen; doch am Ende des Jahres 1935 mussten sie feststellen, dass sich das Blatt gewendet hatte. Viele ehemalige Kunden hatten sich anders orientiert. Der schwärzeste Tag ihres Berufslebens war für Salka und Robert Beer unbestritten der 10. November 1938, als die Harburger NSDAP das nachholte, was sich an vielen anderen Orten schon einen Tag zuvor abgespielt hatte. An die Geschehnisse jenes Abends erinnert Julius Beer sich voller Schmerz: „Am 9. [10.] November 1938 tobte sich der Mob in dem Geschäft meiner Mutter aus. ... Der größte Teil der Ware [wurde] zerschlagen und zerschnitten ... und [anschließend] auf die Straße geschleppt und dort entweder geraubt oder von der Menge zertrampelt. ... Die vier großen Ladenfenster [wurden] vollständig zertrümmert. Auch die Theken und Kassen [wurden] in der Pogromnacht schwer beschädigt. „Die „Verord-

nung zur Ausschaltung der Juden aus dem deutschen Wirtschaftsleben“ besiegelte das endgültige Aus des Kaufhauses Stapelfeld in Harburg. Ein Treuhänder übernahm die Aufgabe, das Geschäft in „arischen“ Besitz zu überführen.

Als die Lage immer hoffnungsloser wurde, erkannten Robert und Salka Beer, dass sie sich von dem, was sie besaßen und lieb gewonnen hatten, unverzüglich trennen und Deutschland auf schnellstem Wege verlassen mussten, um sich in Sicherheit zu bringen. Sie setzten alle Hebel in Bewegung, um in die USA auszuwandern. Sie hatten bereits eine Speditionsfirma mit der Verladung ihres Umzugsgutes beauftragt, als der Zweite Weltkrieg begann und sie vor neue Probleme stellte.

Robert Beer und sein Sohn befürchteten das Schlimmste und flohen über die grüne Grenze in das neutrale Belgien. Salka Beer und ihre Tochter versuchten in den folgenden Monaten, ihnen auf legalem Wege zu folgen. Sie beantragten eine neue Auswanderungsgenehmigung, deren Bearbeitung jedoch wieder lange auf sich warten ließ. Am 7. Mai 1940 meldete die zuständige Dienststelle der Gestapo, dass die beiden Harburgerinnen ihren Wohnsitz nach Antwerpen verlegt hatten.

Nach der Besetzung Belgiens durch die deutsche Wehrmacht wurden die geflohenen Emigranten wieder zu Gejagten. Weder Robert und Salka Beer noch ihre Kinder Julius und Hella erhielten eine Arbeitserlaubnis. Unter diesen Umständen verarmten sie zusehends, auch wenn sie hier und da Hilfe fanden. Abermals erlebten sie, wie die Rech-

te und Lebensbedingungen der Juden von der deutschen Militärverwaltung durch anti-jüdische Verordnungen Schritt für Schritt eingeschränkt wurden. Im Oktober 1940 mussten sich alle jüdischen Bewohnerinnen und Bewohner des Landes registrieren lassen, ein Jahr später durften sie nur noch in vorgeschriebenen Orten wohnen. Im Mai 1942 wurde auch in Belgien die Kennzeichnungspflicht für alle jüdischen Männer, Frauen und Kinder eingeführt, und bald danach wurden alle, die arbeitslos waren, in Lager eingewiesen und zur Zwangsarbeit für die Organisation Todt verpflichtet.

Am 3. Februar 1943 betraten Robert, Salka und Hella Beer das große belgische Sammellager Mechelen (Malines) zwischen Antwerpen und Brüssel. Von dort wurden sie am 19. April 1943 mit 1628 Schicksalsgefähr-

ten nach Auschwitz deportiert. Sie gehörten nicht zu den 233 Deportierten, denen auf der dreitägigen Fahrt in das Vernichtungslager die Flucht aus dem Zug gelang. Nach der Ankunft des „Todeszuges“ wurden 879 Menschen sofort in die Gaskammern geschickt.

Julius Beer war bereits am 31. Oktober 1942 mit 1936 anderen Personen nach Auschwitz transportiert und dort mit 776 Leidensgenossen in das Lager aufgenommen worden, um als Häftling Nr. 72316 Zwangsarbeit zu leisten. Er gehörte nach dem Zweiten Weltkrieg zu den 85 Überlebenden dieses Transports. Nach der Befreiung wartete er vergeblich auf seine Eltern und seine Schwester. Am 4. Februar 1952 wurden sie vom Amtsgericht Hamburg-Harburg auf den 31. Dezember 1945 für tot erklärt.

*Text: Klaus Möller, aus:
www.stolpersteine-hamburg.de*

Quellen: Staatsarchiv Hamburg, 522-1, Jüdische Gemeinden, 992b, Kultussteuerkarte der Deutsch-Israelitischen Gemeinde Hamburg. Staatsarchiv Hamburg, 314-15, Akten des Oberfinanzpräsidenten (OFP 314-15, F 105, R 1939/2869, V 206). Hamburger jüdische Opfer des Nationalsozialismus. Gedenkbuch, Veröffentlichung aus dem Staatsarchiv Hamburg, Bd. XV, bearbeitet von Jürgen Sielemann unter Mitarbeit von Paul Flamme, Hamburg 1995. Gedenkbuch. Opfer der Verfolgung der Juden unter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft in Deutschland 1933-1945, Bd. I-IV, herausgegeben vom Bundesarchiv Koblenz, Koblenz 2006.

Yad Vashem. The Central Database of Shoa Victims' Names: www.yadvashem.org. Bezirksamt Harburg [Hrsg.]: Harburger Opfer des Nationalsozialismus, Hamburg. Recherche: Matthias Heyl und Margit Maronde-Heyl. Hamburg 2002. Staatsarchiv Hamburg (StaH), 351-11, Amt für Widergutmachung (AfW), Abl. 2008/1, 101196, 241294, 160622, 160923; StaH, 430-5 Dienststelle Harburg, 1810-08, 430-74 Polizeipräsidium Harburg-Wilhelmsburg II, 60, 40. StaH, 430-5 Dienststelle Harburg, Ausschaltung jüdischer Geschäfte und Konsumvereine, 1810-08, Bl. 89ff. Matthias Heyl: „Vielleicht steht die Synagoge noch!“ Jüdisches Leben

in Harburg 1933-45. Norderstedt 2009, S. 61.; Jürgen Ellermeyer, Matthias Heyl, Günter Heymann: Schalom Harburg! Nicht nur ein Besuch. Jüdische ehemalige Harburgerinnen und Harburger in ihrer alten Heimatstadt. Hamburg-Harburg 1992, S. 51ff. Eberhard Kändler, Gil Hüttenmeister: Der jüdische Friedhof Harburg. Hamburg 2004, S. 184. Marion Schreiber: Stille Rebellen. Der Überfall auf den 20. Deportationszug nach Auschwitz. Berlin 2001, S. 64ff. Serge Klarsfeld, Maxime Steinberg: Le mémorial de la deportation des Juifs de Belgique. New York 1982.

Henny-Hansen-Weg

Neugraben-Fischbek, seit 2020, benannt nach Henny H., geb. Daltrop (3.1.1889 Harburg – deportiert am 18.11.1941 nach Minsk, 31.12.1945 für tot erklärt), Krankenschwester. Sie wurde als Jüdin 1941 aus Hamburg ins Getto Minsk deportiert. Sie wurde zum 31.12.1945 für tot erklärt.
Stolperstein vor dem Wohnhaus Lüneburger Straße 35 (Harburg)

Im Unterschied zu ihrem älteren Bruder Theodor kam Henny Daltrop in Harburg und nicht in Gütersloh zur Welt, da ihre jüdischen Eltern Josef (17.3.1847– 4.9.1934) und Rosa (Rosalie) Daltrop, geb. Galitzien (15.11.1850– 15.3.1931) inzwischen ihren Wohnsitz vom Teutoburger Wald an die Elbe verlegt hatten. Hier betrieb ihr Vater im Großen Schippsee 34 eine florierende Druckerei, die auch Papierwaren und Schreibmaschinen verkaufte.

Außerdem spielte er in verschiedenen Funktionen eine führende Rolle in der Harburger Synagogengemeinde. 50 Jahre lang gehörte er dem Repräsentantenkollegium an, über 30 Jahre stand er der Chawra Kadischa (Beerdigungsbrüderschaft) vor und fast zwei Jahrzehnte bekleidete er das Amt des Kultusvorstehers. Wie kein anderer bemühte er sich in diesen Jahren mit ganzer Kraft um ein Höchstmaß an innergemeindlicher Kontinuität und um die Anpassung der religiösen und kulturellen Minderheit an ihre nichtjüdische Umwelt.

Wie weit die Gemeinde von diesem Ziel trotz aller Fortschritte noch entfernt war, dürfte er bei der Verlobung seiner Tochter Henny

mit dem nichtjüdischen Arzt Adolf Hansen am 19. September 1919 gespürt haben. Der zukünftigen Schwiegermutter seiner Tochter war „der Gedanke, in ihrer [Familie] eine Jüdin begrüßen zu müssen, wenig sympathisch“, wofür andere Verwandten viel Verständnis zeigten.

Die Hochzeit fand trotz dieser familiären Bedenken statt. Dass die Ehe nicht lange währte, hatte andere Gründe. Adolf Hansen war schon vor seiner Heirat für „allerlei Extravaganzen“ bekannt. Ihm ging der Ruf voraus, „als Kommunist ein Verfechter der freien Liebe zu sein“, was sich offenbar nach seiner Heirat nicht änderte. Die Beziehung der Ehepartner litt unter diesen Eskapaden. Die kinderlose Ehe wurde nach einigen Jahren geschieden.

1929 wurde Henny Hansen Mitglied der Hamburger Jüdischen Gemeinde. Aus deren Unterlagen geht hervor, dass sie in der Hansestadt in den folgenden Jahren oft – sicherlich nicht immer freiwillig – ihren Wohnsitz wechselte. 1929 wohnte sie in der Farmseener Straße 4, danach am Leinpfad 25, dann in der Hochallee 76, 1935 in der Görnerstraße 45, 1936 in der Isestraße 141, 1937 in der Eckernförder Straße 4 und zum Schluss in der Johnsallee 68. Dies war der neue Standort des Israelitischen Krankenhauses, in dem Henny Hansen zu der Zeit als Krankenschwester arbeitete. Das ursprüngliche Haus an der Eckernförder Straße im Stadtteil St. Pauli war 1939 von der Stadt Hamburg beschlagnahmt und in ein Kriegslazarett umgewandelt worden. Das verkleinerte jüdische Krankenhaus fand in den Räumen der frühe-

ren Calmannschen Privatklinik in der Johnsallee unter erheblichen Einschränkungen eine neue Bleibe.

Henny Hansen gehörte im Herbst 1941 zu den 407 Hamburger Jüdinnen und Juden, die am 18. November die Hansestadt vom Hannoverschen Bahnhof am Lohseplatz in Richtung Minsk in Weißrussland verließen. Als sie den Deportationsbefehl erhielt, dürften die schlimmen Befürchtungen bei ihr konkreter gewesen sein als bei manch anderer Transportteilnehmerin. Sie hatte bereits erfahren, dass ihr Neffe Fritz Daltrop im September 1940 von Langenhorn nach Brandenburg verlegt worden und kurz danach urplötzlich verstorben war. Ferner war ihr bekannt, dass ihre Schwägerin Thekla Daltrop, die Witwe ihres Bruders Hermann, sich kurz vorher – am Vorabend ihrer Deportation nach Łódź – das Leben genommen hatte, und dass ihr Bruder Theodor und seine Frau Else sich seit ihrem Abtransport in den Osten, der fast vier Wochen zurücklag, nicht mehr gemeldet hatten.

Die Fahrt nach Minsk dauerte insgesamt fünf Tage. Die weißrussische Hauptstadt war bereits kurz nach dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion erobert worden. Zu der Zeit

lebten etwa 90000 jüdische Menschen in der Stadt. Sie wurden in einem Getto zusammengepfercht, von dem ein Sonderbereich für reichsdeutsche Juden abgetrennt wurde. Vor der Ankunft des zweiten Hamburger Transports waren ca. 19000 einheimische Jüdinnen und Juden von der SS ermordet worden, um „Platz“ für die Neuankömmlinge zu schaffen. Die nahe gelegene Vernichtungsstätte Malyj Trostinez wurde zum Todesort für tausende Gettobewohner.

Zunächst wurden die Männer, Frauen und Kinder aus Hamburg und Bremen in die frei gewordenen Quartiere eingewiesen. Sie arbeiteten in den nächsten Wochen und Monaten für die Wehrmacht, die SS oder die Organisation Todt, die mit der Errichtung kriegswichtiger Bauten befasst war. Viele der verschleppten Menschen starben in den ersten eineinhalb Jahren an Hunger, Kälte und Infektionskrankheiten. Die anderen wurden fast alle bei einer großen „Aktion“ am 8. Mai 1943 erschossen oder mit Gas ermordet. Nur wenige Personen, die im November 1941 von Hamburg nach Minsk deportiert worden waren, überlebten diese Hölle. Henny Hansen gehörte nicht zu ihnen.

*Text: Klaus Möller, aus:
www.stolpersteine-hamburg.de*

Quellen: Staatsarchiv Hamburg, 522-1, Jüdische Gemeinden, 992b, Kultussteuerkarte der Deutsch-Israelitischen Gemeinde Hamburg. Hamburger jüdische Opfer des Nationalsozialismus. Gedenkbuch, Veröffentlichung aus dem Staatsarchiv Hamburg, Bd. XV, bearbeitet von Jürgen Sielemann unter Mitarbeit von Paul Flamme, Hamburg 1995. Gedenkbuch. Opfer der Verfolgung der Juden unter der nationalso-

zialistischen Gewaltherrschaft in Deutschland 1933-1945, Bd. I-IV, herausgegeben vom Bundesarchiv Koblenz. Koblenz 2006. Yad Vashem. The Central Database of Shoa Victims' Names: www.yadvashem.org. Bezirksamt Harburg [Hrsg.]: Harburger Opfer des Nationalsozialismus, Hamburg. Recherche: Matthias Heyl und Margit Maronde-Heyl. Hamburg 2002. Matthias Heyl: „Vielleicht steht die

Synagoge noch!“ Jüdisches Leben in Harburg 1933-45. Norderstedt 2009. Alfred Gottwaldt, Diana Schulle: Die „Judendeportationen“ aus dem Deutschen Reich 1941-1945. Eine kommentierte Chronologie. Wiesbaden 2005, S. 90. Schriftliche Mitteilung Johanna Buchholz vom 10.4.2006. <http://www1.uni-hamburg.de/rz3a035/johnsallee3.html> (eingesehen am 6.11.2009).

Herbert-und-Greta-Wehner-Platz

Herbert-und-Greta-Wehner-Platz, Harburg (2022): Im Jahr 2000 war der Platz nur nach Herbert Wehner (11.7.1906 Dresden – 19.1.1990 Bonn) benannt worden. 2022 erhielt er eine Ergänzung um Greta Wehner, geb. Burmester (1924-2017).

Herbert Richard Wehner war von 1966 bis 1969 Bundesminister für gesamtdeutsche Fragen, und von 1969 bis 1983 Vorsitzender der SPD-Bundestagsfraktion. In der NS-Zeit beteiligte sich Herbert Wehner am kommunistischen Widerstand gegen das NS-Regime. [Greta Wehner](#), geb. Burmester (31.10.1924 Harxbüttel – 23.12.2017 Dresden) war Krankenschwester und sozial wie politisch engagiert.

In Wikipedia steht über die Kindheit von [Greta Burmester](#): Sie „wurde als Tochter des Schiffszimmermanns und kommunistischen Widerstandskämpfers Carl Burmester und seiner Ehefrau Charlotte, geborene Clausen (20. August 1903 in Flensburg – 1979 als Frau von Herbert Wehner), in der von Hans Löhr und Hans Koch gegründeten Landkommune geboren. Dass überhaupt Informationen über die Landkommune Harxbüttel bekannt wurden, verdankt sich Günter Wiemanns späterer Bekanntschaft mit [Greta Wehner](#), die ihn in einem Brief vom 11. Juni 2006 über die Hintergründe ihrer Geburt in Harxbüttel informierte: ‚Meine Mutter arbeitete in den Gärten des Bankiers Max Warburg in Hamburg. Meine Eltern lernten sich in einer SAJ-Gruppe [Sozialistische Arbeiter Jugend] in Blankenese kennen, die sich bei dem jü-

dischen Sozialdemokraten Berendsohn traf. Sie liebten sich und wollten unbedingt Kinder haben, aber sie wollten vorläufig nicht heiraten, um das 1924 in Kraft getretene Jugendwohlfahrtsgesetz auf die Probe [zu] stellen.

Das war auch der Grund, weswegen wir in Harxbüttel landeten, denn eine unverheiratete, werdende Mutter war ein schlechtes Vorbild für die Töchter der Warburgs.

Zur ‚Landkommune Harxbüttel‘ gab es offenbar politische Verbindungen, hier sollten junge Leute durch landwirtschaftliches Arbeiten auf die Auswanderung nach Brasilien vorbereitet werden. Harxbüttel war der dritte Ort, während der Zeit, als ich unterwegs war.

Arbeit gab es dort für eine tüchtige Gärtnerin reichlich, es wurde Gemüse angebaut, vor allem Spargel, der in der eigenen Konservenfabrik verarbeitet wurde. Für einen handwerklich versierten Mann, wie meinen Vater, gab es ebenfalls viel zu tun – aber es gab kein Geld! Meine Eltern hungerten und ich mit ihnen.‘ [Greta Burmester](#) blieb nicht lange in Harxbüttel, und ihre Eltern haben, vermutlich 1925, doch noch geheiratet.

Sie war zehn Jahre alt, als ihr Vater nach einem Gestapoverhör von Beamten zu Tode gestürzt wurde. Ihre Mutter floh mit ihr und ihrem Bruder Jens-Peter nach Schweden. Dort trafen sie auf den aus Dresden stammenden Herbert Wehner, den ihre Mutter 1944 heiratete.

[Greta Wehner](#) absolvierte in Schweden eine Ausbildung zur Säuglingskrankenschwester

und war an der Universitätsklinik in Uppsala beschäftigt.

Die Familie Wehner kehrte 1947 nach Deutschland zurück; Greta wurde im August 1947 Mitglied der SPD und trat der Gewerkschaft Öffentliche Dienste, Transporte und Verkehr bei. Sie qualifizierte sich in Kiel zur Sozialfürsorgerin und war in diesem Beruf auch nach zusätzlicher Weiterbildung tätig.“¹⁾

In Christoph Meyers (Vorsitzender der Herbert-und-Greta-Wehner-Stiftung) Nachruf auf Greta Wehner heißt es über ihren weiteren Lebensweg: „Sie machte eine Ausbildung zur Sozialfürsorgerin und war als solche beruflich tätig bei der Arbeiterwohlfahrt in Moers sowie beim Landkreis Offenbach am Main. (...).

Als ihre Mutter im Sommer 1953 als Spätfolge ihrer NS-Haft schwer chronisch erkrankte, bat der Bundestagsabgeordnete Herbert Wehner Greta Burmester, ihren Beruf aufzugeben und ihm und seiner Frau in Bonn zur Seite zu stehen. Ihre Entscheidung, diesem Hilferuf zu folgen, hatte tiefgreifende Folgen.

Greta Burmester wirkte nun keineswegs nur im Haushalt mit. Sie machte den Führerschein und wurde Herbert Wehners Fahrerin. Sie führte seinen Terminkalender und organisierte die politischen Abläufe. Sie begleitete ihn auf Reisen und zu anderen politischen Terminen. Als sich 1966 ein schwerer Diabetes bei Herbert Wehner bemerkbar machte, übernahm Greta Burmester seine gesundheitliche Betreuung. In den 1970er

Jahren, bei Wehners Bemühen um Familienzusammenführung und Häftlingsfreikäufe im geteilten Deutschland pflegte Greta Burmester den Kontakt zu den Betroffenen und sorgte im Hintergrund für reibungslose Abläufe. Greta Burmester war Herbert Wehners wichtigste Mitarbeiterin – ohne sie hätte er die letzten dreißig Jahre seines politischen Lebenswerks nicht meistern können.

Lotte Wehner, Gretas Mutter, starb 1979. Nachdem er aus dem Bundestag ausgeschieden war, heirateten Herbert Wehner und Greta Burmester am 16. Mai 1983 in Bonn. Für beide war dies die Bestätigung eines langen gemeinsamen Weges, und für Herbert Wehner erwies sich diese Ehe als lebensnotwendig. Denn er erkrankte bald an einer durch den Diabetes entstandenen Demenz, und die letzten Jahre bis zu Wehners Tod in Bonn am 19. Januar 1990 waren Jahre der aufopferungsvollen und umsichtigen Pflege durch seine Frau.“²⁾

Herbert Wehner heiratete Greta Burmester auch deshalb, damit sie nach seinem Tod finanziell abgesichert sein sollte.

Nachdem Herbert Wehner verstorben war, wurde Greta Wehner 1992 Mitbegründerin des Herbert-Wehner-Bildungswerkes in Dresden. Außerdem engagierte sie sich: „in der Deutschen Alzheimer-Gesellschaft, hielt Vorträge zum Thema Pflege von Menschen mit Demenz. Sie kam immer öfter in den neu hinzugekommenen Osten Deutschlands, unter anderem nach Brandenburg und Sach-

Quellen: 1) Wikipedia: Greta Wehner, unter: https://de.wikipedia.org/wiki/Greta_Wehner abgerufen 27.2.2022.

2) Prof. Dr. Christoph Meyer
Vorsitzender der Herbert-und-Greta-Wehner-Stiftung Nachruf auf Greta

Wehner unter: <http://www.hgst.de/zum-tode-von-greta-wehner/>

sen, wo sie den dortigen Sozialdemokraten Mut machte und wo sie Verbundenheit zu den Menschen dort spürte. Der Gedanke, ‚etwas von Herbert in seine Heimat zurückzubringen‘, führte zu einer weiteren tiefgreifenden Entscheidung. **Greta Wehner** beteiligte sich an der Gründung des Herbert-Wehner-Bildungswerks in Dresden und wurde die Ehrenvorsitzende von dessen Förderverein. Sie selbst zog im Juni 1996 von Bonn nach Dresden um. Die Wohnung im Stadtteil Leubnitz-Neuostra enthält die gesamte Einrichtung sowie die Buch- und Archivbestände der Wehner'schen Reihenhauswohnung in Bonn. Im Jahre 2003 gründete **Greta Wehner** die Herbert-und-Greta-Wehner-Stiftung.

Dabei ging es ihr darum, ihr Unterstützungswerk für die politische Bildung in Wehners Heimatland Sachsen nachhaltig zu machen und seinen Fortbestand weiter zu sichern. Zu **Greta Wehners** 80. Geburtstag gab die Stiftung die Sammlung ihrer Reden ‚Erfahrungen. Aus einem Leben mitten in der Politik‘ (edition SZ, 2004) heraus. Als Stifterin unterstützte **Greta Wehner** die von Christoph Meyer verfasste Biographie ‚Herbert Wehner‘ (dtv-Verlag, 2006) und konzentrierte ihre Spenden fortan auf den Erhalt und den Ausbau von Archiv und Bibliothek der Stiftung. 2010 verlieh der Bundespräsident ihr das Bundesverdienstkreuz 1. Klasse. Die damit verbundene Fahrt nach Berlin war **Greta Wehners** letzte Reise; in den Jahren danach forderten gesundheitliche und altersbedingte Einschränkungen zunehmend ihren Tribut. Aber **Greta Wehner** blieb eine scharfsinnige

Beobachterin des Geschehens um sie herum und in der Welt. Und – das war ihr besonders wichtig – sie lebte, bis fast zuletzt, selbstbestimmt.“³⁾

Herbert Wehner:

„Herbert Wehner wurde als Sohn des Schuhmachers Robert Richard Wehner (1881–1937) und dessen Ehefrau, der Schneiderin Alma Antonie Wehner, geb. Diener (1881–1945), im Haus Spenerstraße 13 im Dresdner Stadtteil Striesen geboren. Sein Vater war Soldat im Ersten Weltkrieg und trat danach in einen lockeren Zusammenschluss von sozialdemokratischen, sozialistischen und kommunistischen Soldaten ein. Wehner war dreimal verheiratet: 1927 heiratete er die Schauspielerin Lotte Loebinger (10.10.1905 Kattowitz – 9.2.1999 Berlin).“⁴⁾ Sie war die „Tochter einer jüdisch-protestantischen Arztfamilie [und arbeitete] (...) nach dem Schulbesuch [als] Kindergärtnerin, später Verkäuferin in Kiel. Nach dem frühen Tod der Eltern arbeitete sie im Kommunistischen Jugendverband mit. 1925 begann ihre schauspielerische Laufbahn in Breslau. (...). 1929 bis 1931 spielte sie während einer ausgedehnten Tournee des Piscator-Kollektivs durch Deutschland und die Schweiz in dem Stück § 218 (Frauen in Not). In Fritz Langs Klassiker M gab sie 1931 ihr Filmdebüt.

Vor den Nationalsozialisten flüchtete die überzeugte Kommunistin nach Moskau, wo sie Theater spielte (...). Während des Krieges war sie Sprecherin bei Radio Moskau und am Sender ‚Freies Deutschland‘. Nach

Quellen: 3) Ebenda.

4) Wikipedia: Herbert Wehner, unter:

https://de.wikipedia.org/wiki/Herbert_Wehner abgerufen 27.2.2022.

dem Krieg kam sie 1945 nach Berlin zurück. (...).

In Ost-Berlin spielte sie zunächst am Kleinen Theater unter den Linden, 1950/51 am Deutschen Theater, 1951 am Maxim-Gorki-Theater. (...). Sie war als Darstellerin die ideale Arbeitermutter mit sozialistischer Überzeugung; (...).⁵⁾ Lotte Loebinger und Herbert Wehner trennten sich in der Zeit des sowjetischen Exils. Später kam es zur Scheidung.

„In zweiter Ehe war er ab 1944 mit Charlotte Burmester, geborene Clausen, verheiratet, der Witwe des kommunistischen Widerstandskämpfers Carl Burmester. Nach deren Tod 1979 heiratete er 1983 ihre Tochter – also seine Stieftochter – Greta Burmester.“⁶⁾

Im Internetprojekt „100 Köpfe der Demokratie“ gibt es einen Eintrag zu Herbert Wehner. Dieser soll im Folgenden zitiert werden: „Herbert Wehner galt als der Inbegriff der Streitkultur im Bonner Bundestag. Er polarisierte politische Gegner wie Weggefährten, setzte sich aber auch immer wieder vermittelnd in der Politik ein. Als jahrzehntelanger Parteivorstand und Weichensteller der SPD hat er die Partei, aber auch die bundesrepublikanische Kultur für Jahrzehnte entscheidend mitbestimmt.“

Herbert Wehners Vergangenheit als Funktionär der Kommunistischen Partei Deutschlands (KPD) war in seiner späteren Zeit im Bundestag immer wieder Thema. Für ihn selbst hatte sich die Frage, ob er weiterhin

kommunistischer Parteigänger sein wollte, durch die negativen Erfahrungen des Stalinismus in seiner Zeit in Moskau von 1937 bis 1941 eindrücklich geklärt. Trotzdem erklärte sich auch aus seiner Arbeit in dieser Zeit, dass Wehner in der KPD die Mobilisierung und Organisation politischer Kräfte von der Pike auf lernte.

In bitterarme Verhältnisse in Dresden geboren, hatte er sich jedoch zunächst der Sozialdemokratie in Sachsen zugewandt und arbeitete als Journalist und Politiker. Doch 1923 löste er sich über den Einmarsch der Reichswehr in Sachsen von der regierenden Partei. Über sozialistische und anarchistische Kreise kam Wehner schließlich 1927 zur KPD und unterstützte die Arbeit Ernst Thälmanns. Mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten leitete er ab 1935 aus dem Exil den kommunistischen Widerstand und hoffte auf eine Zusammenarbeit mit anderen kommunistischen Gruppen in Europa.

Aufgrund der Erfahrungen in Moskau sagte sich Wehner nach dem Krieg von der KPD los und trat erneut in die SPD ein. 1949 begann seine langjährige Tätigkeit im Bundestag, seit 1969 war er zudem Fraktionsvorsitzender. In dieser Zeit bereitete er maßgeblich eine Regierungsbeteiligung seiner Partei vor, etwa mit dem Godesberger Programm oder dem klaren Bekenntnis zur deutschen Westbindung. Als Bundesminister für gesamtdeutsche Fragen (1966-1969) setzte er sich zudem für den deutsch-deutschen Dialog und gerade durch seine Verbindung nach

Sachsen für eine Ost-West-Annäherung ein. Gleichzeitig wurde sein Zusammenhalten der eigenen Fraktion im Bundestag ebenso wie der verbale Schlagabtausch mit der Opposition und anderen politischen Gegnern zu seinem gefürchteten Merkmal als ‚Zuchtmeister‘. Über sein Verhältnis zu Bundeskanzler Willy Brandt, gerade auch in der Guillaume-Affäre von 1974, wird bis heute gestritten; unstrittig ist, dass sich Wehner als Parteivorstand immer wieder für die Regierungsfähigkeit der SPD einsetzte. 1983 schied Herbert Wehner nach über drei Jahrzehnten aus dem Bundestag aus, die deutsche Wiedervereinigung erlebte er angesichts einer fortgeschrittenen Demenzerkrankung nicht mehr bewusst mit.“⁷⁾

Herderstraße

Uhlenhorst, seit 1865, benannt nach Johann Gottfried Herder (1744–1803), Dichter, Theologe, Philosoph, Freimaurer

Ergänzt 2017 um seine ebenso bedeutende Ehefrau Maria Karoline Herder, geb. Flachsland (1750–1809)

Neuer Erläuterungstext: benannt nach Johann Gottfried H. (1744–1803), Dichter, Theologe, Philosoph, und dessen Ehefrau Maria Karoline H. (1750–1809), eine der überragenden Frauengestalten des Weimarer Kreises im 18. Jahrhundert, Lektorin und Autorin

Ein Jahr nach dem Tod seiner Mutter heiratete Herder in Darmstadt am 2. Mai 1773 Maria Karoline Flachsland (28.1.1750 Reichenweier/Elsass–15.9.1809 Weimar). Sie war bereits verwitwet. 1766 hatte sie den Amtmann Phil. Jacob Gull geheiratet.

Herder und Karoline Flachsland hatten sich 1770 durch Johann Heinrich Mercks Vermittlung in Darmstadt kennengelernt. Herder war damals auf der Durchreise. Sehr bald verlobten sie sich, und Herder reiste weiter nach Straßburg. Ihr Briefwechsel in dieser Zeit „gehört zu den wichtigsten Zeugnissen der Zeit, zeigt aber auch im Ringen der beiden Liebenden um eine Entscheidung die Zwiespältigkeit ihrer Charaktere“.¹⁾

Karoline Flachsland hatte früh ihre Eltern verloren. Ihr Vater, ein Pfarrer, starb, als sie fünf Jahre alt war; ihre Mutter, als Karoline 15 Jahre zählte. Nach dem Tod der Eltern lebte sie im Haushalt ihrer „Schwester Friederike Katharina (1744–1801) in Darmstadt, die dort 1761 den Beamten Andreas Peter Hesse (1728–1803,

1770 geadelt) geheiratet hatte. Hier wurde sie Mitglied des Darmstädter Kreises, der zu den bedeutendsten Formationen der Empfindsamkeit gehörte. Johann Wolfgang von Goethe, der bald ihr Freund wurde, (...) [auch] ihr zukünftiger Ehemann Johann Gottfried Herder gehörte (zeitweilig) diesem Kreis an.“²⁾

In der Neuen Deutschen Biographie heißt es über Karoline Flachsland in dieser Zeit: „Im Kreise um die ‚Große Landgräfin‘ (Goethe) Karoline von Hessen-Darmstadt und in der ‚empfindsamen‘ ‚Gemeinde der Heiligen‘ empfing sie entscheidende geistige und seelische Anregungen; die Eindrücke der verfahrenen Regierung und die Begegnung mit Friedrich Karl von Moser bestimmten ihr kritisches politisches Urteil noch lange Zeit. Franz Michael Leuchsenring und Johann Heinrich Merck standen ihr damals freundschaftlich nahe, Goethe nannte sie noch später oft seine ‚Schwester‘.“³⁾

Nach der Hochzeit im Jahre 1773 lebte das Paar in Bückeburg, wo Herder eine Stelle als Konsistorialrat und Hofprediger bekleidete. 1776 zog das Ehepaar durch Vermittlung Goethes nach Weimar, wo Herder Konsistorialrat am Weimarer Hof und Direktor des Wilhelm-Ernst-Gymnasiums wurde.

Das Paar bekam 7 Söhne und eine Tochter. Das erste Kind wurde 1774, das letzte 1790 geboren.

Karoline Flachsland arbeitete unermüdlich an der Reputation ihres Mannes. Sie war eine der überragenden Frauengestalten des Weimarer Kreises des 18. Jahrhunderts, blieb aber

1) Dobbek, Wilhelm, „Herder, Carolina“ in: Neue Deutsche Biographie 8 (1969), S. 603 f. [Onlinefassung]; URL: www.deutsche-biographie.de/gnd118549561.html#ndbcontent

2) wikipedia: Maria Karoline Flachs-

land. Stand: 28.10.2016.

3) Dobbek, Wilhelm, „Herder, Carolina“, a. a. O.

stets im Schatten ihres Mannes. Sie lektorierte und redigierte seine Schriften, ordnete nach seinem Tod den Nachlass und gab seine Werke nach seinem Tod heraus. Auch schrieb sie eine Biographie über ihren Mann.

In der Neuen Deutschen Biographie heißt es über das Wirken Karoline Herders: „Nach Herders Berufung nach Weimar 1776 öffnete sich hier für die Frau ein neuer Wirkungskreis im Kreise ihrer wachsenden Familie und der Freunde ihres Mannes; auch nahm sie an seiner amtlichen und schriftstellerischen Arbeit stets Anteil. Sie wurde die ‚Theano‘ der ‚Gott‘gespräche (1787), war auch Helferin beim Entstehen vieler Werke Herders (der ‚Volklieder‘, der ‚Ideen‘, der ‚Zerstreuten Blätter‘) und führte besonders in späteren Jahren als seine ‚Secrtaire‘ seine umfangreiche Korrespondenz. Vor allem aber galt ihre ganze Fürsorge, obwohl die früh Erschöpfte selbst oft krank war, dem alternden, hinsiechenden Manne. ‚Ohne Karoline kein Johann Gottfried Herder‘, rühmte Gleim von ihr. (...). Nach des Gatten Tode 1803 galt ihre Sorge nur noch ihren unter schwierigen Verhältnissen lebenden Söhnen, der Herausgabe von Herders sämtlichen Werken, die sie schließlich allein mit Johann Georg Müller bei Cotta seit 1805, freilich nicht ohne Mängel, durchführte, und der unermüdlchen Werbung für seine Gedanken.“⁴⁾



Karoline Flachsland als Psyche, nach 1770

Herders Einstellung zu Frauen

Darüber schreibt Birgit Nübel: „In Herders fragmentarischer Frühschrift von 1765 ‚Wie die Philosophie zum Besten des Volks allgemeiner und nützlicher werden kann‘ finden wir unter der Rubrik ‚Frauenzimmer‘ die stichwortartigen Bemerkungen ‚Ein Philosoph denke doch an ihre Auferziehung – Ist wichtig‘ und: ‚Haben keine Mittel; nicht Akademien; nicht Schulen; nicht Umgang; nicht Schriften‘. Doch aus dieser Analyse zur Bildungssituation der Frau folgt nicht etwa ein koedukatives Äquivalent zu einem schulreformerischen Entwurf für die männliche Jugend, wie in Herders ‚Journal meiner Reise‘ im Jahr 1769 (...), die Forderung, daß der Staat ‚den Weibern Cabinette, Hörsäle, Comptoire und Werkstätten‘ öffnen solle. Vielmehr heißt es in dem skizzenhaften

4) Ebenda.

Entwurf: ‚werde nicht Philos[ophinnen] – nicht gelehrt – (...) lerne nicht auswendig, lerne nichts Männliche, Fremde: Kriege – Politik‘. Die stakkatoartigen Sentenzen lassen die Stoßrichtung der Argumentation nicht im Unklaren: Die grundlegende Unterscheidung ‚zwischen einem gelehrten Mann und einer Frau‘ – wohlgemerkt nicht jene zwischen dem Typ des gelehrten Mannes und der gelehrten Frau, sondern zwischen dem gelehrten Mann auf der einen Seite und ‚der Frau‘ auf der anderen Seite – führt auch ohne den ausgeführten Begründungszusammenhang zum Ausschluß der Frauen, vor allem jener ‚Daciers‘, welche trotz Berufsverbot die Gelehrsamkeit professionell betreiben, aus öffentlich-staatlichen Bildungsinstitutionen und Wissenschaftsbetrieb. Den gehäuften Negationen steht als Position der Imperativ entgegen: ‚lerne schön denken‘. Der männlichen Gelehrsamkeit korrespondiert nicht die weibliche, sondern der ‚schöne Verstand‘. (...)

In der dritten Sammlung der Fragmente *Über die neuere deutsche Literatur* von 1767 stellt Herder die ‚gelehrte‘ bzw. ‚philosophische‘ und die ‚gemeine‘ bzw. ‚aesthetische‘ Sprache einander gegenüber: ‚Ein Frauenzimmer, das gut, nicht aber gelehrt, erzogen ist, wird über Dinge, die in ihrer Sphäre sind, mit einer Geläufigkeit, ungekünstelten Bestimmtheit, und naiven Schönheit sprechen, daß sie gefällt; kömmt aber ein Schulgelehrter, der ihre Worte wägen will: so wird sie schüchtern werden; will er philosophische Erklärungen und Bestimmungen; so wird sie stammeln – nochmals stammeln, und endlich dasselbe Wort

wiederholen; will er jetzt aber grammatische Zierlichkeiten lehren, wie sie es besser hätte sagen können: so wird sie sich loswinden, und ihn von weiten anhören: / als ob der graduierte Mann / mit einem Zauberfluche / sie zu beschwören suche. / Warum? sie ist gewohnt, über ihre Welt klar, aber nicht logischdeutlich zu denken, verständlich und schön, aber nicht gelehrt und abgezirkelt zu sprechen‘.

Zwischen der logisch-deutlichen und der sinnlich-schönen Sprache, denen jeweils die Konzepte ‚Männlichkeit‘ resp. ‚Weiblichkeit‘ zugeordnet sind, soll jedoch – so Herder – kein ‚Zaun‘ errichtet werden. Er beschreibt beide Erkenntnisformen bzw. Kommunikationsebenen als zwei nicht konzentrische Kreise ohne gemeinsamen Mittelpunkt, jedoch mit einer gemeinsamen Schnittfläche. Die Frau darf zwar von ihrer Seite des Zauns nicht den ‚schönen Garten‘ des häuslichen Zirkels verlassen, ‚nie über die Grenzen ihres Geschlechts hinaus[treten]‘. Doch der Mann kann versuchen, seinen Gesichtspunkt dem Mittelpunkt der Frau anzunähern, um gleichsam über den Gartenzaun hinweg in ihrer Sprache mit ihr zu sprechen. Die ‚Enzyklopädie der Frauenzimmerwissenschaften‘ bzw. ‚das Lehrbuch zu ihrer Bildung‘ darf dem nach nicht ‚nach gelehrtem Zuschnitt sein: es muß statt eines Skeletts von Schulweisheit sich ihrem Verstande bequemen: und weil in der Welt der Damen immer die Worte gleichsam die Hüllen sind, in denen sie denken: so ist es das sicherste Zeichen, daß man dies erreicht, wenn man in ihrem Bezirk mit ihnen sprechen gelernt‘. (...)

Auch Herder wünscht sich seine junge Braut durchaus bildsam, aber nicht gelehrt, belesen, jedoch nicht verbildet: ‚wie sehr reizt an einem Frauenzimmer Bescheidenheit und Blödigkeit. Sie ist Gewand und die Mine der Unschuld, wie die Schaamröthe davon die Farbe ist‘. Diese ‚kleinen Verweise‘ an seine künftige Verlobte kontrastieren dabei nur auf den ersten Blick mit einer drastischen Situationsschilderung Herders direkt nach seiner Ankunft in Bückeburg: ‚Wüste Köpfe! und Steine, aus denen auch kaum mit Stahl ein Funke zu erschlagen ist! Weiber ohne Reize und Lecture! ohne Bildung und Bildsamkeit!‘ Doch Caroline hat bereits gelernt: ‚mich hat der Himmel in Gnaden davor [vor der Gelehrsamkeit, d. V.] bewahrt, aber ein wenig zuviel bewahrt; o adieu Gelehrsamkeit! sehn sie nicht wie geschwind ich davon laufe, wann ich nur von ihr höre‘. Anlaß für diese Beteuerung ist die Begegnung Herders mit der Markgräfin von Baden, welche er seiner Verlobten in einem auf den 1. September 1770 datierten Brief schildert. Während Herder sich mit dem Fürsten, über ‚die Einrichtung und Freiheit des Menschlichen Geschlechts‘ unterhält, als ob diese bereits errichtet seien und die Standesgrenzen nicht mehr bestünden, redet er mit dessen Gemahlin ‚wie ganz aus einer andern Welt‘, da er ‚mit ihrer Gelehrsamkeit keine Sympathie fühle‘: ‚Ueberhaupt, da ich für keiner Creatur in der Welt mehr Abscheu habe, als für einem gelehrten Frauenzimmer, und wäre sie der erhabenste Geist, so werden wir uns wohl nie recht begegnen: so sehr ichs ge-

stehe, daß sie ausnehmende Känntniße, Talente, Fähigkeiten, Geschäftigkeit, und rechte Studien hatte.‘ Bezeugen Herders Briefe an Caroline Flachsland einerseits die zeitgenössischen kulturellen Stereotypen des Weiblichen und speziell die Stigmatisierung der ‚gelehrten Frau‘ zum *monstrum naturae*, so ist der hier zum Ausdruck kommende *furor pedagogicus* andererseits auch durchaus pragmatisch als unmittelbare Handlungsanweisung an die zukünftige Ehefrau und Mutter zu verstehen. Die ‚weibliche‘ Bildung, der hier als ‚Bildung zur Weiblichkeit‘ auf der individualgeschichtlichen bzw. (inter-)individuellen Ebene gleichsam eine Kontroll- bzw. Dressurfunktion zukommt, fungiert auf der gesellschaftlichen und mithin universalgeschichtlichen Ebene als sozialer Ausschluß von gesellschaftlichen Bildungs- und mithin Machtansprüchen: ‚alle Sachen, alle Materien, alle Wissenschaften sind nie für die Weiber, und über viele können sie in ihrem Leben nicht anders als schiefe Urtheile fällen‘, so schreibt Herder am 20. September 1770 an seine Verlobte, ‚allein desto beßer für sie, daß nicht für sie sind. Für sie bleibt nur das, was bildet, was die Seele Menschlich aufklärt, die Empfindungen Menschlich verfeinert, und sie zur Zierde der Schöpfung, zum Reiz der Menschlichen Natur, zum höchsten Gut der Glückseligkeit eines fühlbaren, würdigen Jünglings, zu immer neuen, immer angenehmen Gattin eines würdigen Mannes, zum Vergnügen einer guten Gesellschaft und zur Erzieherin guter Kinder macht!‘ Abschließend bleibt anzumerken, daß Herder auch die

Gelehrsamkeit der Männer als ‚Höcker der menschlichen Natur‘ brantmarkt, vor der er allerdings – und hier liegt das Problem – das ‚schöne Geschlecht‘ von vorneherein bewahren will: ‚Sie haben Recht, daß ich auf das gelehrte Frauenzimmer vielleicht zu sehr erbittert bin; aber ich kann nicht dafür: es ist Abscheu der Natur. Eigentliche Gelehrsamkeit ist dem Charakter eines Menschen, eines Mannes schon so unnatürlich, daß wir ihr nur aus Noth uns unterziehen müssen, und dabei doch schon immer verlieren; in dem Leben, in der Seele, in dem Munde eines Frauenzimmers aber, die noch die Einzig wahren Menschlichen Geschöpfe, auf dem Politischen und Exercierplatz unsrer Welt sind, ist diese Unnatur so tausendmal fühlbarer, daß ich immer sehr fürs Arabische Sprüchwort bin ‚eine Henne, die da krähet, und ein Weib, das gelehrt ist, sind üble Vorboten: man schneide beiden den Hals ab!‘.“⁵⁾

Text: Rita Bake

5) Birgit Nübel: Krähende Hühner und gelehrte Weiber. Aspekte des Frauenbildes bei Johann Gottfried Herder (28.1.2004). In: Goethezeitportal. URL: http://www.goethezeitportal.de/db/wiss/herder/nuebel_weiber.pdf (abgerufen: 28.10.2016.)

Hilde-Sicks-Weg

Hohenfelde, seit 2017, nach Hilde Sicks (25.11.1920 Hamburg–31.7.2007 Hamburg), Kauffrau, Volksschauspielerin und Hörspielsprecherin; debütierte 1945 an der Niederdeutschen Bühne Hamburg (später Ohnsorg-Theater); bundesweit bekannt und beliebt durch die Fernsehübertragungen aus dem Ohnsorg-Theater ab 1954; feierte 2006 ihr 60. Bühnenjubiläum; seit 2001 Trägerin der Senator-Biermann-Ratjen-Medaille der Freien und Hansestadt Hamburg

Als Hamburger Deern wurde **Hilde Sicks** in den 1920er-Jahren geboren. Von Kindesbeinen auf hat sie das Hamburger Missingsch und Plattdötsch wohl förmlich mit der Muttermilch aufgesogen. Vor allem ihr Vater sei gerne ins Niederdeutsche verfallen, und die Familie besuchte Theaterabende der „Niederdeutschen Bühne“, die an wechselnden Spielstätten wie dem Bugenhagen-Saal in Barmbek, der „Schiller-Oper“ auf St. Pauli oder dem Hamburger Thalia-Theater gastierte.

Dennoch zeigten sich die Eltern wenig begeistert, als ihre Tochter den Wunsch äußerte, Schauspielerin zu werden. Also lernte Hilde Sicks etwas „Anständiges“ und schloss eine kaufmännische Lehre ab. Anschließend nahm sie heimlich Unterricht ab: Ab 1943 besuchte sie die private Schauspielschule, die Eduard Marks mit seiner Frau Annemarie Marks-Rocke in Eimsbüttel gegründet hatte.

Erst als Hilde Sicks verkündete, dass Richard Ohnsorg sie an seine „Niederdeutsche

Bühne Hamburg“ engagiert habe, kehrte wieder familiärer Frieden ein. Die Idole ihrer Jugend waren Richard Ohnsorg, Heidi Kabel oder Aline Bußmann¹⁾. Eine Gruppe literarisch Interessierter hatte 1902 im Restaurant Kersten am Gänsemarkt die „Dramatische Gesellschaft Hamburg“ ins Leben gerufen. Hauptinitiator war Dr. Richard Ohnsorg, Philologe, Bibliothekar an der Patriotischen Gesellschaft und Schauspieler. Er leitete die „Gesellschaft für dramatische Kunst“, später als „Niederdeutsche Bühne“ bekannt. 1909 hatte die Gesellschaft ihr erstes plattdeutsches Stück aufgeführt. 1922 erhielt sie eine erste feste Spielstätte: das Wandsbeker Stadttheater, ehemals Schloßstraße 45, war mit der Straßenbahn, obwohl damals noch außerhalb Hamburgs Stadtgrenzen gelegen, leicht zu erreichen. Zehn Jahre später wurde dort Heidi Kabel beim Vorsprechen „entdeckt“. 1936 konnte die Niederdeutsche Bühne das verwaiste „Kleine Lustspielhaus“ an den Großen Bleichen beziehen, wo bis 2011 das Ohnsorg-Theater zu Hause war. Auf dem Spielplan der dreißiger Jahre standen Stücke wie „Wenn de Hahn kreiht“ von August Hinrichs, „Stratenmusik“ und „Snieder Nörig“ von Paul Schurek sowie „Twee Kisten Rum“ von Alma Rogge. Stücke, die in den 1950er- und 1960er-Jahren wieder aufgenommen wurden und längst zu den Klassikern des Theaters zählen. Damit erfüllte sich die „Gesellschaft für dramatische Kunst“ ihren eigenen Anspruch. Weitab von den Possenspielen und Schwän-

1) Vgl. Brigitte Scholz: Keine Zeit für Zipperlein: Die Volksschauspielerin Hilde Sicks steht mit 80 am Sonntag wieder auf der Bühne des Ohnsorg-Theaters. Ein Mensch mit Herz und Schnauze. In: Hamburger Morgenpost MOPO v. 4.1.2001; online unter LINK: .mopo.de/keine-zeit-fuer-zipperlein-die-volksschauspielerin-

hilde-sicks-steht-mit-80-am-sonntag-wieder-auf-der-buehne-des-ohnsorg-theaters-ein

2) Gerd Spiekermann: 100 Jahre Ohnsorg-Theater. Hamburg 2002. Vgl. hierzu die ausführliche Chronik des Ohnsorg-Theaters unter dem LINK: OhnsorgTheater.de/Geschichte. Im Kapitel „1902–1945. Richard

Ohnsorgs Traum“, wird erwähnt, dass Dr. Bruno Peyn ab 1919 als „Geschäftsführer, Spielleiter, Darsteller und Hausautor“ dem Gründer und Vorsitzenden Dr. Richard Ohnsorg „zur Seite stand“. Weiter heißt es dort: „Doch der Nationalsozialismus hatte auf der Niederdeutschen Bühne Einzug gehalten, auch wenn Bruno

ken des 19. Jahrhunderts: „In ihrer Vorstellung sollte das neue niederdeutsche Theater gleichberechtigt neben dem hochdeutschen stehen.“²⁾

Schon am 6. Oktober 1945 stand Hilde Sicks mit 24 Jahren in dem Stück „De politische Kannengeter“ von Paul Schurek das erste Mal auf der Niederdeutschen Bühne, dem späteren Ohnsorg-Theater. Erst Anfang Mai war Hamburg durch die Briten vom Nationalsozialismus befreit und der Zweite Weltkrieg beendet worden. Der Theaterbetrieb wurde allmählich wieder aufgenommen. Ganze sechs Sätze hatte Hilde Sicks in dem Stück zu sprechen. Damals konnte sie nicht wissen, dass sie bereits ein Jahr später in ihrer ersten Hauptrolle glänzen würde. Das Publikum war „von dem frischen Talent begeistert“ und so war „Hilde Sicks bald einer der Stars des Hauses“³⁾. Seitdem „entzückte sie zumeist in Rollen, in denen sie sich ‚austoben konnte (...). Soubrettenrollen, die Tratschmäuler, die dominanten Ehefrauen, Weibsbilder mit Herz und Schnauze. Daß sie auch anders, ernster konnte, bewies sie in ‚Hannes und Martha‘ zu ihrem 50jährigen Bühnenjubiläum. Die ‚Mutter Mews‘, sagt sie, hätte sie gern gespielt und noch die eine oder andere tiefergehende Frauenfigur. Daß sie mit dem Gedanken gespielt hat, ans hochdeutsche Theater zu wechseln, räumt sie ein. ‚Ich habe aber damals das Gefühl gehabt, daß ich als Ohnsorg-Schauspielerin nicht ernst genommen werde. Es herrschte doch früher die Ansicht, dort spielten nur Laien.“⁴⁾

Nach der Währungsreform, mitten im Wiederaufbau und mit der Einführung des Schwarz-Weiß-Fernsehens hatte man sie am 13. März 1954 schon in der ersten TV-Übertragung aus dem Ohnsorg-Theater in Seine Majestät Gustav Krause neben Walter Scherau, Heidi Kabel und Otto Lüthje auf dem Bildschirm. Auch später wirkte sie in zahlreichen Fernsehproduktionen mit, wie z. B. in den Fernsehserien Hafenpolizei mit Lothar Grützner (1964) und Hafenkrankenhaus mit Anneli Granget (1968) in der Hauptrolle oder im selben Jahr als Mrs. Weber in Otto und die nackte Welle mit Otto Lüthje, Heidi Kabel, Henry Vahl, Heidi Mahler, Erwin Wirschaz, Heini Kaufeld, Ernst Grabbe und Heinz Lanker. Besonders beliebt waren ihre Rollen als Wirtin in der NDR-Fernsehserie Haifischbar an der Seite ihrer Ohnsorg-Kollegen Ernst Grabbe und Günter Lüdke und als Oma Anni in der Fernseh-Comedy Die Ohnsorgs (NDR 1996–1999, die 45-minütigen Folgen wurden vor Publikum im Ohnsorg-Theater aufgezeichnet).

Für die meisten Darstellerinnen und Schauspieler war die Theaterbühne längst zum Hauptberuf geworden. Neben ihrer Arbeit für Ohnsorg konnten sie sich bei der „Niederdeutschen Funkbühne, dem Rundfunk in Hamburg, etwas hinzu verdienen“ und ein eher sicheres Einkommen erzielen.⁵⁾

Außerhalb Hamburgs spielte sich die erste Begegnung mit den unverwechselbaren Stimmen der Ohnsorg-Stars über den Schulfunk ein:

Peyn, (damals Leiter der ‚gleichgeschalteten‘ Organisation ‚Niederdeutsches Hamburg‘, C. G.) diese Tatsache nach dem Krieg verharmlosend als ‚Klöterkram‘ abtat. (...) Peyn, der seinen eigenen Angaben zufolge im Mai 1933 in die NSDAP eintrat und im selben Jahr Obmann der Reichsschrifttumskammer wurde, drückte

mit seinen Stücken deutschvölkisches Empfinden und seine ‚Gebundenheit an Blut und Boden‘ aus, wie ihm 1937 zu seinem 50. Geburtstag bescheinigt wurde. Seine aktive Rolle in der NSDAP sollte später noch von entscheidender Bedeutung sein.“ Vgl. hierzu auch den ausführlichen Artikel „Bruno Peyn“ in: Hans-Peter

de Lorent: Täterprofile. Die Verantwortlichen im Hamburger Bildungswesen unterm Hakenkreuz. Hrsg. von der Landeszentrale für politische Bildung. Hamburg. Band 1. Hamburg 2016, S. 480–511; sowie in der Datenbank „Die Dabeigewesenen“ unter: hamburg.de/clp/dabeigewesene-suche/clp1/ns-dabeigewesene/one

Am 11. November 1955 startete die Hamburger Schulfunkreihe „Neues aus Waldhagen“. Die in den drei Jahrzehnten zwischen 1955 und 1985 ausgestrahlte Sendereihe wurde für Generationen zu einer der bekanntesten Programm-Marken in der Geschichte des Norddeutschen Rundfunks NDR – und gilt heute als Radio-Kult. In über 300 Folgen spielten sich die Bewohnerinnen und Bewohner eines Modelldorfes – gedacht in der Nähe von Schwarzenbek – in die Herzen und in das Stimmen-Gedächtnis des damals noch vorwiegend und konzentriert Radio hörenden Publikums. Es waren Geschichten aus einer kleinen überschaubaren Welt, nichts anderes als ein vereinfachtes Abbild des Alltags. In einer fiktiven, überschaubaren Gesellschaft mit deutlich konturierten Charakteren entstanden Konflikte, die jeweils mit einem augenzwinkernden Kompromiss gelöst wurden. „So schuf sich die langlebige Reihe über all die Jahre in Klassenzimmern und an den heimischen Geräten ein treues Publikum. Kinder wurden zum Nachdenken über die Waldhagener Probleme angeregt, Erwachsene ließen sich bereitwillig in den Bann der amüsanten Alltagsgeschichten ziehen. (...) Dabei waren von Beginn an die Sprecherrollen hervorragend besetzt. Allen voran mit Heinz Reincke, der dem Erzähler über 30 Jahre hinweg seine sympathische norddeutsche Stimme lieh. (...) Ein großes Gespür für die norddeutsch gefärbten Charaktere zeigten aber auch die weiteren Sprecher: Heidi Kabel

als Emma Piepenbrink, Rudolf Beiswanger als Paul Piepenbrink, Otto Lüthje als Dorfschuster Emil Ziesemann und Aline Bußmann als Käthe Ziesemann, Henry Vahl als Opa Negenborn und Ernst Grabbe als Schnack, der Krämer, Heinz Lanker und Hilde Sicks als Herr und Frau Grothe sowie Karl-Heinz Kreienbaum als Landarzt Dr. Kraus und Carl Voscherau als Bürgermeister Kienappel. Die Sprecherinnen und Sprecher waren vielfach dem Ensemble des Hamburger Ohnsorg-Theaters eng verbunden.“⁶⁾ Zwischen 1946 und 2002 erklang die besondere Stimme von Hilde Sicks in zahllosen Hörspielen, produziert in der legendären Hörspiel-Redaktion des Norddeutschen Rundfunks NWDR/NDR.⁷⁾

1977 gab Hilde Sicks ein Gastspiel am Volkstheater Frankfurt, gegründet 1971 von Liesel Christ. Ähnlich wie beim Ohnsorg-Theater, so spannte sich auch dessen Repertoire von Goethes „Urfaust“ über beliebte Stücke des traditionellen lokalen Mundarttheaters hin zu zeitgenössischen, sozialkritischen Werken⁸⁾. In einer Inszenierung des Schwanks Alt-Frankfurt (von Friedrich Stoltze) verkörperte Hilde Sicks die zweite Hauptrolle, nämlich die der Gattin des Firmeninhabers, Euphrosine Muffel. Sie ist die einzige Person des Stückes, die nicht Frankfurter Dialekt spricht, sondern hochdeutsch. Diese Produktion wurde vom Hessischen Rundfunk für das Fernsehen aufgezeichnet.

Für ihre künstlerischen Verdienste um die Stadt Hamburg ehrte der Senat der Freien und

page.php?BIOD=356&qN=Peyn
 3) Bernd Diekmann: Hilde Sicks – Plattdeutsch als Muttersprache. NDR-Porträt v. 4.11.2010. Unter: ndr.de/kultur/norddeutsche_sprache/plattdeutsch/Hilde-Sicks-Plattdeutsch-als-Muttersprache,sicks101 – abgerufen Juni 2017
 4) Hilde Sicks – Hamburger Deern

feiert 85. Geburtstag. In: Die Welt v. 24.11.2005.
 5) Hans-Ulrich Wagner: Start der Schulfunkreihe „Neues aus Waldhagen“. Unter: www.ndr.de/der_ndr/unternehmen/geschichte/waldhagen_101_page-2.html; (abgerufen 20.6.2017).
 6) Ebenda.

7) Liste der Hörspiel-Titel vgl. de.wikipedia.org/wiki/Hilde_Sicks
 8) Dort waren z. B. auch Heinz Schenk und Lia Wöhr engagiert. Weit hin bekannt aus der Nachmittags-Unterhaltungsshow „Zum Blauen Bock“ des Hessischen Rundfunks im Deutschen Fernsehen, die zwischen 1957 und 1987 ausgestrahlt wurde;

Hansestadt Hamburg die prominente Volksschauspielerin Hilde Sicks am 7. Januar 2001 zu ihrem 80. Geburtstag mit der Biermann-Ratjen-Medaille. Diese Auszeichnung wurde ihr nach der Premiere der Uraufführung „eenmol Camping, jümmer Camping“ (von Bodo Schirmer) zuteil, in der sie in der Hauptrolle der resoluten Besitzerin des Campingplatzes ihren trockenen Humor und ihre Schlagfertigkeit einmal mehr zum Glänzen bringen brachte.⁹⁾

Bis dahin hatte sie an die 250 Rollen gegeben: „Menschen mit Herz und Schnauze, Menschen, die auch mal schön biestig sein durften“, solche Charakterrollen waren ihr immer die liebsten. „Aus Liebe zur Sache, aus Freude am Plattdeutschen“ sei sie „ihrem“ Haus treu geblieben. Langweilig, sagte sie, wars nie. „Die Rollen sind mit zunehmendem Alter immer interessanter geworden.“¹⁰⁾. So wurde sie auch zum dienstältesten aktiven Ensemblemitglied. In dem Stück *De Queen von Quekenbüttel* konnte sie im Februar 2006 mit 85 Jahren ihr 60. Bühnenjubiläum am Ohnsorg-Theater feiern. Da plagten sie bereits Beschwerden mit den Stimmbändern¹¹⁾. Drei Monate später stand sie zum letzten Mal auf der Bühne.

Den Abschied des Theaters von den Großen Bleichen im Jahre 2011 hat sie nicht mehr erlebt. Ende Juli 2007 starb Hilde Sicks im Alter von 86 Jahren nach langer schwerer Krankheit in Hamburg und wurde auf dem Friedhof Ohlsdorf (Grablage: BM 58, 2164) beigesetzt. Eine schlichte Grabplatte markiert die Urnen-

grabstätte¹²⁾. Im Mai 2017 beschloss der Hamburger Senat die Benennung eines Verbindungswegs zwischen der Ifflandstraße und dem Mühlendamm im Stadtteil Hohenfelde in Hilde-Sicks-Weg¹³⁾.

Text: Dr. Cornelia Göksu



Hilde Sicks, Szenenfoto aus „Keen Utkamen mit dat Inkamen“, Spielzeit 2001/2002

vgl. volkstheater-frankfurt-chronik.de/42-jahre-rueckblick

9) Vermutlich hat Hilde Sicks Hamburgs ersten Kultursenator nach 1945, den Notar Hans-Harder Biermann-Ratjen, noch persönlich kennen gelernt. Biermann-Ratjen lebte von 1901 bis 1969, er war bis 1936 Vorsitzender des Hamburger

Kunstvereins und Kultursenator von Juni–Dezember 1945 sowie 1953 – 1966 = vgl. dazu de.wikipedia.org/wiki/Hans-Harder_Biermann-Ratjen

10) Siehe Anmerkung 1.

Abb.: © Ohnsorg-Theater/Maike Kollenrott

Irma-Keilhack-Ring

Rahlstedt, seit 2017, nach Irma Keilhack (25.1.1908 Hamburg–3.6.2001), Kauffrau; von 1949 bis 1961 Mitglied des Bundestages; von 1961 bis 1970 Senatorin der Jugendbehörde und zugleich bis 1966 der Behörde für Ernährung und Landwirtschaft; von 1966 bis 1974 Mitglied der Hamburgischen Bürgerschaft; danach leitete sie die Hamburger Verbraucherzentrale

„Bei den letzten Wahlen im März 1933 wollte mich meine Partei noch als Kandidatin aufstellen, weil viele Genossen nicht mehr auf einer sozialdemokratischen Liste kandidieren mochten, aus Angst, dadurch ihre Existenz zu verlieren. Sie haben an meine Kameradschaft appelliert und gesagt: ‚Du mußt jetzt einfach rein, Du bist Parteiangestellte, Dir kann nichts passieren.‘ Ich hab mich aber nicht aufstellen lassen. Ich hatte zwar keine Angst, aber auf diese Weise wollte ich nicht gerne Kandidatin werden“,¹⁾ erzählte Irma Keilhack. Aus einer Arbeiterfamilie stammend, erlernte Irma Keilhack den Beruf der Bürokauffrau und wurde mit Beginn ihrer Erwerbstätigkeit Mitglied im Zentralverband der Angestellten (ZdA). 1924 schloss sie sich den Kinderfreunden an, 1926 der Sozialistischen Arbeiterjugend (SAJ) und der SPD. 1931 erwerbslos geworden, arbeitete sie dann bis 1933 in der Landesgeschäftsstelle der SPD als Sekretärin des SPD-Vorsitzenden Karl Meitmann. Nach dem Verbot der SPD arbeitslos geworden, verkaufte Irma Keilhack an Bekannte und Freunde Haushaltswäsche, ging mit ihrem Koffer voller Wäsche von Wohnung zu Wohnung und konnte so gleichzeitig als

Nachrichtenüberbringerin fungieren. Als ehemalige Mitarbeiterin der nun verbotenen SPD war es sehr schwer, Arbeit zu finden. Schließlich erhielt sie eine Anstellung in einer jüdischen Firma für Autozubehör. 1935 heiratete sie, „(...) nicht zuletzt, weil mein Mann nach seiner Verhaftung Arbeitsverbot in Hamburg bekam und in seinem Lehrberuf als Zimmerer nur auswärts in Munitionsfabriken und bei Militärbauten beschäftigt wurde. Nach unserer Heirat konnte er sich dann in Hamburg wieder eine Stellung suchen“.²⁾ Von 1938 bis 1943 war Irma Keilhack selbstständig tätig in der Grundstücksverwaltung ihres Ehemannes. 1943 bekam das Ehepaar ein Kind. Über ihre Widerstandstätigkeit gegen den Nationalsozialismus schrieb sie: „Unsere Jungsozialisten-Gruppe schaffte es, die Nazi-Zeit zu überstehen. Wir tarnten uns rechtzeitig 1933 (...) wechselten unseren Namen. Wir nannten uns ‚Hamburger Wanderfreunde‘ und wurden Mitglied des Norddeutschen Wanderbundes. (...) Da fast alle unserer Gruppenmitglieder wegen der Wirtschaftskrise schon lange Jahre arbeitslos waren oder durch die Nazis 1933 arbeitslos wurden, haben wir uns mit mehreren zusammengetan und uns ‚Schrebergärten‘ zugelegt. Sie waren seinerzeit sehr begehrt und nicht nur, um Gemüse zu ziehen, was zwar auch in der wirtschaftlichen Not half, sondern um den politischen Pressionen und Bedrohungen in der Stadt besser zu entgehen. So flüchteten sich viele kommunistische und sozialdemokratische Aktive in die Schreber-Idylle. In Eigenhilfe bauten wir mit unseren letzten

1) Zit. nach: Frauen im Faschismus. 2) Ebd.
 Frauen im Widerstand – Hamburger Sozialdemokratinnen berichten.
 Hrsg. von der Arbeitsgemeinschaft sozialdemokratischer Frauen Hamburg, Hamburg 1983.

Spargroschen unsere Holzlauben, und es entwickelte sich ein Treffpunkt für unsere politischen Freunde und Mitglieder unserer ehemaligen Jungsozialisten-Gruppe.“³⁾ Sofort nach 1945 nahm Irma Keilhack ihre politische Tätigkeit für die SPD wieder auf und wurde u. a. Mitglied im Aufsichtsrat der Hamburger Gaswerke. Doch Bürgerschaftsabgeordnete wollte sie 1946 noch nicht werden. Als ihr angetragen wurde, für die Bürgerschaft zu kandidieren, sagte sie nein. Zu umfangreich waren in dieser Zeit die häuslichen Arbeiten, die sie zu bewältigen hatte. Sie hatte ihren kleinen, häufig kranken Sohn zu betreuen und war gerade in eine neue Wohnung gezogen. Doch drei Jahre später sah die Situation schon anders aus. Auf Wunsch ihres Parteidistriktes Berne, aber gegen den Widerstand der Kreisdelegiertenversammlung, die diesen Posten eher einem Mann zutraute, wurde Irma Keilhack für den Bundestag aufgestellt. In ihrer Kandidatenrede äußerte sie ihre Beweggründe: „(...) aus dem Pflichtgefühl heraus, das mich mit der Bewegung durch meine Erziehung, durch meine Zugehörigkeit zur Arbeiterjugend, durch meine frühere hauptamtliche und jetzt ehrenamtliche Funktion mit der Partei verbindet, habe ich zugesagt. Ihr könnt mir glauben, daß mir diese Zusage außerordentlich schwergefallen ist (...), denn ich habe einen Mann, dessen gesamte Zeit der Partei gehört. Ich habe ein kleines Kind, ein Haus und einen Garten zu versorgen. (...) Daß eine solche Entscheidung für eine Frau nicht leicht ist, könnt Ihr Euch vorstellen, und daß nicht Ehrgeiz oder vielleicht

sogar materielle Gründe die Entscheidung für eine solche Zusage geben, denn das ist bei einer Hausfrau und Mutter wohl kaum anzunehmen. (...) Gegen eines wehre ich mich entschieden, und das ist, daß man meine Kandidatur mit unsauberen Bemerkungen zu kritisieren und abzuweisen sucht. Eine davon ist, daß ich seit zwei Jahren nicht mehr aktiv in der Partei arbeite. (...) Ich muß wiederholen, daß ich neben meiner Distriktarbeit als Leiterin der Frauengruppe und der allgemeinen Arbeit im Distrikt Mitglied der Jugenddeputation bin, die sehr viel Arbeit mit sich bringt, wenn man seine Arbeit ernst auffaßt; daß ich im Aufsichtsrat der Gaswerke bin und auch, wenn meine Zeit es erlaubt, Referate übernehme, allerdings nur dann und wann um längere Fristen gebeten habe. Ich sagte schon einmal, daß ich Haus und ein Kind zu versorgen habe und keine häusliche Hilfe habe, so daß ich wohl sagen darf, mehr kann ich nicht tun. Denn als Hausfrau und Mutter fühle ich mich so verantwortlich für diese Tätigkeit, sie so auszufüllen, daß man mir nicht nachher nachsagen kann, guckt Euch ihre Wohnung einmal an, sie arbeitet zwar für die Partei, aber sie läßt zu Hause alles verlottern. (...) Ich möchte jedenfalls von mir aus sagen, daß ich mir der Verpflichtung, die ich eingehe für Bonn, sehr wohl bewußt bin und daß ich sie als außerordentlich schwer empfinde und nicht gegeben hätte, wenn ich wüßte, es gäbe noch andere, deren Voraussetzungen die gleichen wären (Unruhe).“ Irma Keilhack gehörte zu den ersten Hamburger Parlamentarierinnen, die in

3) Ebd.

den Bundestag gewählt wurden. Dort war sie von 1949 bis 1961 tätig. Ihre Arbeitsgebiete waren Jugend-, Ernährungs- und VerbraucherInnenfragen. Sie war stellvertretendes Mitglied des Vermittlungsausschusses, Mitglied des SPD-Fraktionsvorstandes und Mitglied des Ältestenrates im Bundestag. Ihre politischen Erfolge während ihrer Bundestagszeit waren die Mitwirkung an der Gesetzgebung sowie der Neuordnung einer modernen Jugend- und Familienpolitik. Außerdem setzte sie sich für eine Verbesserung der Ernährungslage in der Zeit nach Kriegsende und für einen wirksamen VerbraucherInnenenschutz ein. Um ihre politische Arbeit, den Ehealltag und die Erziehung ihres Kindes in Einklang zu bekommen, ließ sich Irma Keilhack von Hilfskräften unterstützen. 1961 wurde Irma Keilhack in den Senat gewählt und war bis 1970 Senatorin der Jugendbehörde und von Dezember 1961 bis April 1966 Präses der Behörde für Ernährung und Landwirtschaft. Im Hamburger Senat setzte sie sich erfolgreich für Maßnahmen in der Kinder- und Jugendhilfe ein, für die Förderung von Jugendorganisationen, Elternbildung und neuen Kindereinrichtungen. Die Gründung von VerbraucherInnen- und Beratungsorganisationen war eine wichtige Aufgabe für sie. Von 1962 bis 1974 war sie Mitglied der Hamburgischen Bürgerschaft. Wegen ihrer Zugehörigkeit zum Senat ruhte ihr Bürgerschaftsmandat acht Jahre. Nach ihrem Ausscheiden aus der Bürgerschaft übernahm sie ehrenamtlich den Vorsitz in der Hamburger Verbraucherzentrale. Unter ihrer Leitung wur-

de dort der telefonische Ansgedienst „Tipps für Konsumenten“ eingerichtet.

Text: Rita Bake



Irma Keilhack

Irmgard-Pietsch-Ring (Mitte 2016–Nov. 2016)

Fritz-Bringmann-Ring (seit November 2016)

Bergedorf, Stadtteil Kirchwerder, benannt nach Irmgard Pietsch, verwitwete Wörmbke, geb. Beyn (11.3.1919 Neuengamme–14.6.1992), Vierländer Landwirtin, Hauswirtschafterin, Mitbegründerin des Deutschen Landfrauenverbandes sowie des Ortsverbands Curslack-Neuengamme, Gründungsmitglied der Gruppe „Rundumwieser“ für die Vier- und Marschlande
 Wohnadresse: Hausdeich 178 in Curslack

Der Irmgard-Pietsch-Weg wurde wenige Monate nach seiner Benennung wegen Irmgard Pietsch NS-Belastung im November 2016 umbenannt in Fritz-Bringmann-Ring: Klempner, Kommunist, Widerstandskämpfer gegen den Nationalsozialismus, seit 1970 Generalsekretär, dann Ehrenpräsident der Amicale Internationale Neuengamme.

Irmgard Beyn wurde am 11. März 1913 in Neuengamme geboren. Nach Beendigung ihrer Schulzeit absolvierte sie zwischen 1932 und 1934 eine Lehre in der landwirtschaftlichen Hauswirtschaft. Danach arbeitete sie bis zu ihrer Heirat im Jahre 1938 im elterlichen Betrieb.

Im Juni 1934 stellte sie den Antrag auf Mitgliedschaft in der NS-Frauenschaft, Jugendgruppe Allermöhe. Damals wohnte sie Allermöhe 48. Als Beruf gab sie im Aufnahmeantrag „Haustochter“ an. Irmgard Beyn erhielt die Mitgliedsnummer 1 549 536.¹⁾

Am 15.6.1937 stellte Irmgard Beyn den Antrag auf Mitgliedschaft in die NSDAP, Orts-

gruppe Allermöhe. Sie erhielt die Mitgliedsnummer: 3 986 402.²⁾

Am 12. März 1938 heiratete Irmgard Beyn den ein Jahr älteren Hugo Wörmbke aus Kosefeld/Eckernförde und übernahm mit ihm einen städtischen Pachtbetrieb in Curslack.

Irmgard Wörmbke bekam während ihrer Ehe vier Kinder (geboren 1939, 1941, 1942, 1943).

1945 verstarb ihr Ehemann, ein Jahr später auch ihre dritte Tochter. In dieser Zeit wurden auf ihrem Hof viele Flüchtlinge einquartiert. Im selben Jahr, als ihre Tochter starb, wurde Irmgard Wörmbke Mitglied im Prüfungsausschuss in der Landwirtschaftsschule in Lohbrügge sowie der landwirtschaftlichen Hauswirtschaftslehre. Ein Jahr darauf, 1947, war sie in Bonn Mitbegründerin des Deutschen Landfrauenverbandes. 1948 gründete sie den Landfrauenverband Hamburg, dessen 1. Vorsitzende sie wurde. 1949 gründete sie den Ortsverband Curslack-Neuengamme des Deutschen Landfrauenverbandes mit und war dessen 1. Vorsitzende bis zum Jahr 1971.

1951 heiratete Irmgard Wörmbke Fritz Pietsch aus Schlesien. Das Paar bekam zwei Kinder (geboren 1952 und 1958). 1956 wurde sie Vorsitzende des Prüfungsausschusses für Meisterinnen der landwirtschaftlichen Hauswirtschaft. 1970 wurde sie mit der „Goldenen Biene“, einer Auszeichnung des Deutschen Landfrauen-Verbandes, geehrt. Von 1971 bis 1979 war sie Mitglied im Arbeitskreis Beirat des Landfrauenverbandes.

1973 übergab Irmgard Pietsch den Betrieb an den Sohn und ging aufs Altenteil. Ehren-

1) und 2) Bundesarchiv

amtlich war sie aber weiterhin aktiv. So war sie zwischen 1981 und 1989 Mitglied des Seniorenbeirats in Bergedorf und fungierte von 1986 bis 1992 als Gründungsmitglied der Gruppe „Rundumwieser“ für die Vier- und Marschlande. 1990 wurde ihr der Bundesverdienstorden verliehen.

Jenny-Behrens-Weg

Neugraben-Fischbek, seit 2020, benannt nach Jenny B., geb. Levy (12.8.1868 Harburg – 19.7.1942 nach Theresienstadt deportiert, dort gestorben am 8.8.1942). Sie wurde als Jüdin 1942 zusammen mit ihrem Ehemann aus Hamburg ins Getto Theresienstadt deportiert und ist dort verstorben.

Stolperstein vor dem Wohnhaus: Beim Andreasbrunnen 8 (Hamburg-Nord, Eppendorf)

Emil Behrens wurde am 24. November 1859 in Teterow in der Mecklenburgischen Schweiz geboren. Über seine Eltern, Bernhard Behrens und Henriette Behrens, geb. Cohn, ist nichts Näheres bekannt. Der Vater soll Kaufmann gewesen sein. Teterow war eine gewachsene Jüdische Gemeinde. 1792 wurde ein Friedhof angelegt, eine 1938 während des Novemberpogroms zerstörte Synagoge mit Religionsschule dürfte etwa zur gleichen Zeit errichtet worden sein. Im frühen 19. Jahrhundert lassen sich für Teterow Namen von 41 jüdischen Familien nachweisen.

Man darf also annehmen, dass Emil Behrens in eine jüdische Familie und in eine hinreichend geschlossene jüdische Stadtgemeinschaft hineingeboren wurde. Vermutlich war es der Großvater, der 1814 seinen Namen Lazarus Behr in Lazarus Behrens änderte und damit norddeutsch anglich. Die Kinder erhielten offenbar keine jüdischen Vornamen mehr. Wann Emil Behrens allein oder zusammen mit seiner Familie Teterow verließ und wo er seine Schulbildung erhielt,

ließ sich nicht aufklären. Möglicherweise hat die Familie die mit dem Emanzipationsgesetz des Norddeutschen Bundes vom 3. Juli 1869 verbundene Freizügigkeit genutzt, um aus Teterow fortzuziehen, vielleicht direkt nach Hamburg, wie so viele Mecklenburger. Denn nicht nur Emil Behrens lebte Jahrzehnte hier, sondern auch seine beiden unverheiratet gebliebenen Schwestern Therese (1854–1938) und Helene Behrens (1858–1940). Alle Geschwister gehörten der Deutsch-Israelitischen Gemeinde an. Bis zu seiner Deportation 1942 zahlte Emil Behrens Gemeindesteuern.

Emil Behrens studierte Rechtswissenschaft. Er bestand, inzwischen bereits 24-jährig, am 1. Dezember 1883 vor dem Oberlandesgericht Celle die erste juristische Prüfung. Als Prüfungsergebnis wird „gut“ angegeben. Der Prüfungsort legt die Vermutung nahe, dass Göttingen sein Studienort gewesen war. Kurz darauf wurde Behrens in Hamburg zum Referendar ernannt. Das könnte darauf hindeuten, dass er bereits zu dieser Zeit oder vielleicht schon zuvor in Hamburg wohnte und nur in Ermangelung einer Hamburger Universität außerhalb Hamburgs studierte.

Üblicherweise studierten die Hamburger Rechtswissenschaften an den Universitäten Kiel oder Göttingen. Für die Vermutung seines Wohnsitzes in Hamburg spricht auch seine Heirat im März 1883. Seine Frau Jenny Levy (geb. 12. August 1868) stammte aus dem inzwischen preußischen Harburg. Auch sie war jüdisch. Die Ehe blieb kinderlos. Im Juni 1887 schloss Behrens das juristi-

sche Referendariat mit dem Großen Staatsexamen ab. Prüfungsvorsitzender war der Präsident des Hanseatischen Oberlandesgerichts Ernst Friedrich Sieveking. Die Annahme liegt nicht fern, dass dieser ihn ermunterte, sich bei der Hamburger Justiz um eine Anstellung zu bewerben. Denn in seinem Personalbogen der Justizverwaltung findet sich die Bemerkung, der Präsident habe sich über Behrens mit dem Bemerkten „besonders gut bestanden“ geäußert. Das findet seine Erklärung darin, dass es zu dieser Zeit in Hamburg üblich war, die Prüfung lediglich mit bestanden oder nicht bestanden zu testieren und dies nach einer persönlichen Einschätzung drängte. Jedenfalls wurde Behrens noch im selben Monat als Assessor Richter am Amtsgericht Hamburg eingesetzt, zunächst in der strafgerichtlichen später in der zivilgerichtlichen Abteilung. Indes verließ er im Herbst 1888 den richterlichen Dienst und wurde im November desselben Jahres als Rechtsanwalt bei den Hamburgischen Gerichten zugelassen. Er wurde – ob sofort oder später ist nicht bekannt – Angehöriger der Sozietät Dr. Philipp gen. Paul Oppenheimer (1854 [Hamburg]–1937), Dr. Eduard Beith (1882 [Hamburg]– 1937), Dr. Louis Levy (1891 [Hamburg]–1971) und Dr. Albert Bruno Oppenheimer (1892 [Hamburg]–1983). Paul Oppenheimer, wie Emil Behrens Mitglied des Vereins für Hamburgische Geschichte, war seit 1878 als Anwalt zugelassen. Man wird ihn als den Gründer der Sozietät anzusehen haben. Sein Vater, der Hamburger Kaufmann Hirsch Berend Oppenheimer (1794–1870), hatte 1868 die „Oppenheimer Stiftung“ mit orthodoxer Ausrichtung ins Leben gerufen, die

am Krayenkamp Freiwohnungen für bedürftige jüdische Familien zur Verfügung stellte. Paul Oppenheimer führte gemeinsam mit Rechtsanwalt Dr. Ruben Oppenheimer die Verwaltung der Stiftung.

Emil Behrens war wahrscheinlich der zweite Sozius der sich gründenden Kanzlei Oppenheimer. Die Dammtorstraße 14, welche man als Ort der Kanzlei wählte, befand sich in unmittelbarer Nähe zum Landgericht und zum Oberlandesgericht, die ihren Sitz in der Dammtorstraße hatten, und zu Teilen des Amtsgerichtes am Gänsemarkt. Man darf sich die Kanzlei also in den späteren Jahren als eine gut eingeführte vorstellen, die Emil Behrens ein gesichertes Einkommen bot. Beith, der Mitglied des Kuratoriums des Israelitischen Krankenhauses war, erhielt 1907 die anwaltliche Zulassung und trat vermutlich in dieser Zeit in die Sozietät ein. Levy war seit 1920 zur Anwaltschaft zugelassen. Er gehörte dem Arbeitsausschuss für die Akademischen Arbeitsgemeinschaften in der Deutsch-Israelitischen Gemeinde Hamburg an, der seinerseits eng mit der Hamburger Rosenzweig-Gedächtnis-Stiftung verbunden war. Albert Oppenheimer, der Sohn von Paul Oppenheimer, war seit 1921 Rechtsanwalt. Er trat 1925 in die Sozietät seines Vaters ein. Seine Nähe zur Jüdischen Gemeinde zeigt sich daran, dass er von Februar 1939 bis Juli 1941 Angestellter des Jüdischen Religionsverbandes war.

1931 zogen Emil und Jenny Behrens nach Eppendorf, Beim Andreasbrunnen 8. Hier lebten sie, bis die Gestapo im März 1942 ihren Auszug anordnete. Die „jüdische“ Sozietät zerfiel nach 1933. Allerdings wurde

keinem der Sozien die Zulassung entzogen, wie es für die beiden jüngeren Anwälte, Levy und Albert Oppenheimer, aufgrund des Gesetzes über die Zulassung zur Rechtsanwaltschaft vom 7. April 1933 möglich gewesen wäre. Danach konnte die Zulassung von Anwälten „nicht arischer Abstammung“ bis zum September 1933 zurückgenommen werden, wenn eine Zulassung erst nach dem 1. August 1914 erfolgt war. Bereits im Juli 1933 verließen Behrens und Paul Oppenheimer den Verein für Hamburgische Geschichte. Das geschah gewiss absprachegemäß. Aus der Sozietät schied 1933 als Erster Albert Oppenheimer aus, um eine eigene Kanzlei zu gründen. Levy emigrierte im Juli 1934 nach Palästina. Seine Zulassung wurde auf eigenen Antrag am 12. Juli 1935 gelöscht. Ende 1935 emigrierte Beith nach England. Seine Zulassung wurde auf eigenen Antrag am 20. April 1936 gelöscht. Paul Oppenheimer verstarb im November 1937 in Hamburg. Offenbar kehrte Albert Oppenheimer wieder in die Sozietät zurück. 1938 bestand die Kanzlei jedenfalls aus Albert Oppenheimer und Emil Behrens. Beide, Emil Behrens nach fünfzigjähriger anwaltlicher Tätigkeit, erhielten zum 30. November 1938 durch Entzug ihrer Zulassung Berufsverbot. Noch im August 1941 gelang Albert Oppenheimer über Barcelona die Flucht in die USA.

Das anwaltliche Berufsverbot führte zur Auflösung der Kanzlei. Emil Behrens lebte, zusammen mit seiner Frau, von Erspartem, aber auch von einer Altersrente, die er von der Deutschen Anwalts- und Notar-Versicherung bezog. Am 1. April 1939 wurden die Eheleute gemäß §§ 59, 62 Devisengesetz

vom 12. Dezember 1938 unter Vorläufige Sicherungsanordnung gestellt. Damit war ihnen die freie Verfügung über ihr Vermögen entzogen. Freigegeben wurden aufgrund eines zu stellenden Einzelantrages Einkünfte aus dem vorhandenen Vermögen nur zur Bestreitung des Lebensunterhaltes, ferner die Zahlung für sämtliche Steuern und öffentlichen Abgaben, einschließlich der zwanzigprozentigen Sühne-Abgabe der Juden, sämtliche Steuern und Pflichtabgaben an die Jüdische Gemeinde, die ersatzlosen Abgaben an die Deutsche Golddiskontbank und Zahlungen für Unterstützungszwecke an das Fürsorgewesen des Jüdischen Religionsverbandes in Hamburg. Die fälligen Rentenbeträge mussten auf das beschränkt verfügbare Sicherungskonto überwiesen werden ebenso wie die geringe monatliche Miete seines Untermieters, des jüdischen Staatsanwalts Dr. Leonhard Stein. Nachdem am 1. April 1939 eine Vorläufige Sicherungsanordnung verhängt worden war, verfasste Emil Behrens am 24. April ein Schreiben an den Oberfinanzpräsidenten (Devisenstelle), in dem es hieß:

„Der Unterzeichnete steht im 80. Lebensjahr; seine Ehefrau ist 70 Jahr alt. Der Unterzeichnete hat nach 50-jähriger anwaltlicher Tätigkeit seinen Beruf aufgeben müssen und hat keinerlei Einkünfte mehr. Er hat in seinem Alter auch nicht die Absicht und die Möglichkeit, auszuwandern. Seine Ehe ist kinderlos, er hat keine Verwandten, die im Ausland für ihn sorgen könnten. [...] Ergebenst Emil Israel Behrens.“

Am 18. März 1942 beantragte Emil Behrens die Freigabe der Umzugskosten in Höhe

von 80 RM. Zuvor war ihm seine Wohnung Beim Andreasbrunnen 8 „von dem Jüdischen Religionsverband im Auftrage der Geheimen Staatspolizei“ zum 28. März 1942 gekündigt worden. Als „Ersatzwohnung“ hatte man ihm ein Zimmer in der Z. H. May und Frau-Stiftung (Maystift), Bogenstraße 25, zugewiesen. Am 15. Juli 1942 wurden Jenny und Emil Behrens im Alter von 73 bzw. 82 Jahren nach Theresienstadt deportiert. Emil Behrens starb dort vierzehn Tage später am 29. Juli, Jenny Behrens verstarb zehn Tage nach dem Tode ihres Mannes am 8. August 1942.

*Text: Ina Lorenz, aus:
www.stolpersteine-hamburg.de*

Quellen: Staatsarchiv Hamburg, 522-1, Jüdische Gemeinden, 992b, Kultussteuerkarte der Deutsch-Israelitischen Gemeinde Hamburg. Hamburger jüdische Opfer des Nationalsozialismus. Gedenkbuch, Veröffentlichung aus dem Staatsarchiv Hamburg, Bd. XV, bearbeitet von Jürgen Sielemann unter Mitarbeit von Paul Flamme, Hamburg 1995. Theresienstädter Gedenkbuch. Die Opfer der Judentransporte aus Deutschland nach Theresienstadt 1942-1945. Prag 2000, S. 383. Staatsarchiv Hamburg, StaH 622-2, Wissenschaftlicher Nachlass Hans Nirnheim, Nr. 8.

StaH 314-15 Oberfinanzpräsident (Devisenstelle und Vermögensverwertungsstelle), R 1939/2315. Heiko Morisse: Jüdische Rechtsanwälte in Hamburg. Ausgrenzung und Verfolgung im NS-Staat. Hamburg 203, S. 118, 142, 150. Norbert Francke, Bärbel Krieger: Die Familiennamen der Juden in Mecklenburg. Schwerin 2001. 1813/14. wurden in Mecklenburg erbliche Familiennamen der Juden angenommen; vgl. auch Siegfried Silberstein: Familiennamen der Juden, o. O. 1929, S. 356. Therese Behrens starb im Mai 1938, sie wurde auf dem Jüdischen Friedhof Ohlsdorf bestattet,

vgl. Jüdisches Gemeindeblatt vom 17.6.1938 S. 9. Sie hatte im Samuel Levy-Stift, Bundesstraße 35, gewohnt. Helene Behrens, die im selben Stift wohnte, starb im Januar 1940. Emil Behrens übernahm die Beerdigungskosten, die ihm die Finanzkommission der Beerdigungsbrüderschaft des Jüdischen Religionsverbandes Hamburg aufgegeben hatte. Joist Grolle, Ina Lorenz: Der Ausschluss der jüdischen Mitglieder, in: ZHG 93/2007, S. 95. Laut Todesanzeige vom 8.8.1942 starb Jenny Behrens in Theresienstadt an „Pneumonia – Lungenentzündung“.

Johanne-Günther-Hof

Neugraben-Fischbek, benannt 2020, nach Johanne G., geb. Wassul (28.6.1876 Tilsit – 26.11.1949 Harburg). Sie half in der Zeit des Nationalsozialismus in Hamburg Zwangsarbeiterinnen aus Osteuropa.

Johanne Wassul wurde am 28.6.1876 in Tilsit in der damaligen Provinz Ostpreußen des Deutschen Reiches geboren, wo sie die ersten Jahre ihrer Kindheit verbrachte. Nachdem ihr Vater von seinem Dienstherrn, einem preußischen Adligen, entlassen worden war, weil er ihm nicht den nötigen Respekt erwiesen hatte, verließ die Familie ihre ostpreußische Heimat. Die Industriestadt Harburg an der Elbe war für sie offenbar der richtige Ort für einen hoffnungsvollen Neubeginn. Hier engagierte Johanne Wassul sich schon in jungen Jahren ehrenamtlich in der Heilsarmee, und hier heiratete sie später den Arbeiter Paul Günther.

Die jungen Eheleute fanden eine Wohnung in der Lassallestraße im Phoenixviertel der Stadt, in der drei Kinder ihnen bald Gesellschaft leisteten. Ein Sohn starb allerdings schon bald nach seiner Geburt.

Im Zweiten Weltkrieg arbeitete Johanne Günther in der nahe gelegenen Harburger Jutespinnerei und -weberei, in der auch viele vor allem aus Osteuropa verschleppte Frauen Zwangsarbeit leisten mussten. Ihre Lebens- und Arbeitsbedingungen waren menschenunwürdig, was die meisten Deutschen unberührt ließ. Nicht jedoch die 66-jährige Johanne Günther. Sie blickte diese armseligen Geschöpfe nicht mürrisch oder gar feindselig

an, wenn sie ihren Weg kreuzten, sondern schenkte ihnen ein freundliches Lächeln. Sie half ihnen, wann immer sie konnte, wenn es darum ging, einen Fehler auszubügeln, bevor der Werkmeister ihnen Sabotage unterstellte. Hin und wieder steckte sie ihnen unauffällig auch einen Apfel oder eine Scheibe Brot zu.

Ein besonders großes Herz hatte sie für die Russin Tamara Marková aus Taganrog am Asowschen Meer. Mit ihrer Herzengüte war sie für die junge Russin eine `Babuscha´, ein Großmütterchen. Zweimal lud sie die mit ihrem Schicksal hadernde Kollegin sogar zu sich nach Hause ein, indem sie ihr half, sich bei den gelegentlichen Sonntagnachmittagsausflügen heimlich für eine Stunde von der beaufsichtigten Gruppe zu entfernen.

Nach dem Zweiten Weltkrieg verloren die beiden Frauen sich aus den Augen, aber die Erinnerung an Johanne Günther verblasste bei Tamara Marková in all den Jahren danach nie. Als sie in hohem Alter im Mai 2003 als freier Mensch auf Einladung des Hamburger Senats noch einmal nach Harburg zurückkehrte, war es ihr größter Wunsch, das Grab ihrer Wohltäterin aufzusuchen und ihr aus ganzem Herzen für ihre einzigartige



Johanne Günther

Menschlichkeit zu danken. Ein Grabstein mit
der Inschrift

„Johanne Günther, geb. Wassull, 28.6.1876 –
26.11.1949. Unvergessen in den Herzen

vieler Zwangsarbeiterinnen

1942 – 1945“

erinnert heute an diese couragierte Harbur-
gerin.

Text: Klaus Möller

Kaatje-Benninga-Platz

Rothenburgsort, seit 2018, nach Dr. Kaatje Benninga (8.7.1898 Hamburg–deportiert aus den Niederlanden nach Sobibor, ermordet am 5.3.1943), jüdische Allgemeinärztin in Rothenburgsort, daneben auch Vertragsärztin der Wohlfahrtspflege, musste ihre Praxis 1938 schließen, flüchtete zu Verwandten nach Amsterdam (Holland), wurde im Durchgangslager Westerbork interniert, von dort nach Sobibor deportiert und am 5. März 1943 ermordet; Opfer des Nationalsozialismus

Stolperstein vor ihrem Wohnhaus am Billhorner Röhrendamm 117

Der niederländische Zigarren-Agent Simon Benninga und seine Frau Johanna, geb. Weinberg, geb. 6.5.1870 in Rabber, Landkreis Osnabrück, ließen sich 1897 in Hamburg nieder. Sie traten vermutlich gleich der Deutsch-Israelitischen Gemeinde Hamburgs (DIGH) bei, denn als 1913 die neue Steuerkartei eingeführt wurde, gehörte das Ehepaar Benninga zu den Verzeichneten. Johanna Benninga erwarb durch ihre Heirat die niederländische Staatsangehörigkeit.

An ihrem langjährigen Wohnsitz in der Rappstraße 22 kam am 8.7.1898 ihre einzige Tochter, **Kaatje**, zur Welt. Über ihre Kindheit, Jugend, Ausbildung und Kontakte zu den Verwandten ist nichts Konkretes bekannt. Sie erwarb Kenntnisse in Krankenpflege während eines Aufenthalts in Paris, absolvierte aber ihr Medizinstudium in Deutschland, wo sie ihre medizinische Ausbildung am 28. Mai 1923 mit der ärztlichen Prüfung in Hamburg beendete. Am 11. Juli 1924 erhielt sie ihre Approbations-

urkunde. Statt eines Doktordiploms legte sie dem Medizinalkollegium eine Bescheinigung über die bestandene Doktorprüfung vor und wurde am 7. August 1924 unter der Nummer 286 in die Matrikel, das Register der Hamburger Ärzte, aufgenommen.

Kaatje Benninga schloss sich dem orthodoxen Synagogen-Verband an, einer der Kultusvereinigungen, die unter dem Dach der jüdischen Gemeinde arbeiteten. Sie wohnte und praktizierte in Rothenburgsort, Billhorner Röhrendamm 117, als Allgemeinärztin mit Kassenzulassung und als Vertragsärztin der Wohlfahrtspflege. Ihr Vermieter war die Rudolph-Karstadt-AG, die im Erdgeschoss eine Epa-Filiale betrieb. Die Epa, das Einheitspreisgeschäft, passte sich mit ihren Niedrigpreisen der Armut der Bevölkerung an (wie es der heute an der gleichen Stelle stehende KiK-Textil-Discounter tut).

Kaatje Benningas Praxis- und Wohnräume lagen im Hochparterre neben denen des Nervenarztes Matzdorff. Man darf annehmen, dass sie sich bewusst dafür entschied, sich in dem Arbeiterviertel mit seiner hohen Mütter- und Kindersterblichkeit niederzulassen. In den Anfangsjahren ihrer Tätigkeit blieb ihr steuerpflichtiges Einkommen sehr gering, steigerte sich aber in den darauffolgenden Jahren bis 1935, obwohl sie bereits 1933 ihre Kassenzulassung verlor. Zugleich wurde sie „aus der Wohlfahrtspraxis ausgeschieden“, was angesichts der Bedürftigkeit vieler ihrer Patienten und Patientinnen sehr schmerzlich war. Gründe für den Einbruch 1935/36 lassen sich nur

mutmaßen, ebenso wie für die wirtschaftliche Erholung nach ihrem Umzug zum Grindelberg 7. Es scheint, dass sie noch einmal eine Privatpraxis etablieren konnte.

Der Vater Simon Benninga starb 1926 in Amsterdam. Die Mutter gab im Juni 1926 ihre Wohnung auf und lebte danach möbliert in der Banksstraße in Hammerbrook, unweit ihrer Tochter, und von 1935 bis zu ihrer Auswanderung in die Niederlande am 12. August 1938 am Grindel. Johanna Benninga zog zu Verwandten nach Amsterdam. Kaatje veranlasste die Nachsendung des Umzugsguts, das lediglich aus wenigen gebrauchten Kleidungsstücken und Haushaltsgegenständen bestand.

Am 1.10.1938 beendete Kaatje Benninga zwangsweise ihre Tätigkeit als Ärztin. Offenbar hatte sie an ihrer neuen Adresse Grindelberg 7 eine Privatpraxis geführt, die ihr wieder ein Auskommen gesichert hatte. Noch vor Jahresende 1938 leitete sie ihre eigene Auswanderung unter Mitnahme ihrer Praxiseinrichtung nach Holland ein. Ihre Ersparnisse, die sie dem Oberfinanzpräsidenten darlegen musste, waren gering, der Wert ihres Haushalts und ihres Schmucks, den sie beflissen im Stahlfach ihrer Bank hinterlegt hatte, ebenfalls. Sie hoffte, in den Niederlanden als Pflegerin arbeiten zu können, wozu sie die nötigen Vorkenntnisse in Paris erworben hatte.

Am 21. Januar 1939 folgte Kaatje Benninga ihrer Mutter nach Amsterdam. Für ihren Umzug beauftragte sie die gleiche Firma, Juli-

us Schumacher, Billstraße 139/167, wie für das Umzugsgut ihrer Mutter, offenbar eine letzte Verbundenheit mit Rothenburgsort.

Johanna Benninga-Weinberg starb am 23. Juli 1941 in Apeldoorn. Ihre Tochter Kaatje setzte eine Todesanzeige in die Jüdische Wochenzeitung (Het Joodsche Weekblad), aus der hervorgeht, dass sie im jüdischen Mädchenwaisenhaus als Angestellte des Jüdischen Gemeinderats tätig war. Auf ihrer Karteikarte wurde vermerkt, sie sei sehr tüchtig in ihrer Arbeit.

Kaatje Benninga wurde am 11. Februar 1943 im Durchgangslager Westerbork inhaftiert, am 2. März 1943 nach Sobibor deportiert und dort ermordet. Als Todesdatum gilt der 5.3.1943.

Text: Hildegard Thevs,

aus: www.stolpersteine-hamburg.de



Kaatje Benninga

Quellen: Staatsarchiv Hamburg, 522-1, Jüdische Gemeinden, 992b, Kultussteuerkartei der Deutsch-Israelitischen Gemeinde Hamburg; Staatsarchiv Hamburg, 314-15, Akten des Oberfinanzpräsidenten, FVg 2953, FVg 3564; Hamburger jüdische Opfer des Nationalsozialismus. Gedenkbuch, Veröffentlichung aus dem Staatsarchiv Hamburg Bd. XV, bear-

beitet von Jürgen Sielemann unter Mitarbeit von Paul Flamme, Hamburg 1995; Gedenkbuch. Opfer der Verfolgung der Juden unter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft in Deutschland 1933 – 1945, Bd. I – IV, herausgegeben vom Bundesarchiv, Koblenz 2006; StaH 552-1 Jüdische Gemeinden, 391; Joodsmonumenen NL; Anton Kras, Joods Cultureel Kwariert,

elektronische und telefonische Korrespondenz 27.9. bis 3.10.2018; Villiez, Anna von, Die Verdrängung der jüdischen Ärzte Hamburgs aus dem Berufsleben 1933-1945, Hamburg 2002; dies. Mit aller Kraft verdrängt. Göttingen 2009.

Abb.: © Fotograf unbekannt; Bezug über <https://jck.nl/>

Katherina-Hanen-Weg

Rissen (2020): *Katherina Hanen* (oder auch *Hane*), die als erste Frau urkundlich belegt wegen des Vorwurfs der Zauberei in Hamburg im Jahr 1444 hingerichtet wurde.

Noch bis zum Großen Brand im Jahre 1842 standen sich die Welt der Geistlichkeit und die der Gerichtsbarkeit vis-à-vis, denn südlich schräg gegenüber vom Hauptportal der St. Petri Kirche befand sich an einem großen Platz, dem Markt, die Fronerei. Dort wurden die „peinlich Beklagten“ bis zur Vollstreckung ihrer Strafe eingesperrt. Im Keller der Fronerei lagen verschiedene Folterinstrumente wie Daumenschrauben, Armenschnüre und spanische Stiefel, mit denen gefoltert wurde. Ebenfalls neben der Fronerei befand sich im Mittelalter die Richtstätte. Ab 1554 befand sie sich vor den Toren der Stadt und zwar in St. Georg. Von 1854 bis zur Abschaffung der Todesstrafe im Jahre 1949 wurden Hinrichtungen nicht mehr öffentlich, sondern in Hamburgs Gefängnissen vollstreckt. Gefoltert und hingerichtet wurden z. B. als Hexen beschuldigte Frauen.

Während des 16. und 17. Jhds. wurden in Mitteleuropa zwischen 50. bis 60.000 Menschen, in Deutschland zwischen 20.000 bis 30.000 Personen wegen Hexerei oder Zauberei verurteilt und hingerichtet. Die Mehrzahl der Opfer waren Frauen. Diese wurden als Hexen bezeichnet und verfolgt, weil sie anders waren als die Norm es verlangte.

Bis 1603 wurden Frauen und Männer z. B. wegen Schadenzauber verurteilt. So wurden sie z. B. beschuldigt, das Vieh ihres Nach-



Erinnerungsstein für die Frauen, die in der Frühen Neuzeit in Hamburg als Hexen beschuldigt und hingerichtet wurden. Dies ist der einzige Erinnerungsstein in Hamburg für diese Gruppe von Frauen, aufgestellt vom Verein Garten der Frauen e. V. in ihrem gleichnamigen Garten der Frauen auf dem Ohlsdorfer Friedhof. Abelke Bleken, deren Name auf dem Stein steht und die 1583 als Hexe beschuldigt und auf dem Scheiterhaufen verbrannt wurde, steht symbolisch für all diese Frauen.

barn tot gezaubert zu haben. Im Hamburger Stadtrecht von 1497 hieß es zum Schadenzauber: „Wenn ein christlicher Mann oder Frau, der/die ungläubig ist und mit Zauberei oder mit Vergiftung umgeht und auf frischer Tat ertappt wird, den/die soll man auf dem Scheiterhaufen verbrennen.“ In erster Linie waren es Frauen, die des Zauberns beschuldigt wurden. Auch die Bilderhandschrift des Hamburger Stadtrechts von 1497 illustriert das oben zitierte Gesetz durch eine Frau, die in einem großen Kessel ein magisches Gebräu herstellt. Mindestens 40 Frauen,

die meist der Wahrsagerei und Zauberei beschuldigt worden waren, wurden zwischen 1444 und 1642 als so genannte Hexen verbrannt. Im Vergleich zu anderen deutschen Städten gilt die Anzahl der in Hamburg als Hexen beschuldigten Frauen als gering.

Katherina Hanen war die erste Frau in Hamburg, die als Hexe beschuldigt wurde. Sie wurde 1444 hingerichtet.

1555 kam es zu einer Massenverurteilung von vierzehn Frauen. Zwei von ihnen starben in der Folter, vier wurden auf dem Scheiterhaufen verbrannt und acht Frauen erhielten einen Freispruch. Letzteres war sehr ungewöhnlich in einer Zeit, in der in Europa der Hexenwahn wütete.

Ab 1603 wurden Menschen auch wegen eines „Paktes mit dem Teufel“ verurteilt. „Die Zauberer und Zauberinnen, die mit verbotenen Mitteln dem Menschen oder dem Vieh an Leib und Leben Schaden zufügen, oder auch, die aus bösem Vorsatz von Gott und seinem hl. Wort vergessentlich abtreten, und mit dem bösen Feinde sonderbare hoch-ärgerliche Verbündnisse machen, werden, nach Gelegenheit ihrer beweislichen Verwirkung, mit Feuer oder mit dem Schwert am Leben gestraft“, heißt es im Hamburger Stadtrecht von 1605. Der letzte Hexenprozess in Hamburg fand 1676 statt und endete für Margret Ahlers aus Bergedorf nach 21-monatiger „Untersuchungshaft“ mit einem Freispruch.

In den letzten Jahren ist in vielen deutschen Städten eine Rehabilitation der als Hexen hingerichteten Frauen und Männer durch die

Stadtverordnetenversammlung und durch Kirchen erfolgt. In Hamburg blieb solch eine Rehabilitation bisher aus.

Über die Gründe, warum Frauen als Hexen angeklagt wurden, ist bereits viel geschrieben worden. Einleuchtend erscheint die Erklärung, dass besonders Frauen als Sündenziegen für Alltagsängste und gesellschaftliche Missverhältnisse herhalten mussten. In einer patriarchal strukturierten Gesellschaft ist es nicht verwunderlich, dass allen Frauen von Natur aus der Hang zum Bösen nachgesagt wurde, so wie es die beiden deutschen Dominikanermönche in ihrem 1486 verfassten Hexenhammer verbreiteten. Schließlich seien die Frauen Töchter Evas, die sich im Paradies von der Schlange verführen ließ; und daher seien die Frauen auch für den Einfluss des Teufels und damit der Hexerei besonders empfänglich. So wurden zum Beispiel Frauen, sobald die wachsende Rivalität zwischen männlichen und weiblichen Tätigkeiten als bedrohlich erlebt wurde, schnell als zerstörerische Wesen gebrandmarkt. Davon betroffen waren tüchtige Geschäftsfrauen, die Männern Konkurrenz machten, oder heilkundige, mit speziellem Wissen ausgestattete Frauen.

Zahlreiche der Hexerei beschuldigte Frauen in Europa waren unverheiratet, waren Witwen, lebten allein, isoliert von der patriarchalen Gesellschaft und waren deshalb auch extrem gefährdet, wenn sie aus der Norm fielen. Aber auch Frauen nach der Menopause, Heilerinnen, sehr arme, sehr reiche oder sehr schöne Frauen, Rothaarige, Frauen, die zu viel wussten und auch zugezogene Frauen, deren fremde Sitten und Ge-

bräuche oft als befremdlich empfunden wurden, - kurzum eigentlich jedes weibliche Wesen, das die vorgeschriebenen Verhaltensnormen im Allgemeinen und die Regeln sexueller Kontrollierbarkeit im Besonderen überschritt, war gefährdet, als Hexe beschuldigt zu werden.

Die Strategie, die Frauen der gesellschaftsbedrohenden Hexerei zu beschuldigen, wurde im frühen Europa oft schematisch auf von der Norm „abweichende“ Frauen angewandt - ein Mechanismus, der in anderen Gesellschaften bis heute lebendig ist. Ein bengalisches Sprichwort heißt z. B.: „Kümmert sich eine Frau mehr um ein Kind als dessen eigene Mutter, dann ist sie gewiss eine Hexe.“ Weltweit werden Frauen in Sprichwörtern nur allzu bereitwillig der Hexerei und der Teufelei bezichtigt.

Hexenprozesse sind aber nicht nur ein Phänomen früherer Jahrhunderte. Auch im 20. Jahrhundert, besonders in den 1950er und 1960er Jahren wurden z. B. in Schleswig-Holstein vor den Toren Hamburgs viele Frauen als Hexen beschuldigt.¹⁾

Im Zeitraum zwischen 1948 und 1965 häuften sich in allen Teilen Deutschlands die Hexen-Fälle, die als krimineller Aberglaube vor den Gerichten landeten. Allein in Lüneburg gab es z. B. im Jahre 1950 insgesamt 15 Hexenprozesse. Dabei wurden nicht - wie einige Jahrhunderte zuvor - Frauen als Hexen beschuldigt und angeklagt. Nun ging es vor Gericht um die Tatbestände Beleidigung,

Verleumdung, üble Nachrede und Betrug. Es standen Menschen vor Gericht, die behaupteten, bestimmte Frauen seien Hexen, die z. B. ihr Vieh behext hätten, oder es wurden Menschen angeklagt, die sich als Hexenbanner ausgaben und mit ihrem Wirken und dem Schüren von Ängsten vor angeblichen Hexen, viel Geld machten.

Die Ursachen, warum vor und nach den Weltkriegen der Hexenwahn einen gewaltigen Aufschub erhielt, muss mit den seelischen und materiellen Erschütterungen und dem Zusammenbrechen festgefügtter Lebensformen in Verbindung gebracht werden. Da waren einmal die Not nach den Weltkriegen und die ersten Nachkriegsjahre. Auf dem Lande gab es bedingt durch die Flüchtlinge eine plötzliche Überbevölkerung. Hier verbreitete sich die Angst vor den fremden Leuten mit ihren fremden Sitten und Gebräuchen und ihrem fremden Dialekt. Deshalb wurden Flüchtlingsfrauen häufig als Hexen beschuldigt. Hinzu kam die landwirtschaftliche Umstrukturierung. Die zunehmende Rationalisierung, Mechanisierung und Anpassung an die industrielle Welt der Landwirtschaft überforderte so manchen und weckte das Bedürfnis, an Wunder zu glauben oder auch angstmachende Techniken mit Hexenwerk zu erklären. Schwer zu verarbeitender Druck auf Gemeinschaft oder Individuum verstärkt nun einmal irrationale Haltungen und Handlungsweisen. Dass dabei in erster Linie Frauen die Opfer sind, liegt an dem patriarchal geprägten Gesellschaftsbild.

Text: Rita Bake

Quellen: 1) siehe zum Thema Hexenwahn im 20. Jahrhundert: Joachim F. Baumhauer: Johann Kruse und der neuzeitliche Hexenwahn. Zur Situation eines norddeutschen Aufklärers und einer Glaubensvorstellung im 20. Jahrhundert untersucht anhand von Vorgängen in Dithmarschen. Neumünster 1984.

Zum Thema Hexenverfolgung in der Frühen Neuzeit und im Mittelalter siehe: Anita Rogge: Hexenverfolgung in Hamburg? Schadzauber im Alltag und in der Justiz, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht GWU. Zeitschrift des Verbandes Friedrich Seetze. Bd. 46. 1996.

Lannerweg

Rahlstedt (1951); Joseph Franz Karl Lanner (1801–1843), Walzerkomponist. Seine Tochter war die Ballettmeisterin und -tänzerin Käthi Lanner (14.9.1829 Wien–15.11.1908 London).

2019 wurde der Lannerweg auch nach Karl Lanners Tochter **Katharina Lanner** mitbenannt. Seitdem heißt der Weg: nach Josef Frank Karl L. (1801–1843), Tanzkomponist, und dessen Tochter Katharina L. (1829 Wien–1908 London), Ballettmeisterin und -tänzerin.

Ausgebildet in Wien, wurde Käthi Lanner nach einem Gastspiel im Jahre 1855 nach Hamburg gerufen, um das aus neun Solotänzerinnen und -tänzern sowie sechzehn Tänzerinnen bestehende Ballett aus der Krise zu führen. Als fest engagierte Solistin und hochbezahlte Ballettmeisterin schuf Käthi Lanner eine Reihe aufwendig ausgestatteter Choreographien. 1858 reiste sie mit dem von ihr geschaffenen Kinderballett nach Paris und ging im Herbst desselben Jahres nach Pest, wo sie so gut gefiel, dass sich ihr auf einige Tage festgelegtes Gastspiel auf über ein halbes Jahr ausdehnte. Danach kehrte sie in ihre Heimatstadt Wien zurück. 1861 ging sie auf Reisen nach Jassy, Odessa, Bukarest, Kairo und Petersburg. Von 1863 bis 1865 war sie noch einmal in Hamburg. Doch kündigte sich bereits an, was bald zur Regel werden sollte. Seit der Direktion von B. A. Herrmann, dem Vater der Schauspielerin am Thalia-Theater Julie Herrmann (1823–1889), ab 1862 sank das Ballett zu bloßem Beiwerk in Opern und Singspielen herab. 1869 gründete Käthi Lanner eine eigene

Ballettgesellschaft, mit der sie auch in Hamburg auftrat. Ab 1875 lebte und arbeitete sie in London. Die Tochter des Walzerkönigs komponierte auch mehrere Ballette.

Ab 1887 bis kurz vor ihrem Tod arbeitete sie als Ballettmeisterin am Empire Theater in London.

Verheiratet war sie von 1864 bis zur Scheidung mit dem Tanzmeister Johann Baptist Alfred Karl Viktor Geraldini. Das Paar bekam drei Töchter.



*Katharina Lanner,
Lithographie von Adolf Dauthage, 1861*

Leipeltstraße

Wilhelmsburg, benannt 1964, nach Hans Leipelt, (1921–1945), Student, in Wilhelmsburg aufgewachsen, Widerstandskämpfer gegen den Nationalsozialismus, Mitglied der Gruppe „Weiße Rose“, Opfer des Nationalsozialismus

2017 ergänzt um seine Mutter Dr. rer. nat.

Katharina Leipelt, geb. Baron (1893–1943), Opfer des Nationalsozialismus

Neuer Erläuterungstext: benannt nach Hans L. (1921–1945), in Wilhelmsburg aufgewachsen, als Student Mitglied des Hamburger Zweiges der Widerstandsgruppe „Weiße Rose“, Widerstandskämpfer gegen den Nationalsozialismus, und dessen Mutter Katharina L. (1893–1943), Opfer des Nationalsozialismus

Dr. rer. nat. **Katharina Leipelt**, geb. Baron (28.5.1893 Boskowitz–9.12.1943 im Polizeigefängnis Fuhlsbüttel) stammte aus einer jüdischen, dem evangelischen Glauben angehörenden Wiener Familie und war mit dem sieben Jahre älteren katholischen Dipl. Ing. Konrad Leipelt verheiratet. Das Paar hatte zwei Kinder: Hans, geb. 1921, und Maria, geb. 1925.

Im selben Jahr, als Maria geboren wurde, zog die Familie Leipelt von Wien nach Hamburg, wo Konrad Leipelt eine Anstellung als Hüttendirektor in den Wilhelmsburger Zinnwerken erhalten hatte. Die Familie lebte zunächst in Rönneburg in der Vogteistraße 23 in einer prachtvollen Villa. Konrad Leipelt war damals Technischer Direktor der Zinnwerke Wilhelmsburg. Später zog die Familie in ein eigenes Haus in die heutige Mannesallee in Wilhelmsburg.

Die Nürnberger Rassengesetze von 1935 griffen tief in das Leben der Familie ein. Nach

nationalsozialistischer Lesart galt die dem evangelischen Glauben angehörende Katharina Leipelt als Jüdin, da ihre Eltern gebürtige Juden waren. Ihre Kinder Hans und Maria waren demnach „Halbjuden“ bzw. „jüdische Mischlinge 1. Grades“, und ihre Ehe mit dem „Arier“ Konrad Leipelt wurde als „Mischehe“ eingestuft. Die Ehe bot Katharina Leipelt zunächst noch einen gewissen Schutz.

Nachdem Konrad Leipelt im September 1942 verstorben war, war dies auch das Ende vieler Ausnahmeregelungen, die für Juden, die in einer sogenannten Mischehe lebten, und ihre Kinder galten. Katharina Leipelt erhielt die Aufforderung, sich zur Zwangsarbeit bei einer Futtermittelfirma in der Moorburger Straße in Harburg zu melden.

Während der Zeit des Nationalsozialismus erhielt der Sohn in seinem Studienort München Kontakt zu oppositionellen Gruppen, und die Wilhelmsburger Wohnung der Leipelts wurde zu einem Treffpunkt von Gegnerinnen und Gegnern des Nazi-Regimes. Hans Leipelt und andere hatten 1943 u. a. das 6. Flugblatt der „Weißen Rose“ nach Hamburg gebracht. Im Oktober 1943 wurden Hans Leipelt und andere aufgrund einer Denunziation verhaftet. Es folgten weitere Festnahmen, denen auch Katharina Leipelt und ihre Tochter nicht entgingen. Maria Leipelt wurde am 9. November 1943 von der Gestapo abgeholt, ihre Mutter vier Wochen später am 7. Dezember 1943. Beide Frauen wurden in das Polizeigefängnis Fuhlsbüttel überstellt. Als „Jüdin“ hatte Katharina Leipelt keine Chance auf ein gericht-

liches Verfahren. Sie nahm sich am 9. Dezember 1943 in ihrer Zelle das Leben. Ihr Hausstand wurde danach öffentlich versteigert.

Hans Leipelt wurde 1945 in München enthauptet. Maria Leipelt wurde zu elf Monaten Haft verurteilt und kam ins Frauenzuchthaus Cottbus. Von dort wurde sie, als die sowjetische Armee die Oder überquerte, gen Westen gebracht, wo sie im April 1945 in Bayreuth von den Amerikanern befreit wurde.

Text im Wesentlichen von Klaus Möller



Katharina Leipelt, 1920

Lili-Wertheimer-Weg

Neugraben-Fischbek, seit 2020, benannt nach Lili W., geb. Reich (21.6.1901 Neu Bidschow (heute: Novy Byzov) – 16.5.1945 KZ Bergen-Belsen). Sie wurde als Jüdin 1943 ins Getto Theresienstadt deportiert. 1944 zunächst weiter ins Konzentrationslager Auschwitz. Danach leistete sie in Hamburg Zwangsarbeit in den zum Konzentrationslager Neuengamme gehörenden Außenlagern Dessauer Ufer im Hafen, Falkenbergsweg in Neugraben sowie Tiefstack. Kurz vor Kriegsende wurde sie ins Konzentrationslager Bergen-Belsen verlegt, wo sie wenige Tage nach der Befreiung des Lagers verstarb.

Stolperstein vor dem Zwangsarbeiterinnenlager Falkenbergsweg 62 (Harburg, Neugraben-Fischbek)

Als Lili Reich das Licht der Welt erblickte, gehörte die kleine ostböhmische Stadt, in der ihre jüdischen Eltern Isidor und Malvina Reich, geb. Fischman, damals lebten, noch zum Territorium der Donaumonarchie Österreich-Ungarn. Sie waren nicht die einzigen Juden in diesem Ort am südöstlichen Rand des Riesengebirges, in dem es bereits seit 1559 eine Synagoge gab. Der jüdische Friedhof in Neu Bidschow wurde um 1520 angelegt und gehört zu den ältesten Böhmens. Die Größe der jüdischen Gemeinde schwankte im Laufe der Jahrhunderte, aber ihre Existenz war ungeachtet dieser Schwankungen bis zum Untergang der ersten Tschechischen Republik im März 1939 nie ernsthaft in Ge-

fahr. Hier verbrachten Lili Reich und ihre Geschwister Marta, Leo und Victor ihre ersten Kinderjahre, und hier gingen sie auch zur Schule. Das Ende der Schulzeit bedeutete für Lili Reich den Aufbruch zu neuen Ufern. Davon zeugen ihr Studienjahre an der Pariser Sorbonne, wo sie Kurse in Philologie und Philosophie belegte, und ihre vielen Reisen in die nahe und ferne Umgebung. Oft war sie dabei mit ihrem eigenen Auto unterwegs, was damals alles andere als selbstverständlich war.

Im April 1925 heiratete sie Fritz Wertheimer (*1.5.1894) aus Znaim (heute: Znojmo) in Südmähren, der ebenfalls aus einer jüdischen Familie stammte. Er arbeitete als Kaufmann in der Konservenfabrik seines Vaters Johann Wertheimer, in der Gurken und Sauerkraut eingelegt und in alle Welt exportiert wurden.

Das junge Ehepaar bezog eine Wohnung in dieser südmährischen Stadt an den Ufern der Thaya (heute: Dyje), und hier kamen 1926 und 1929 ihre beiden Töchter Miriam (Marie) und Chana (Hanka) zur Welt. Religiöser Mittelpunkt der jüdischen Gemeinde und ihrer ca. 790 Mitglieder (1928) war die im Jahre 1888 errichtete Synagoge der Stadt. Unter den Gläubigen waren – außer Johann und Fritz Wertheimer – auch noch einige andere erfolgreiche Geschäftsleute und Unternehmer, die nicht unwesentlich zum Wohlstand der Stadt beitrugen. Insgesamt gesehen, stellten die Znaimer Juden aber nur eine verschwindende Minderheit im Vergleich zu den Angehörigen der beiden

großen Volksgruppen dar. 1930 waren 61% der Stadtbevölkerung Tschechen und 37% Deutschstämmige.

Für Miriam und Hanka Wertheimer war es eine glückliche Zeit, in der sie als wohlbehütete Kinder und Mädchen in dieser Landschaft an der tschechisch-österreichischen Grenze im Kreise ihrer Familie aufwuchsen. Das gilt auch noch – allerdings mit leichten Abstrichen – für die ersten Wochen und Monate nach der Scheidung ihrer Eltern im Jahre 1934. Doch je mehr die Spannungen zwischen den beiden großen Volksgruppen zunahmen, desto weniger blieben die Kinder davon unberührt. Die heile Welt endete für sie mit einem gewaltigen Schock, als deutsche Truppen nach dem Münchener Abkommen im September 1938 die Grenzgebiete der Tschechoslowakischen Republik besetzten und ihr Vater kurz danach auf der Straße am helllichten Tage verhaftet wurde und auf für immer verschwand.

Lili Wertheimer floh daraufhin Hals über Kopf mit ihrer inzwischen verwitweten Mutter und den beiden Töchtern zunächst zu ihrem Bruder Leo und seiner Familie nach Prossnitz (heute: Prostějov) und dann – ohne ihre Mutter – weiter nach Prag. Znaim wurde am 1. Oktober 1938 dem Deutschen Reich einverleibt und Teil des Reichsgaus Niederdonau. Im November 1938 zerstörten Nationalsozialisten die Synagoge der Stadt.

Lili Wertheimer erkannte sehr schnell, dass sie und ihre Kinder auch weiterhin akut bedroht waren, doch die Suche nach einer sicheren Zuflucht wurde immer schwieriger. Einige Freunde und Verwandte hatten sich von heute auf morgen zur Auswanderung

entschlossen, andere waren noch dabei, entsprechende Pläne zu schmieden, während ihnen die Zeit davon rannte und die Hürden immer unüberwindbarer wurden. Viele Hoffnungen konzentrierten sich auf Palästina als erreichbares Ziel. Das dürfte auch für Lili Wertheimer gegolten haben, und das umso mehr, nachdem sie wusste, dass ihr Bruder Victor sich dorthin hatte retten können. Auch die dreizehnjährige Tochter Miriam und ihre drei Jahre jüngere Schwester Hanka träumten immer intensiver von Palästina und drangen immer tiefer in die Ideenwelt Theodor Herzls ein.

Dass diese Träume für Miriam Wertheimer trotz aller Widrigkeiten auch wahr wurden, grenzt an ein Wunder. Im Sommer 1939 gelangte sie mit einem der letzten Kindertransporte, die ihre Heimat noch rechtzeitig vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs verlassen konnten, nach Palästina. Dort wartete sie in den folgenden Wochen und Monaten vergeblich auf ein Wiedersehen mit ihrer Mutter und ihrer jüngeren Schwester. Alle Hoffnungen, dass dies in naher Zukunft geschehen könnte, zerplatzten endgültig, als das Auswanderungsverbot für Juden am 23. Oktober 1941 auch im „Protektorat Böhmen und Mähren“ zur Geltung kam. Dies und die kurz zuvor auch hier verfügte Anordnung zum Tragen des Judensterns waren deutliche Zeichen einer Verschärfung der Judenverfolgung.

Lili Wertheimer musste sich auf die neuen Gegebenheiten einstellen und fand nach einiger Zeit bei der Prager Jüdischen Gemeinde eine Anstellung als Sekretärin, so konnte sie die Miete für eine bescheidene Wohnung in

der Zitná 38 in unmittelbarer Nähe des Wenzelsplatzes bezahlen. Doch als ihr Arbeitgeber sie eines Tages aus finanziellen Gründen entlassen musste und sie danach trotz aller Anstrengungen keinen neuen Arbeitsplatz fand, wurde die Lage für sie immer kritischer. In diesen schweren Stunden wurde Maschka, das nichtjüdische Kindermädchen, das ihr seit einiger Zeit treu zur Seite stand, zum rettenden Engel. Sie half ihr nicht nur bei der täglichen Hausarbeit, sondern kümmerte sich auch um das Wohlergehen ihrer Tochter Hanka, die sie bald fest in ihr Herz schloss. Als Lili Wertheimer nun nach dem Verlust ihres Arbeitsplatzes nicht mehr wusste, wie es weitergehen sollte, mietete Maschka die Wohnung umgehend in ihrem Namen an und erklärte Lili Wertheimer mit ihrer Tochter zu ihrer Untermieterin. Überwältigt von Gefühlen tiefer Dankbarkeit, ergriff die bisherige Mieterin den rettenden Anker, wohlwissend, dass sie andernfalls mit ihrer Tochter auf der Straße gestanden hätte und obdachlos geworden wäre.

Die Luft zum Atmen wurde für Juden im „Protektorat Böhmen und Mähren“ immer dünner. Sie mussten nicht nur weitere Kürzungen ihrer Lebensmittelrationen mit immer größeren Unterschieden gegenüber anderen Teilen der Bevölkerung hinnehmen, sondern in schneller Folge auch mit weiteren Einschränkungen zurechtkommen, die ihre Freizeitgestaltung, ihre Mobilität vor Ort und nicht zuletzt auch ihre wirtschaftliche Existenzgrundlage betrafen.

Im Herbst 1941 begann die Deportation der tschechischen Juden, die anfangs nach Lodz und bald darauf in das Getto Theresien-

stadt verschleppt wurden, das inzwischen in der einstigen österreichischen und später tschechischen Garnisonsstadt errichtet worden war.

Am 8. Juli 1942 mussten sich zunächst Malvina Reich und die Familie ihres Sohnes Leo auf den Weg in dieses neue Quartier begeben. Ihre Tochter und ihre Enkelin folgten ihr neun Monate später – am 6. März 1943. Als sie ihre Mutter und Großmutter dort wiedersehen, war sie bereits halb verhungert und kaum noch ansprechbar. Bald erkannten Lili und Hanka Wertheimer die Ursache dieser Veränderung. Hunger, Erschöpfung und Krankheiten gehörten zum Alltag der Menschen. Die hygienischen Verhältnisse waren mehr als katastrophal, und auch die medizinische Versorgung ließ viel zu wünschen übrig, so dass sie nur wenig an dem stets hohen Krankenstand und an der extrem hohen Todesrate der Einwohnerschaft dieses Gettos ändern konnte.

Dass Hanka Wertheimer hier im Mädchenheim L 410 Unterschlupf fand, war für sie ein kleiner Lichtblick in der Dunkelheit des Gettolebens. Im Zimmer 28 traf sie auf einige Freundinnen aus ihren Prager Tagen und knüpfte schnell Freundschaft mit anderen Mädchen, die Zuversicht ausstrahlten. Im Schutze dieses Kinderheims und in der Obhut der hier wirkenden Betreuerinnen führten die Mädchen vorübergehend ein fast normales Leben, das von einem guten Miteinander und einer starken Solidarität getragen war, gepaart mit der Hoffnung auf bessere Zeiten.

Von den insgesamt ca. 60 Mädchen, die eine Zeitlang im Zimmer 28 untergekommen waren, überlebten nur fünfzehn. Theresien-

stadt war für die meisten seiner Bewohnerinnen und Bewohner nur eine Zwischenstation. Die Transporte in die Vernichtungslager im Osten gehörten zum Alltag dieses Ortes und wurden erst eingestellt, als die Front immer näher rückte.

Am 18. Mai 1944 mussten auch Malvina Reich sowie Lili und Hanka Wertheimer die Reise in Richtung Osten antreten. Erst als sie das Endziel erreicht hatten, sahen sie, dass sie in Auschwitz waren, einem Ort, der alles übertreffen sollte, was sie bisher an Elend und Leid erlebt hatten. Gleich nach ihrer Ankunft wurden sie erst einmal in ein „Sonderlager für Juden aus Theresienstadt“ geführt, ohne dass sie sich vorher – wie bei der Abfertigung anderer Transporte – einer Selektion unterziehen mussten, bei der Malvina Reich angesichts ihres Alters keine Überlebenschance gehabt hätte. Dies wurde dann im Sommer 1944 bei der Auflösung des Familienlagers mit dem Ergebnis nachgeholt, dass der größte Teil der Betroffenen – alle Kinder und alle älteren Menschen – den Weg in die Gaskammern antreten musste und nur wenigen dieses Schicksal erspart blieb.

Lili und Hanka Wertheimer gehörten zu denen, die für noch arbeitsfähig gehalten und in einem Transport mit 1.000 anderen Frauen in das KZ-Außenlager Dessauer Ufer im Hamburger Hafen geführt wurden, das dem Konzentrationslager Neuengamme unterstand.

Zwei Monate später wurden sie von dort in das Frauenaußenlager Neugraben am Falkenbergsweg im Hamburger Süden verlegt. Hier hatten sie zwar keine Ermordung durch Gas zu befürchten, aber das Prinzip der Ver-

nichtung durch Arbeit, das hier praktiziert wurde, verbreitete kaum weniger Angst und Schrecken. Im Umfeld des Lagers kamen die Frauen beim Bau von Behelfsheimen, beim Ausheben eines Panzergrabens, bei der Trümmerbeseitigung und beim Schneeschieben zum Einsatz.

Anfang Februar 1945 wurden sie noch einmal verlegt, bevor sie zwei Monate später – nach einem Zwischenaufenthalt im KZ-Außenlager Tiefstack – im Zuge der Räumung der Hamburger Außenkommandos des KZ Neuengamme in das KZ Bergen-Belsen gebracht wurden. Als sie dieses Lager betraten, bot sich ihnen ein Bild des Grauens. Seit dem Beginn der Evakuierung der frontnahen Konzentrationslager im Dezember 1944 war ein Häftlingstransport nach dem anderen hier eingetroffen, ohne dass das Lager auf diesen Zustrom vorbereitet war. Tausende Häftlinge starben in den letzten Monaten des Zweiten Weltkriegs infolge völlig mangelhafter Verpflegung und unzureichender Krankenversorgung. Das Massensterben endete auch nicht am 15. April 1945, als britische Truppen das Lager befreiten. Unter denjenigen, die nicht mehr gerettet werden konnten, befand sich auch Lili Wertheimer, die am 16. Mai 1945 für immer die Augen schloss.

Neben ihrer Mutter Malvina Reich gehören auch ihr Mann Fritz Wertheimer und seine beiden Brüder Alfred und Richard Wertheimer sowie ihre Schwester Marta Reich, ihre Schwägerin Lotte Parnass und ihr Bruder Leo Reich mit seiner Frau Klara und ihrem Sohn Thomas zu den Opfern des Holocaust.

Ihre Tochter Hanka kehrte im Sommer 1945 zunächst in die tschechoslowaki-

sche Hauptstadt zurück. Angesichts ihres schlechten Gesundheitszustandes verbrachte sie anschließend drei Jahre in einem Sanatorium in der Schweiz, bevor sie dann 1949 nach Israel auswanderte.

Text: Klaus Möller, aus:
www.stolpersteine-hamburg.de

Quellen: Yad Vashem. The Central Database of Shoa Victims' Names: www.yadvashem.org. Häftlingsliste des Lagers Theresienstadt. Theresienstädter Gedenkbuch. Archiv der KZ-Gedenkstätte Neuengamme.
Hannelore Brenner-Wonschick: Die Mädchen von Zimmer 28: Freundschaft, Hoffnung und Überleben in Theresienstadt. München 2004.
Ludmila Chládková: Getto Theresienstadt. Prag 2005.
Danuta Czech: Kalendarium der Ereignisse im Konzentrationslager

Auschwitz-Birkenau 1939–1945. Reinbek 1989.
Zeitzeugenbericht und Gespräch mit Hanka Weingarten, geb. Wertheimer, am 4.5.2015 in der KZ-Gedenkstätte Neuengamme.
Karl-Heinz Schultz: Das KZ-Außenlager Neugraben, in: Jürgen Ellermeyer, Klaus Richter, Dirk Stegmann (Hrsg.): Harburg. Von der Burg zur Industriestadt. Hamburg-Harburg 1988, S. 493ff.
The Encyclopedia of Jewish Life before and during the Holocaust, edited by Shmuel Spector and

Geoffry Wigoden. New York 2001.
Walfried Blaschka, Gerald Frodl: Der Kreis Znaim von A bis Z. Geislingen 2009.
Hans Ellger: Zwangsarbeit und weibliche Überlebensstrategien. Die Geschichte der Frauenaußenlager des Konzentrationslagers Neuengamme 1944/45. Berlin 2007.
Karl-Heinz Schultz: Das Barackenlager am Falkenbergsweg 1936–1976. Entstehung – Nutzung – Ende, in: Peter de Knecht: Olinka. Eine Freundschaft, die im Krieg begann. Hamburg 2012.

Lilly-Giordano-Stieg

Ottensen (2022), nach Lilly Sophie Giordano, geb. Lehmkuhl (16.1.1897 Hamburg – 1.1.1980 Hamburg), Klavierlehrerin, Verfolgte des NS- Regimes, Mutter des Schriftstellers Ralph Giordano

Ein Erinnerungsstein für Lilly Giordano steht im Garten der Frauen auf dem Ohlsdorfer Friedhof.

Geboren als uneheliches Kind von Selma Seligmann wuchs Lilly überwiegend bei ihren Großeltern auf. Ihr Vater war ein wohlhabender Jude aus Straßburg, „der verschwand, als seine Tochter sechs Jahre alt war. Bald nach 1900 heiratete die Mutter den Bauschlosser und entschiedenen Sozialdemokraten Rudolph Lehmkuhl, der von da an als Stiefvater Lillys fungierte. (...) Als Lilly schon als Kind musikalische Begabung zeigte, förderten ihre Großeltern sie, indem sie ihr ein Klavier kauften und sie in einem der Hamburger Musikinstitute zum Klavierstudium anmeldeten. Am 4. Mai 1917 schloss sie mit dem ‚Reifezeugnis der Lehrbefähigung für Elementar- und Mittelstufe‘ mit sehr gutem Erfolg ab (...). Seitdem gab sie privat Klavierstunden und war zudem in der Saison 1919/1920 als Dozentin am Klaerschen Konservatorium in Blankenese, das damals zu Altona gehörte, tätig. 1921 lernte sie den Pianisten Alfons Giordano kennen und heiratete ihn im Jahr darauf. Das Paar bekam insgesamt vier Kinder, eins davon ist der spätere Schriftsteller Ralph Giordano, der 1923 geboren wurde.

Mit den Klavierstunden, die sie in ihrer Mietwohnung in der Hufnerstraße in Hamburg-Barmbek gab, trug sie in den nächsten Jahren zum Lebensunterhalt der Familie bei.“¹⁾

1935 wurde Lilly Giordano wegen ihrer jüdischen Herkunft aus der Reichsmusikkammer ausgeschlossen und erhielt Berufsverbot.

Der Musikwissenschaftler Peter Petersen schreibt weiter über Lilly Giordanos Werdegang, der veröffentlicht wurde:

„Im Herbst 1942 wurden Lilly und Alfons Giordano in die Gestapoleitstelle in Hamburg befohlen, wo dem ‚arischen‘ Ehemann nahegelegt wurde, sich von seiner ‚jüdischen‘ Frau scheiden zu lassen. Giordano, dessen Impulsivität sich schon früher oft und unerwartet Bahn gebrochen hatte, bekam einen Tobsuchtsanfall und drohte damit, in seiner ersten Heimat Italien von den Zumutungen der deutschen Polizei zu berichten. Die Gestapo ließ die beiden wieder gehen, doch ab jetzt war es klar, dass das Leben von Frau und Kindern einzig davon abhing, dass Alfons Giordano zu ihnen hielt, damit der Status einer ‚privilegierten Mischehe‘ – so die Nomenklatur der Nazis – aufrecht erhalten blieb. 1943 wurde das Berufsverbot, das für Lilly Giordano schon seit 1935 galt, auch auf ihren Mann ausgedehnt.“²⁾

1943 wurde die Familie ausgebombt. Sie fand Zuflucht in Bösdorf, doch 1944 wurden Lilly und Alfons denunziert und sie musste zurück nach Hamburg, wo die beiden Zwangsarbeit leisten mussten. Lilly Giordano musste in

Hamburg Bahrenfeld in den Firmen Heldmann und Bommelmann, die Rattengift produzierten, unter schlimmsten hygienischen Bedingungen Sortier- und Einfüllarbeiten verrichten, was zu starken gesundheitlichen Schäden führte.

„Im Februar 1945 wurde [Lilly Giordano](#) von der Gestapo erneut aufgefordert, sich zur ‚Verschickung‘ bereit zu halten, was wohl ihren Tod bedeutet hätte. Dies nahm Sohn Ralph zum Anlass, die Familie in ein bereits vorher ausgekundschaftetes Versteck in der Alsterdorfer Straße in Hamburg-Alsterdorf zu bringen, wo die fünf Personen vom 14. Februar an bis zur Befreiung am 4. Mai unter unerträglichen Bedingungen, unterstützt von ihrer früheren Nachbarin Grete Schulz, dahingerieteten und am Ende auch überlebten.

Nach dem Krieg konnte [Lilly Giordano](#) mit Mann und Kindern eine Wohnung in der Elbchaussee beziehen. Doch selbst hier noch waren sie antisemitischen Anfeindungen ausgesetzt; gegen verleumderische Handzettel mit der Aufschrift ‚Judenschweine raus!‘ strengten sie eine Strafanzeige gegen Unbekannt an, die zu Ermittlungen bis ins Jahr 1954 führte, ohne dass Täter gefasst wurden (...). [Lilly Giordano](#) traute sich zu, wieder als Klavierlehrerin zu arbeiten, hatte aber kein Instrument mehr und bat deshalb – wegen Ausbombung – um Soforthilfe beim Amt für Wiedergutmachung. Diese wurde nicht gewährt. Zehn Jahre lang kämpfte sie um

Anerkennung als an Beruf und Gesundheit schwer Geschädigte. Am Ende wurde ihr eine monatliche Rente in Höhe von 250,- DM zugestanden, die sich freilich Jahr für Jahr erhöhte. Den Beruf als Klavierlehrerin konnte sie jedoch nicht wieder aufnehmen. Sie lebte einige Jahre in Altona, wo sie ihrem Mann bei dem Versuch half, ein Geschäft aufzubauen: erst eine Leihbibliothek, dann einen Waschsalon; am Schluss blieben aber nur Schulden übrig. 1963 zog sie mit Mann und Tochter nach Hamburg-Langenhorn um. Hier starb Alfons Giordano im Oktober 1972. Ihre behinderte Tochter [geboren 1946] kam 1978 in die Alsterdorfer Anstalten. [Lilly Giordano](#) – inzwischen 82jährig – ging 1979 in das nicht weit davon entfernte Pflegeheim Alsterberg. Hier starb sie am 1. Jan. 1980.“³⁾

Quellen: Ausführlicher Lebenslauf unter: www.lexm.uni-hamburg.de/object/lexm_lexmperson_00005725
Lexikon verfolgter Musiker und Musikerinnen der NS-Zeit.

1-3: Peter Petersen: Lilly Giordano, in: Lexikon verfolgter Musiker und Musikerinnen der NS-Zeit, Claudia Maurer Zenck, Peter Petersen (Hg.), Hamburg: Universität Hamburg, 2014

(www.lexm.uni-hamburg.de/object/lexm_lexmperson_00005725).

Liselott-Kreidelmeyer-Hof

Sinstorf, seit 2017; benannt nach Liselott K. (19.6.1923 Hittfeld–ermordet 27.8.1943 Wien), wohnte in Harburg, erkrankte nach ihrer Einschulung an Meningitis, wurde in die „Landesheilanstalt Am Steinhof“ in Wien verlegt und dort 1943 ermordet; Opfer des Nationalsozialismus

Für **Liselott Kreidelmeyer** liegt ein Stolperstein vor ihrem Wohnhaus Am Frankenberg 8 in Wilstorf.

Liselott Kreidelmeyer war das dritte von sieben Kindern ihrer Eltern Franz und Erna Kreidelmeyer. Die ersten Jahre ihrer Kindheit verbrachte sie in Emmendorf bei Hittfeld. Ihr Vater fuhr zur See als Kapitän und arbeitete bei der HAPAG (Hamburg-Amerikanische Paketfahrt-Actien-Gesellschaft) als Schiffsbefrachter (Tallymann) im Hamburger Hafen. Jahrelang war Liselott das lebhafteste Kind der Familie.

Für das unbekümmerte Mädchen und ihre Eltern und Geschwister brach eine Welt zusammen, als es nach der Einschulung an Meningitis (Hirnhautentzündung) erkrankte und dauerhafte Hirnschäden davontrug. Das gesamte Familienleben änderte sich, da die kleine Liselott von nun an mehr Fürsorge als alle anderen benötigte. Die Familie zog daraufhin Ende der 1920er Jahre ins benachbarte Harburg, wo sie zunächst in der Dürerstraße (heute: Flebbestraße) und dann Am Frankenberg 8 wohnte.

Mit ihrem Frohsinn und ihrem kindlichen Charme war das Mädchen Liselott Kreidel-

meyer überall gern gesehen. Sie sprudelte vor Spielideen und sang, wo immer und wann immer sie konnte. Ihr Repertoire an Kinderliedern war unerschöpflich. Mit Vorliebe begleitete sie ihre Mutter bei der Gartenarbeit. Sie wusste, was die Pflanzen brauchten und wie sie hießen. Besonders gern sammelte sie Heilkräuter. Eltern und Geschwister unterstützten sie. Obwohl sie bald eine andere Schule besuchte als ihre Freundinnen, akzeptierten diese sie uneingeschränkt ebenso wie die Menschen in ihrer Nachbarschaft. Die Beziehung zu ihren Eltern intensivierte sich, insbesondere in den Jahren, in denen die kleine Harburgerin epileptische Anfälle erlitt. Vor allem nachts wurde sie immer häufiger von Krampfanfällen – manchmal sogar mehrmals – aus dem Schlaf gerissen. Sie schrie dabei laut.

Mehrere längere Aufenthalte im Städtischen Krankenhaus Harburg-Wilhelmsburg und in der Universitätsklinik Eppendorf führten zu keiner dauerhaften Besserung. Jedes Mal wurde sie auf Wunsch der Eltern ungeheilt nach Hause entlassen, was die familiäre Situation stets aufs Neue belastete. Die intensive Betreuung des kranken Mädchens zehrte vor allem an den Kräften der Mutter, sodass das zuständige Jugendamt 1937 schließlich eine Aufnahme der Schülerin in die damaligen Alsterdorfer Anstalten zum Wohle aller Beteiligten ins Gespräch brachte. Dieser Vorschlag wurde, obwohl den Eltern die Zustimmung schwer fiel, am 1. September 1938 in die Tat umgesetzt.

Die Empfehlung schien nicht verkehrt gewesen zu sein, da Liselott Kreidelmeyer sich

Text entnommen aus: „Stolpersteine in Hamburg-Harburg und Hamburg-Wilhelmsburg – Biographische Spurensuche“, Landeszentrale für politische Bildung, Institut für die Geschichte der deutschen Juden (Hrsg.),

Hamburg 2012, S. 142f.

Grundlagen für den Text: Gedenkbuch der Evangelischen Stiftung Alsterdorf; Gespräch des Verfassers mit Klaus und Ruth Kreidelmeyer vom

30.6.2011; Michael Wunder u. a., Kein Halten, 2. Auflage, Hamburg 2016

in diesem Haus der Inneren Mission gut entwickelte. Bereits nach drei Monaten stellten die Ärzte und das Pflegepersonal fest: „[Die junge Patientin] zeigt sich an ihrer Umgebung sehr interessiert, möchte gern alles wissen. Sie besieht gern Bilderbücher und liest den anderen Kindern daraus vor. Der Appetit ist immer gut.“ Die vielen Besuche ihrer Eltern und Geschwister und die gelegentlichen Urlaubstage im Elternhaus am Frankenberg dürften ihr das Gefühl gegeben haben, dass sie weiterhin fest zur Familie gehörte und dass die Aussicht, eines Tages in ihren Kreis zurückzukehren, nicht unrealistisch war. Doch mit zunehmender Aufenthaltsdauer kehrten die epileptischen Anfälle immer häufiger zurück.

Alle Hoffnungen auf eine positive Wende erfüllten sich am Ende nicht. Im August 1943 gehörte Liselott Kreidelmeyer zu den 469 Insassen der damaligen Alsterdorfer Anstalten, die auf Initiative von Pastor Friedrich Lensch, dem Direktor des Hauses, in enger Zusammenarbeit mit der Hamburger Gesundheitsbehörde aus der Hansestadt abtransportiert wurden.

Am 16. August 1943 wurde die zwanzigjährige Patientin zusammen mit 227 anderen Alsterdorfer Mädchen und Frauen in die „Landesheilanstalt Am Steinhof“ in Wien verlegt. Hier verstärkten sich ihre epileptischen Anfälle. Nach einem heftigen Anfall am 27. August 1943 stellten die Ärzte einen Tag später ihren Tod fest. In ihrer Sterbeurkunde wurde „Fallsucht“ als Todesursache angegeben. Ob sich ihre Asche wirklich in der Urne befand, die ihren Eltern nach Kostenerstattung zugestellt wurde, darf bezweifelt werden.

Text: Klaus Möller



Liselott Kreidelmeyer, Schülerin in Harburg

Loki-Schmidt-Platz

Winterhude, seit 2017; *Hannelore „Loki“ Schmidt*, geb. Glaser (3.3.1919 Hamburg–21.10.2010 Hamburg) war Pädagogin, Naturschützerin und Autorin

Siehe unter Loki-Schmidt-Garten in „Ein Gedächtnis der Stadt“, Band 2, S. 280ff.

Maetzelweg

Volksdorf, seit 1960, benannt nach Emil Maetzel (1877–1955) Maler und Baudirektor und seine Ehefrau Dorothea Maetzel, geb. Johannsen (6.2.1886 Lensahn/Holstein–8.2.1930 Hamburg), Malerin

Ergänzt 2017 um die ebenso bedeutende Tochter des Ehepaars Maetzel: Monika Maetzel (1917–2010)

Neuer Erläuterungstext: benannt nach Emil M. (1877–1955) Baudirektor und Maler, dessen Ehefrau Dorothea M. (1886–1930), Malerin und der gemeinsamen Tochter Monika M. (1917–2010), Keramikmeisterin, langjährige Obermeisterin der Hamburger Töpferinnung

„Wie man immer wieder inwendig gezwungen wird, sich von allem loszumachen, weil man doch wieder ein Stückchen schaffen möchte, ehe man ganz fortgeht.“¹⁾ Auf eine prägnantere Formel als diese von ihr selbst in einem Brief gewählte kann man das Leben der Malerin, Ehefrau und vierfachen Mutter Dorothea Maetzel-Johannsen kaum bringen. Spricht aus ihr doch nicht nur der immer neu zu bewältigende Interessenskonflikt zwischen Leben und Kunst, sondern auch die ungeheure Energie und Spannkraft, die diese Malerin auszeichnete, die ihr um fangreiches Werk im Wesentlichen in einem einzigen Jahrzehnt, zwischen 1919 und 1929, schuf.

Dorothea Maetzel-Johannsen wurde am 6. Februar 1886 als fünftes von sechs Kindern in Lensahn in Holstein geboren. Die Eltern, der Amtmann Christian August Johannsen und seine Ehefrau Friederike Auguste, geb. Körner, nannten die Tochter Dora. Den Namen

Dorothea legte sich das Mädchen selbst zu, als es entdeckte, dass sein Geburtstag, der 6. Februar, Dorothea, der Schutzheiligen der Gärtner, geweiht ist. „Die Natur ist mir eine holde Freundin, die mich versenkt in einen schönen Traum. Mehr, sie gibt mir zuzeiten das Gefühl einer grenzenlosen Wollust, in dem ich vollkommen versinken kann. Ich spüre, daß es heute noch so stark ist wie in der Kindheit und daß es wohl stets so bleiben wird. Und daß es einfach für mich lebensnotwendig ist, zuzeiten mich dem Gefühl hinzugeben. Was natürlich die Gefahr in sich schließt, daß es das eingeborene Hinneigen zur Inaktivität (sagen wir ruhig Faulheit) unterstützt“,²⁾ wird Dorothea Maetzel-Johannsen später schreiben. Und die Natur ist es auch, die sie in ihren Bildern zu fassen sucht: „Man sieht die Unmöglichkeit, das Vibrierende, das fortwährend sich Wandelnde zu geben, daß die Natur eigentlich unfaßlich ist. Man möchte ein Gleichnis dafür finden, und das ist so schwer. Und doch muß mans können oder man soll die Finger davon lassen.“³⁾

Dora war schon als Kind von zarter Gesundheit. Die damals übliche Behandlung ihres Gelenkrheumatismus mit Arsen führte zu einem lebenslänglichen Herzleiden, an dem sie im Alter von nur 44 Jahren starb. Dora besuchte keine öffentliche Schule, sondern wurde von einer Hauslehrerin unterrichtet. Sehr früh begann sie zu malen und zu zeichnen. Von 1906 bis 1909 besuchte sie die Gewerbeschule für Mädchen in Hamburg in der Brennerstraße, um Zeichenlehrerin zu werden.

1) Der Kreis. Zeitschrift für künstlerische Kultur. Hrsg. v. d. Hamburger Bühnen. Nr. 8 1931.

2) Ebenda.

3) Ebenda.

Mehr konnte sie sich zunächst offenbar nicht vorstellen. Als aber der Maler Kuchel ihre Arbeiten ansah, berichtete sie stolz und voller Sehnsucht nach einer Ausbildung als Malerin an die Schwester: „Der Maler K. war hier und sah sich auch meine Arbeiten an. Er sagte, ich solle doch sehen, eine Zeitlang in Berlin bei einem Maler, den er mir nannte, zu arbeiten. Ja, er hat gut reden! Papa werde ich aber nichts davon sagen. Er kann es doch nicht, und es würde ihn nur traurig machen.“

Ich freue mich aber doch, daß K. meine Sachen mal richtig kritisiert hat. Nun weiß ich jedenfalls, daß ich etwas kann. Oh, wenn ich doch mal so ordentlich lernen könnte, wie ich möchte, wie wäre das herrlich.“⁴⁾

Dass sie „etwas kann“, bemerkte auch jemand anderes, der spätere Oberbaurat und Leiter der Städtebauabteilung der Hansestadt unter Fritz Schumacher Emil Maetzel, der selbst gern Malerei studiert hätte, auf Wunsch des Vaters aber einen bürgerlichen Beruf ergriff, Architekt wurde und – malte. Er sah bei Freunden eine aquarellierte Zeichnung der 19-jährigen Dorothea Johannsen, die ihn so beeindruckte, dass er wusste: Die muss ich kennenlernen! Er klemmte sich hinter seine Schwester. Sie riet ihm ab. Eine Frau, die Malerin werden wolle, könne bestimmt nicht kochen. Das war ihm, der sich vier Kinder wünschte, ganz egal. Hauptsache, sie war begabt!

Als die beiden sich kennenlernten, muss es wie ein Blitz- und Donnerschlag bei beiden gewesen sein, erzählt Monika Maetzel, die jüngere Tochter des späteren Ehepaares.

Doch während er zur Ehe drängte, wollte sie nicht nur ihr Examen machen, sondern zumindest noch eine Zeitlang als Zeichenlehrerin arbeiten. Dieses Bedürfnis nach Freiheit, das sie schon in dem eingangs zitierten Brief als Grundbedingung ihres Schaffens nennt, formulierte sie immer wieder: „Ich könnt mir denken, daß es Dir zuweilen geht wie mir, wenn man der Menschen überdrüssig ist und mal ganz alleine sein möchte.“

Von rechtswegen darf keiner wissen, wo man ist. So hab ich mir immer schon als Kind eine heimliche Laube gebaut ins grüne Gebüsch. Der Mensch ist wohl ein Tier, das gern Verstecken spielt.“⁵⁾ Und an anderer Stelle: „Ich glaube, die schönsten Stunden kann man nur alleine erleben. Ist es bitter oder süß?“⁶⁾ Nicht ohne eine gewisse Traurigkeit erzählt auch Tochter Monika Maetzel: „Im Grunde wollte sie frei sein. Sie liebte ihre Kinder, aber im Grunde wollte sie ungebunden sein.“

Nach kurzer Lehrerinnentätigkeit in Schleswig begann mit der Heirat im Frühjahr 1910 für das Paar jedoch zunächst eine Zeit intensivsten gemeinsamen Lebens und Arbeitens: „Vom Künstlerischen gebildet hat mein Vater sie.“ Immer wieder betont die Tochter Monika im Gespräch, dass der Vater anerkannt habe, dass die Mutter die Begabtere von beiden gewesen sei, sie aber dennoch enorm gefördert habe, da sie sehr wenig von moderner Kunst gewusst, er ihr den Expressionismus erst nahe gebracht habe. „Sie war natürlich emanzipiert in ihrer Art. Aber sie wäre es ohne die anfängliche Unterstützung meines

4) Zitiert nach: Mathias F. Hans (Hrsg.): Dorothea Maetzel-Johannsen 1886–1930. Monographie und kritischer Werkkatalog. Hamburg 1986.

5) Der Kreis, a. a. O.

6) Ebenda.

Vaters nicht so geworden. Sie wäre sicher auch eine sehr gute Malerin geworden, aber wer weiß, ob sie diesen Durchbruch geschafft hätte ... das fragen wir uns oft.“ An dieser innigen Verbindung des Ehepaares änderten weder der Ausbruch des Ersten Weltkrieges noch die Geburt der vier Kinder (Ruth 1911, Bogumil 1913, Peter 1915, Monika 1917) etwas. Dorothea Maetzel-Johannsen war oft bei ihrem Mann in Berlin, wo er als Offizier in einem Eisenbahner-Ersatz-Bataillon stationiert war. Gemeinsam besuchten sie Abendaktkurse und zogen durch die Kneipen, um zu zeichnen. „Aus den Berliner Jahren gibt es phantastische Skizzenbücher. Da haben sie in Kneipen gesessen und Typen gezeichnet, einfach doll!“ erzählt Monika Maetzel. Sie selbst und ihre Geschwister waren bald in Berlin unter der Obhut einer Tante, bald wurden sie mit einem Schild um den Hals auf die Bahn gesetzt – Richtung Lensahn zu den Großeltern und Tanten:

„Das nahm man nicht so kompliziert, wir Kinder wuchsen so nebenher auf. Also an sich ein bißchen schlimm.“ In dieser Berliner Zeit hatte Dorothea Maetzel-Johannsen auch eine Weile Unterricht bei Lovis Corinth.

Nach Kriegsende bezog die Familie eine geräumige Wohnung am Erenkamp 20. Das Ehepaar arbeitete zusammen und war sich dabei so nahe, dass man oft nicht unterscheiden kann, ob ein Bild von ihr oder von ihm stammt. In dieser Zeit zwischen 1919 und 1921 entstanden Dorothea Maetzel-Johannsens großformatige expressionistische Kompositionen, die sie, ebenso wie ihr Mann Gründungsmitglied der

Hamburgischen Sezession, auf den ersten Sezessionsausstellungen zeigte. Doch dann kam wieder der Freiheitsdrang. Beide mieteten sich jeweils ein eigenes Atelier, einige Minuten von der Wohnung entfernt.

1923 erhielt Dorothea Maetzel-Johannsen von Gustav Pauli, dem damaligen Direktor der Kunsthalle, den Auftrag, vier große, gerahmte Supraporten in Öl für den Vorraum zum großen Vortragssaal der Kunsthalle zu malen. Sie entstanden in den Jahren 1923 und 1924 und sind nur dank der mutigen Tat eines Museumstischlers erhalten, der sie in einer Zwischenwand versteckte, als sie als entartete Kunst entfernt werden sollten. 1925 dann eine Zäsur. Der Expressionismus neigte sich zum Ende.

Emil Maetzel wendete sich der Neuen Sachlichkeit zu, malte Bilder, die seine Frau nicht sehr schätzte, sie suchte eigene Wege ... er redete ihr zu, nach Paris zu gehen. Wie feinfühlig Emil Maetzel damit die Existenz seiner Frau begriff, verrät ihre „Reise nach Paris“, vom biographischen Standpunkt ein Schlüsselbild. Kleinformatig, nur 27 x 23 cm groß, zeigt das Bild eine nackte Frau, die ihren Kopf an den rückwärtsgewandten des Rehes schmiegt, auf dem sie einem offenen Tor entgegenreitet. Die Sonne begleitet sie auf ihrem Weg.

Dorothea Maetzel-Johannsen blieb ein halbes Jahr in Paris, malte den Pont Neuf, Häuser an der Seine, den Pont Michel und Notre Dame. Die Farben und Konturen ihrer Bilder wurden weicher.

Nach ihrer Rückkehr bezog die Familie 1926 das von Emil Maetzel entworfene Haus in

Volksdorf. Sie behielt ihr Atelier in der Stadt. Ende 1926 malt sie überlebensgroße figürliche Kompositionen an zwei Wände eines Kinderheimes in Lüneburg, im Winter 1927/28 drei große Bilder für die Ausstellung „Raumgestaltung“ des Architekten Karl Schneider.

Mit der künstlerischen Trennung von ihrem Mann lockerte sich auch die menschliche Beziehung.

Für die Kinder machte das freilich keinen Unterschied. Sie hatten eigentlich nie mit den Eltern zusammengelebt: „Wir hatten eine Henny, die alles machte, und die wir alle sehr liebten, aber sie war eben ganz einfach. Wir aßen nie mit unseren Eltern. Wir aßen mit Henny.

Mein Vater behauptete immer, Kinder müßten aufwachsen wie das Unkraut“, erzählt Monika Maetzel, nicht ohne hinzuzufügen, dass sie das rückblickend für falsch hält, dass sie vieles später hätten mühsam nachholen müssen, was andere Kinder spielerisch erlernten.

Im September 1929 brach Dorothea Maetzel-Johannsen zu einer letzten Reise nach Visby auf Gotland auf. Trotz ihrer angeschlagenen Gesundheit stellte sie sich dem rauen, stürmischen Klima und malte. „Es donnert und blitzt den ganzen Tag (...) das erstmal in den Wochen, und ich finde das Gewitter herrlich. Als es von neuem begonnen, bin ich in die Kathedrale, die geliebte, gegangen und hab vor dem schönen Fenster gesessen. Dem Fenster, das manchmal wie weiche blaue Seide ist, manchmal jauchzend wie Gesang der Engel, und heute, in der düsteren Kirche, mit den Blitzen dahinter, geheimnisvoll, ich weiß nicht

wie. Ich glaube, wenn ich sterbe, dann sehe ich diese Fenster vor mir. Man ist hier den Dingen so nahe, und doch behalten sie ihre Größe und Würde und ihr Geheimnis – ich werde Sehnsucht nach der Kathedrale haben, sie ist mir fast wie eine Heimat.“⁷⁾

Dorothea Maetzel-Johannsen starb am 8. Februar 1930, wenige Monate nach ihrer Rückkehr von Gotland. Das für die Wandelhalle des Planetariums entworfene Deckengemälde konnte sie nicht mehr selbst ausführen. „Und ich bin doch nun mal so vergnügungssüchtig, daß ich am liebsten einen langen Spaziergang mit Dir machte. Also auf Wiedersehen in einer etwas rosigeren Welt (...)“⁸⁾ schreibt sie an den Bildhauer Friedrich Wield, der ebenfalls Gründungsmitglied der Hamburgischen Sezession war und der 1931 für Dorothea Maetzel-Johannsen eine Gedächtnisausstellung im Kunstverein organisierte, in der 120 ihrer Werke zusammen mit seinen gezeigt wurden.

Text: Brita Reimers

Monika Maetzel (12.2.1917 Hamburg–18.10.2010 Hamburg), Tochter des Ehepaares Maetzel, war Keramikmeisterin, -malerin, -bildhauerin und -lehrerin und langjährige Obermeisterin der Hamburger Innung für das Töpfereihandwerk. Sie wohnte lange im elterlichen Haus am Langenwiesen 15, wo sie auch ihre Werkstatt betrieb, später am Bornkampsweg 39 in Ahrensburg auf Gut Wulfsdorf (heutige Adresse der Werkstatt, die 2009 von Birgit Best übernommen wurde).

7) Zitiert nach: Mathias F. Hans (Hrsg.), a. a. O.

8) Ebenda.

Geboren wurde Monika Maetzel als viertes und jüngstes Kind des Hamburger Künstler-Ehepaares Emil Maetzel und Dorothea Maetzel-Johannsen. Seit den 1940er-Jahren setzte Monika Maetzel ihren eigenen Weg durch: Als Töpfermeisterin erwarb sie Beachtung und Anerkennung und entwickelte einen bis heute gültigen Stil.

Von 1947 bis 2003 leitete sie ihre Keramikwerkstatt im Volksdorfer Elternhaus.

Die Geschichte des Künstlerhauses Volksdorf liest sich kurios: „Das ‚Paradies‘ war ein feuchtes Waldgrundstück, das Monikas Vater Emil Maetzel (1877–1955) vor 100 Jahren von einem kleinen Erbe erworben hatte – was dessen Mutter nach der Erstbesichtigung schockierte: ‚Ach mein Junge, jetzt hast du das schöne Geld in den Sumpf geschmissen‘, soll sie geklagt haben. Doch der Architekt Emil Maetzel (...) hatte eine Vision. Für seine Familie (...) baute er im Eichenwald 1924 ein Sommerhaus und verband dieses 1926 mit einem Wohnhaus. Auf einer Lichtung dahinter war schon vorher zur Entwässerung ein kreisförmiger Teich entstanden, den Maetzel wegen der Himmelsspiegelungen auf der Oberfläche ‚das Auge Gottes‘ nannte.“⁹⁾

So wurde der Garten in den 1920er-Jahren zum Ausflugsziel der Hamburger Sezession, die sich als „vitale expressionistische Künstlergruppe“ – nicht unähnlich der späteren Hippiekultur – in Hamburg organisiert hatte. Emil Maetzel war zeitweise ihr Vorsitzender.

Mit sechzehn Jahren begann „Monja“, wie die Jüngste gerufen wurde, eine pädagogische

Ausbildung. Auf ein anschließendes Praktikum bei dem Bauplastiker Richard Küöhl folgten drei Jahre Studium von 1936 bis 1938 bei dem Keramiklehrer Max Wünsche an der Hamburger Landeskunstschule am Lerchenfeld. Nach dem frühen Tod der Mutter Dorothea 1930 und den Sanktionen der Nationalsozialisten an ihrem Vater (er erhielt Malverbot und wurde als Oberbaurat von seinem Posten suspendiert) wurde es still um das Künstlerhaus Maetzel.

Die erste Kunstreise mit ihrem Bruder Peter zur Ausstellung „Entartete Kunst“ 1937 nach München ließ in Monika Maetzel einen Entschluss reifen: Gegen den Willen ihres Vater setzte sie ihr Studium der Keramik und Bildhauerei an der Akademie der Angewandten Künste in München fort. 1940 bestand sie die Gesellenprüfung als Töpferin; auf drei Werkstattjahre bei Helma Klett in Fredelsloh im Solling folgte vier Jahre später ihre Meisterprüfung vor der Handwerkskammer in Hildesheim.

Im März 1947 eröffnete die junge Meisterin in dem von ihrem Vater umgebauten Elternhaus im Stadtteil Volksdorf ihre Töpferwerkstatt. Die Aufbaujahre nach den Zerstörungen des Zweiten Weltkriegs, die regelmäßige Teilnahme an den Frankfurter Frühjahrs- und Herbstmessen und an der Hamburger Jahresmesse des Norddeutschen Kunsthandwerks im Museum für Kunst und Gewerbe sowie eigene Atelieraussstellungen machten sie bekannt und sicherten den Absatz von formschönen, charmannten Geschirren, Gebrauchsgeräten, Vasen,

9) Lutz Wendler: Das bedrohte Paradies in Volksdorf: Wo Sezessionisten baden gingen und Gebrauchskeramik für Generationen entstand, in: Hamburger Abendblatt vom 7.7.2006.

Vgl.: maetzel-keramik.de und gut-wulfsdorf.de/keramikwerkstatt. www.kuenstlerhaus-maetzel.de
Vgl.: Karin von Behr: „Maetzel, Monika“, in: Hamburgische Biografie, Personenlexikon. Hrsg. v. Franklin

Kopitzsch und Dirk Britzke, Göttingen 2012, Band 6, S. 203–204 sowie dort angegebene weiterführende Literatur.

Schalen, Fliesen, Deckeldosen oder erzählender Kleinplastik mit Motiven aus ihrem paradiesischen Garten wie Gräser, Blätter, Früchte, Vögel.

Dass die von ihr entwickelten Rezepturen alle Trends bis zum aktuellen „Landhaus-Stil“ überstanden, war auch einem „Kniff“ zu verdanken. Nicht exklusive Unikate waren Monika Metzels Ziel: Die Formen sollten so gebildet sein, dass sie Abweichungen vertrugen. Das ermöglichte Auszubildenden und Mitarbeitenden die Möglichkeit eigener Erfahrungen und der Werkstatt eine höhere Auslastung. In ihrer besten Zeit belieferte sie mehr als 150 Fachgeschäfte.

Monika Maetzel war auch eine der wenigen Keramikmalerinnen ihrer Zeit. Im Laufe ihres rund 50-jährigen Schaffens bildete Hamburgs „dienstälteste Keramikerin“ 45 Lehrlinge aus. Als Obermeisterin der Hamburger Töpferinnung nahm sie 35 Jahre lang Prüfungen ab und wurde 1955, im Todesjahr ihres namhaften Vaters, auf der internationalen Keramikausstellung im italienischen Faenza mit der Silbermedaille ausgezeichnet. 1982 erhielt sie den Justus-Brinckmann-Preis. Zwischen 1955 und 1992 nahm sie an 21 Ausstellungen von Hamburg bis Birmingham, von Darmstadt bis Hyogo (Japan) teil.

Exponate von ihrer Hand und aus ihrer Werkstatt befinden sich in öffentlichen Sammlungen.

Zu den Hinterlassenschaften der Töpferin, die am liebsten Bildhauerin geworden wäre, gehört auch das einzige erhaltene Künstler-

haus der 1920er-Jahre in Hamburg, das von ihr gepflegt und bewahrt wurde. Der 2003 gegründete „Freundeskreis Künstlerhaus Maetzel“ bemüht sich um Erhalt und Nutzung des unter Natur- und Denkmalschutz stehenden Künstlerhauses.

Die Keramikmeisterin Birgit Best betreibt mit ihrer Werkstatt die Tradition der Werkstatt von Monika Maetzel weiter.

Zusammengestellt von Cornelia Göksu

Marianne-Timm-Weg

*Rothenburgsort, seit 2015, benannt nach **Marianne Timm** (8.2.1913 Hamburg–1.11.1993 Hamburg), evangelische Theologin und Religionspädagogin*

So heißt es in der offiziellen Benennung dieser Straße (Amtlicher Anzeiger vom 22.12.2015). Verschwiegen wird dabei, dass **Marianne Timm** Hamburgs erste Pastorin war, die von der Kanzel predigen durfte.

Nach den theologischen Examina, die Marianne Timm in den Jahren 1937 und 1939 abgelegt hatte, arbeitete sie als Pfarramtshelferin in einer Hamburger Gemeinde – als Pastorin dürfen Frauen erst seit 1968 arbeiten. Außerdem war sie bis 1949 in der Studentenseelsorge der Universität Hamburg tätig. 1941 organisierte sie als Reisesekretärin für die Evangelischen Studentengemeinden „inoffizielle Tagungen [für 30–50 Vertrauensstudentinnen] und sammelte Geld für in der Illegalität lebenden Juden“,¹⁾ schrieb der Historiker Dr. Rainer Hering in einem Portrait über Marianne Timm. „1942 nahm sie – zusammen mit anderen Vikarinnen (...) an der 3. Sitzung des Vikarinnenausschusses der Bekennenden Kirche in der Altpreußischen Union teil und war Mitglied der Kleinen Kommission (...) dieses Gremiums. Zusammen mit Hermann Diem (...) setzte sie sich dafür ein, daß Frauen nicht nur in Zeiten eines Notstandes predigen dürften. Sie äußerte sich fast belustigt darüber, daß eine Frau erst einen Gottesdienst halten solle, wenn überhaupt kein Mann mehr da sei, ‚der noch eine Predigt irgendwie vorlesen kann‘.“²⁾ Nach dem Krieg durfte Marianne

Timm keine Reisetätigkeit mehr unternehmen, auch Andachten und Bibelstunden, die sie während des Zweiten Weltkrieges abgehalten hatte, wurden ihr nun untersagt – die Männer waren wieder da und riefen nach Arbeit. Marianne Timm hatte sich nun den sozialen Aufgaben zu widmen. „Ihre theologische Kompetenz und ihr Amtsverständnis kollidierten mit den Vorstellungen ihrer Vorgesetzten. 1948 bat sie um ihre Versetzung und am 1.5.1949 wechselte Marianne Timm an die Evangelische Akademie Hamburg, wo sie für Religionspädagogik zuständig war und vor allem Tagungen organisierte.“³⁾ 1953 wurde sie ordiniert. Sie erhielt das Recht der Wortverkündigung und der Sakramentsverwaltung, was Frauen zuvor nur in seltenen Ausnahmefällen und dann auch nur für ein fest umrissenes Arbeitsgebiet verliehen worden war.

Von 1955 bis 1967 war Marianne Timm Schriftleiterin des Rundbriefes des Konventes evangelischer Theologinnen in Deutschland und ab 1966 als Geschäftsführerin Mitglied des Vorstandes. Von 1969 bis zu ihrer Pensionierung 1979 war sie Pastorin am Katechetischen Amt bzw. später am Pädagogisch-Theologischen Institut der Nordelbischen Evangelisch-Lutherischen Kirche in Hamburg. Auch unterrichtete sie Religion an der Wandsbeker Rudolf-Steiner-Schule.

1969 erhielt Marianne Timm von der evangelisch-lutherischen Kirche als erste Frau in Hamburg den Titel „Pastorin“. Im selben Jahr wurde es auch verheirateten Theologinnen erlaubt, weiter im Dienst zu bleiben, soweit es der Stellenplan zuließ.

1) Rainer Hering, In: Hamburg Lexikon. Hrsg. Franklin Kopitzsch und Daniel Tilgner. Hamburg 1998.

2) Ebenda.

3) Ebenda.

1970 wurde Marianne Timm als erste Theologin in den Kirchenrat gewählt. „Der Rat der EKD berief T. als einzige Frau zum Mitglied des Ausschusses für Bild und Film im Religionsunterricht der Evangelischen Kirche in Deutschland und ernannte sie zugleich zu dessen Geschäftsführerin.“⁴⁾ Auch war sie Vorsitzende des Evangelischen Landesverbandes für die weibliche Jugend Hamburg.

Text: Dr. Rita Bake

4) Ebenda.

Mariannenruh-Platz

*Altona-Nord, seit 2016, benannt in Anlehnung an das väterliche Ausflugslokal „Mariannenruh“ in Langenfelde, das unter der Leitung von **Marianne Ruaux** (2.7.1802 Altona–4.7.1882 Hamburg Eimsbüttel), Hamburger Gastwirtin, sehr beliebt wurde*

Die Gastwirtin **Marianne Ruaux**, später verehelichte Schindler, ging als „die schöne Marianne“ in die Geschichte Hamburgs ein. Sie führte von 1824 bis 1831 das väterliche Ausflugslokal „Mariannenruh“ an der Emahusbleiche. Heute trifft hier die Kieler Straße auf den Eimsbüttler Marktplatz. Unter ihrer Leitung wurde die Gastwirtschaft sehr beliebt und bekannt. Doch diese Beliebtheit schlug schnell ins Gegenteil um, als Marianne, in den Augen der männlichen Verehrer, nicht mehr als die begehrte, schöne Jungfrau stilisiert werden konnte, die die Männer erobern wollten. Ab dem Zeitpunkt, als Marianne unehelich schwanger wurde und sich daraufhin verheiratete, stellte sie für die Männer keine schöne zu begehrende Trophäe mehr dar. Der Jagdinstinkt der Verehrer war erloschen. Die Einnahmen in der Gastwirtschaft gingen zurück.

Als ein Grund für die Benennung der Straße in Altona-Nord nach der „schönen Marianne“ wird angegeben: „Da der Platz Nord in Zukunft auch Gastronomische Betriebe als Anlieger haben wird, ist dies die passende Benennung“.¹

Über die „schöne Marianne“, Tochter französischer Einwanderer, hat der Archivar des Hamburger Staatsarchives Joachim W. Frank eine Kurzbiographie verfasst. Er schreibt über ihre Popularität: „Bekannte Künstler kamen

nach Eimsbüttel, um die für ihre Schönheit weit-hin berühmte Dame zu porträtieren. Dichter schrieben Theaterstücke über sie. An Markttagen stand das Lokal (...) unter so großem Andrang der Männerwelt, das am 4. August 1825 sogar die Polizei eingreifen musste, um das Gedränge unter Kontrolle zu bringen. Die Kundenschaft musste an Markttagen Eintritt bezahlen, um das Grundstück, (...) betreten zu dürfen.

Die ‚Schöne Marianne‘ (...) brachte 1833 im Alter von 29 Jahren in aller Stille die uneheliche Tochter Emilie zur Welt. Im selben Jahr hatte sie ein zweites Lokal an Doormanns Bleiche, dem heutigen Doormannsweg, eröffnet, das aber nicht florierete. Der Vater des Kindes, John Jochmus, entschwand auf Betreiben seines Vaters, eines reichen Hamburger Kaufmanns, nach Amerika, und so heiratete Marianne 1836 den acht Jahre jüngeren, arbeitslosen Leipziger Kaufmann Robert Schindler. Er adoptierte Emilie, vier weitere Kinder kamen in den folgenden Jahren hinzu.

Mit dieser Verbindung endete auch der Ruhm Mariannes, die 1839 mit ihrem Mann nach Hamburg zog. Männer, die ihr einst zu Füßen gelegen hatten, verspotteten sie nun. Bei ihren alten Freunden geriet sie in Vergessenheit, und keine der Gasthäuser, die sie in den nächsten Jahren eröffnete, wurde ein Erfolg.“²

Auch Mariannes Ehe ging in die Brüche. Ihr Ehemann soll das von Marianne erwirtschaftete Vermögen ruiniert haben. Nach zwölfjähriger Ehe erfolgte die Scheidung. Im selben Jahr starb der Ehemann an „geistiger Umnachtung“. Joachim W. Frank schreibt weiter: „Zu den finan-

1) Siehe unter <https://sitzungsdienst-altona.hamburg.de/bi/voo2o.asp?VOLFDNR=1004105>

2) Joachim W. Frank: Marianne Schindler, in: Hamburgische Biografie: Personenlexikon. Hrsg. von Fran-

klin Kopitzsch und Dirk Brietzke. Bd. 3. Hamburg 2003, S. 338.

ziellen Schwierigkeiten kam ein weiterer Schicksalsschlag; John Jochmus kehrt nach Hamburg zurück und erwirkte am 25. September 1846 vor Gericht das Sorgerecht für seine uneheliche Tochter, um sie, wie es hieß, ‚in der feinen Gesellschaft zu erziehen‘.

Nach der Scheidung von Robert Schindler machte Marianne aus dem ehemaligen ‚Hotel de Prusse‘ in der Großen Theaterstraße ein Hotel garni, das sie bis 1853 betrieb. Anschließend führte sie nacheinander Restaurationen in der Kleinen Theaterstraße und in der Hermannstraße, bis sie im Alter von 64 Jahren wieder nach Eimsbüttel zurückzog, wo sie bis 1872 eine Wirtschaft in der Fruchttallee [32] betrieb und sich dann zur Ruhe setzte.“³

Sie lebte zwischen 1872 und 1874 in der Bartelsstraße 105, zuletzt am Kleinen Schäferkamp 14.

Text: Rita Bake



Marianne Ruaux

3) Ebenda.

Marie-Bautz-Weg

*Farmsen-Berne, seit 2017, nach **Marie Bautz** (1.2.1879 Eppishofen bei Augsburg – 30.12.1929 Hamburg), Fabrikarbeiterin, später Geschäftsführerin; von 1919–1924 Mitglied der Hamburgischen Bürgerschaft (SPD) und Deputierte der Behörde für Öffentliche Jugendfürsorge*

Marie Bautz arbeitete zuerst als Dienstmädchen und später bis zu ihrer Verheiratung im Jahre 1900 als Fabrikarbeiterin. 1907 kam sie nach Hamburg und wurde 1913 Geschäftsführerin im Verband der Hausangestellten.

Nachdem 1918 die Frauen das aktive und passive Wahlrecht erkämpft hatten, wurden 1919 bei der Wahl zur Hamburgischen Bürgerschaft zum ersten Mal Frauen in die Bürgerschaft gewählt. 168 Männer und siebzehn Frauen zogen 1919 in die Bürgerschaft ein. Unter den siebzehn gewählten weiblichen Abgeordneten, war auch Marie Bautz. Sie und weitere acht Frauen gehörten der SPD-Fraktion an, vier Frauen der DDP (Deutsche Demokratische Partei), zwei der USPD (Unabhängige sozialdemokratische Partei), eine der DVP (Deutsche Volkspartei) und eine weitere der DNVP (Deutschnationale Volkspartei). Schwerpunkte der Politik der weiblichen Bürgerschaftsabgeordneten waren die Bereiche Sozialpolitik und Wohlfahrtspflege, Bevölkerungspolitik und Gesundheitsfürsorge, Jugendpflege und Schulpolitik sowie Ehe- und Familienrecht.

Obwohl Frauen nun das aktive und passive Wahlrecht besaßen, blieben sie im Parlament in der Minderheit und erhielten kaum aussichtsreiche Listenplätze. Frauen waren als Politikerinnen nicht gefragt.

Text: Dr. Rita Bake

Marienberg

Billstedt (2019): In Bezug auf die südlich liegende Kirche in Steinbek als markantes und zentrales örtliches Bauwerk.

Diese Kirche hat allerdings keinen namentlichen Bezug zur Heiligen Maria oder zu einer anderen Maria. Die Kirche heißt schlicht und einfach „Kirche in Steinbek“. Laut telefonischer Auskunft des Kirchenbüros gab es einmal die Vermutung, dass die Kirche in früheren Zeiten „Marienkirche“ geheißen haben soll, was wohl nicht stimmt. Nun wurde im November 2019 „die insgesamt etwa 150 m lange, von der Steinbeker Marktstraße – etwa 130 m nördlich der Kirche in Steinbek – zunächst etwa 60 m nach Südosten abzweigende, dann nach Süden und Südsüdwesten schwenkende und stumpf endende, neu entstehende Erschließungsstraße, an die im unteren Teil noch ein etwa 25 m langer Stichweg nach Südosten angefügt ist, gemeinsam [als] **Marienberg**“¹ benannt.

In dem Buch „Papst Franziskus. Maria – Gedanken über die Mutter Gottes“ heißt es auf Seite 158f: „Maria lehrt uns, jenen Blick zu haben, der sich bemüht, aufzunehmen, zu begleiten, zu schützen. Lernen wir, aufeinander unter dem mütterlichen Blick Mariens zu schauen! Es gibt Menschen, die wir instinktiv weniger beachten und die dagegen dessen mehr bedürfen: die am meisten Verlassenen, die Kranken, alle, die nichts zum Leben haben, jene, die Jesus nicht kennen, die jungen Menschen, die in Schwierigkeiten sind, die jungen Menschen, die keine Arbeit finden. Ha-

ben wir keine Angst, hinauszugehen und auf unsere Brüder und Schwestern mit dem Blick der Gottesmutter zu schauen, sie fordert uns auf, wahre Geschwister zu sein.“²

1) Amtlicher Anzeiger Nr. 91, Freitag, den 15. November 2019, S. 1589.

2) Papst Franziskus. Maria – Gedanken über die Mutter Gottes. Herausgegeben von Bischof Dr. Stefan Oster SDB, Freiburg 2016, S. 158f.

Marion-Gräfin-Dönhoff-Brücke

Hamburg-Altstadt, seit 2018, nach Marion Hedda Gräfin Dönhoff (2.12.1909 Friedrichstein/Ostpreußen–11.3.2002 Friesenhagen/Siegerland), Journalistin, Autorin, Publizistin, Chefredakteurin und Mitherausgeberin der Wochenzeitung „Die Zeit“; in dieser Funktion Gesprächspartnerin für führende Politiker der Welt; Widerstandskämpferin gegen den Nationalsozialismus; Ehrenbürgerin der Freien und Hansestadt Hamburg, heißt es in der Bekanntmachung „Benennung von Verkehrsflächen“ im Amtlichen Anzeiger vom 11.9.2018.

Bei der Brücke handelt es sich um die von der Rückseite des Gebäudes Alter Wall 12 nach Nordwesten über das Alsterfleet führende und in die Wegfläche Alsterarkaden – in Höhe des Gebäudes Neuer Wall 41 – einmündende, neu einzufügende Fußgängerbrücke.

Am 2. Dezember 1909 wurde **Marion Gräfin Dönhoff** als drittes von vier Kindern auf dem Familiensitz Schloss Friedrichstein in Ostpreußen geboren. Ihr Vater, August Karl Graf Dönhoff, war Reichstagsabgeordneter, ihre Mutter Ria von Lepel Palastdame der Kaiserin Auguste Viktoria. In ihrer Kindheit und Jugend wurde Marion Gräfin Dönhoff geprägt durch die feudale Gesellschaft, in der sie aufwuchs. Nach dem Abitur ging sie 1932 nach Frankfurt am Main und studierte dort Volkswirtschaft. Die Wahl ihres Studienfachs leitete sie in späteren Äußerungen aus ihren Erfahrungen während der Wirtschaftskrise ab.

Nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten 1933 scheute sie sich nicht, öffentlich zu protestieren. So unternahm sie

den Versuch, die Hakenkreuzfahne vom Dach der Universität zu entfernen, und riss Plakate von den Wänden, auf denen Dozentinnen und Dozenten diffamiert wurden, indem man sie als Juden und Linke kategorisierte. Marion Gräfin Dönhoff verteilte Flugblätter gegen die Nationalsozialisten und wurde bald wegen ihrer offen ausgesprochenen Sympathien für die Linken die „rote Gräfin“ genannt. Um nicht Opfer nationalsozialistischer Verfolgung zu werden, wechselte sie ihren Studienort und ging nach Basel.

1935 schrieb sie ihre Promotion über die Entstehung und Verwaltung des Gutes der Familie Dönhoff. Noch im selben Jahr begann sie mit ausgedehnten Reisen durch Europa, nach Ostafrika und Nordamerika, um auf diese Weise weiteren Konfrontationen mit den Nationalsozialisten zu entgehen.

1937 kehrte sie jedoch nach Ostpreußen zurück und begann, sich mit ihrem älteren Bruder Heinrich um die Verwaltung des Dönhoffschen Besitzes zu kümmern. Als Heinrich bei Kriegsbeginn 1939 als Soldat eingezogen wurde, übernahm Marion Gräfin Dönhoff allein die Gutsverwaltung.

Während der folgenden Kriegsjahre gelang es ihr, nach außen hin die das nationalsozialistische Regime befürwortende Gutsherrin zu spielen und im Verborgenen im Widerstand aktiv zu sein. Marion Gräfin Dönhoff, Helmuth James Graf von Moltke, Peter Graf Yorck von Wartenburg und Claus Schenk Graf von Stauffenberg hatten engen Kontakt zueinander, auch hielt Marion Gräfin von Dönhoff den Informa-

tionsfluss zwischen ihnen und weiteren Mitgliedern des Widerstands aufrecht. Darüber hinaus leitete sie Informationen an Diplomaten in der Schweiz weiter und knüpfte Kontakte zu Sympathisantinnen und Sympathisanten.

Nachdem am 20. Juli 1944 das Attentat auf Hitler gescheitert war, wurden unzählige Menschen hingerichtet. Auch Marion Gräfin Dönhoff wurde verhaftet, nach einem Verhör durch die Gestapo jedoch wieder freigelassen.

Als die sowjetische Armee Anfang 1945 in Ostpreußen einmarschierte, musste Marion Gräfin Dönhoff, wie tausende andere auch, ihre Heimat verlassen. Sieben Wochen dauerte die Flucht in den Westen auf ihrem Pferd Alarich, bis sie schließlich Obdach bei Freundinnen und Freunden in Vinsebeck in Westfalen fand. Ihre Heimat, Schloss Friedrichstein, wurde vollständig zerstört.

1946 begann das „zweites Leben“ der Marion Gräfin Dönhoff. Sie wurde als freie Mitarbeiterin bei der Hamburger Wochenzeitung „Die Zeit“ eingestellt. Ihre stets kritischen Artikel, die sich immer wieder mit ihren Erlebnissen während des Widerstands, dem Verlust der Heimat und ihrem Wunsch nach Frieden und internationale Zusammenarbeit befassten, fanden zunehmend Beachtung.

1955 wurde Gräfin Dönhoff Ressortleiterin für Politik und stellvertretende Chefredakteurin der „Die Zeit“. Zur Chefredakteurin avancierte sie 1968, bevor sie 1972 schließlich Herausgeberin der „Die Zeit“ wurde.

Bis zu ihrem Tod schrieb Marion Gräfin Dönhoff unzählige Artikel und zahlreiche Bü-

cher. Für ihre Arbeit bekam sie viele Preise und Auszeichnungen, unter anderem den Friedenspreis des deutschen Buchhandels (1971) und die Ernennung zur Hamburger Ehrenbürgerin (1999).

Marion Gräfin Dönhoff lebte ein Leben für ihren Beruf, den sie sicher als ihre Berufung empfand. Heiraten tat sie nie und bekam auch keine Kinder. Alice Schwarzer schrieb in diesem Zusammenhang von einer „Negierung der Weiblichkeit, was immer das sein mag“ zu Gunsten eines „männlich freien Lebens“, was immer auch das sein mag.

Text: Kerstin Klingel



Marion Gräfin Dönhoff in der Frankfurter Paulskirche anlässlich der Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels am 17. Oktober 1971

Marion-Krauthamer-Weg

Neugraben-Fischbek, seit 2020, nach Marion K. (18.4.1924 Harburg – deportiert von Hamburg nach Lodz am 25.10.1941), Schneiderin, Tochter des Inhabers des Textilhauses Hartfeld & Krauthamer in Harburg. Sie wurde als Jüdin 1941 aus Hamburg ins Getto Lodz deportiert und ist dort verschollen. Stolperstein vor dem Wohnhaus Wilstorfer Straße 51 (Harburg)

Als Chaim und Paja Krautham(m)er, geb. Bartfeld, am Ende des 19. Jahrhunderts in zwei jüdischen Elternhäusern in Galizien zur Welt kamen, gehörte dieser Teil Europas noch zur Donaumonarchie Österreich-Ungarn. Nach dem Ersten Weltkrieg wurden ihre Geburtsorte polnisch, und heute weht dort die ukrainische Flagge. Weite Strecken des weiteren Lebensweges dieser beiden Menschen – und ihrer Kinder – liegen im Dunkeln und werden es wohl auch für immer bleiben.

Die beiden jungen Leute waren nicht die einzigen, die am Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts ihre ostgalizische Heimat verließen und in der preußischen Industriestadt Harburg a. Elbe ein neues Zuhause fanden. Bereits Pajas jüngere Schwester Rosa erblickte am 4. Oktober 1901 in der neuen Heimat das Licht der Welt. Sieben Jahre später eröffnete ihr Vater Israel Bartfeld in der Wilstorfer Straße, Ecke Feldstraße (heute: Kalischerstraße) ein Geschäft für Textilwaren und Möbel, das er 1925 nach Wilhelmsburg verlegte.

Wann Chaim Krautham(m)er nach Harburg gelangte, und wie es ihm im Ersten Weltkrieg erging, lässt sich nicht so genau sagen. Fest steht allerdings, dass sein beruflicher Lebensweg mit einer kaufmännischen Ausbildung begann und dass er als Kaufmann und junger Ehemann in der turbulenten Zeit des politischen Umbruchs nach dem Sturz der Monarchie mit seiner Frau Paja laut Harburger Adressbuch viele Jahre lang in der Wilstorfer Straße 51 wohnte.

Hier wuchsen auch die beiden Kinder Manfred und Marion Krautham(m)er, wohlbehütet von ihren Eltern, auf. Ihrer Großmutter Jetti Bartfeld, geb. Krug, war es nicht vergönnt, mehr als die ersten Jahre der Entwicklung ihrer Enkelkinder miterleben zu dürfen. Sie starb am 13. April 1929 und wurde auf dem Harburger Jüdischen Friedhof auf dem Schwarzenberg begraben.

Dass Chaim Krautha(m)mer zusammen mit seinem Schwiegervater Israel Bartfeld in Harburg in den Jahren der Weltwirtschaftskrise ein Textil- und Manufakturwarengeschäft in der Albersstraße (heute: Knoopstraße) in unmittelbarer Nähe der örtlichen Synagoge in einer Zeit eröffnete, als viele andere Geschäftsleute ihre Existenz verloren, verdient sicherlich besondere Beachtung. Mit seinen Rabattpreisen und günstigen Zahlungsbedingungen war das Textilhaus „Bartfeld & Krauthamer“ für viele alte und neue Kunden eine gefragte Adresse.

Das Blatt wendete sich, als Hitler im Januar 1933 Reichskanzler wurde. Auch das Textilgeschäft Chaim Krautham(m)ers und

seines Schwiegervaters stand auf der Liste der jüdischen Unternehmen, vor denen am 1. April 1933 Harburger SA-Männer mit Schildern standen, die alle Passanten dazu aufriefen, nur bei „Deutschen“ zu kaufen. Für viele große und kleine Geschäftsleute war dieser „Abwehr-Boykott“ der Anfang vom Ende.

Er blieb auch für die Familie Krautham(m)er nicht ohne Folgen. Einige Monate später sah Chaim Krautham(m)ers Schwiegervater sich gezwungen, sein Manufakturwarengeschäft in der Kirchenallee 34 in Wilhelmsburg aufzugeben. Einem Neustart mit einem Wäsche- und Wollwarenhandel in Harburg war ebenfalls kein Erfolg beschieden. Er scheiterte nach kurzer Dauer. Im Dezember 1934 wanderte Paja Krautham(m)ers ältere Schwester Golda Bartfeld mit ihrem Mann Fritz nach Palästina aus.

Auch mit dem Textilhaus in Harburg ging es langsam bergab und war eines Tages Schluss. Im Jahre 1936 verlegte die Familie Krautham(m)er ihren Wohnsitz – vermutlich nicht freiwillig – nach Hamburg. Sie bezog im Februar zunächst eine Wohnung am Grindelhof 64 und fünf Monate später eine andere am Gindelberg 5. Gleichzeitig wurden die Eltern und ihre Kinder Mitglieder der Hamburger Deutsch-Israelitischen Gemeinde.

Die Gründe für diesen Wohnungswechsel sind unbekannt. Doch von anderen ehemaligen Harburger Jüdinnen und Juden wissen wir, dass sie sich in der eher kleinstädtischen, antijüdischen Atmosphäre ihres Umfelds nicht mehr sehr wohlfühlten, dass nicht-jüdische Vermieter ihnen in zunehmendem Maße Schwierigkeiten bereiteten und

dass ihre christlichen Nachbarn immer stärker zu ihnen auf Distanz gingen. Im Hamburger Grindelviertel waren sie weniger bekannt und konnten sie – nicht ganz unbegründet – auf mehr Solidarität hoffen.

Doch diese Hoffnungen, wenn sie sie gehegt haben sollten, erfüllten sich nicht. Die Bedrohung wuchs. Am 28. Oktober 1938 wurden Paja Krautham(m)ers Vater sowie ihre Schwester Rosa mit ihrem Mann und ihren beiden Kindern in einer Nacht-und-Nebel-Aktion (Polen-Aktion) zusammen mit ca. 1.000 anderen polnisch-stämmigen Jüdinnen und Juden von Hamburg in Richtung Osten nach Neu-Bentschen verschleppt und dort über die Reichsgrenze in das östliche Nachbarland getrieben. Knapp zwei Wochen später brannten in unzähligen deutschen Städten die Synagogen, gingen die Fensterscheiben jüdischer Geschäfte zu Bruch und schlossen sich in allen Teilen des Deutschen Reiches die Gefängnistore hinter vielen jüdischen Männern, die ohne richterlichen Haftbefehl festgenommen worden waren.

Auch wenn Chaim und Paja Krautham(m)er aus sicherlich nachvollziehbaren Gründen nicht von Anfang an daran gedacht haben mögen, noch einmal alles, was sie mühsam erworben hatten, so einfach stehen und liegen zu lassen, um sich wieder mit leeren Händen auf den Weg in ein fremdes Land und eine ungewisse Zukunft zu begeben, so gab es für sie nach den Ereignissen des Jahres 1938 trotz aller politischen und finanziellen Hürden keinen Grund mehr zum weiteren Verbleib in Deutschland. Anfang 1939 stellte Chaim Krautham(m)er einen Antrag auf Aus-

wanderung nach Argentinien. Die folgenden Nachforschungen des Finanzamts ergaben, dass von dem Vermögen des Antragsstellers nichts mehr übrig geblieben war. Einen Teil der Kosten für die Überfahrt wollte der Jüdische Hilfsverein übernehmen. Warum die legalen Ausreisepläne nicht realisiert wurden, ist heute nicht mehr zu klären.

Den Akten der Hamburger Jüdischen Gemeinde ist zu entnehmen, dass Chaim Krautham(m)er im Juli 1939 nicht mehr in Hamburg, sondern im „Ausland“ war. Wir wissen heute, dass er sich mit seiner Frau Paja nach Belgien durchgeschlagen hatte. Die näheren Umstände ihrer Flucht aus Deutschland liegen im Dunkeln. Die Entscheidung zu diesem Schritt muss sehr plötzlich und aller Wahrscheinlichkeit nach in höchster Not gefallen sein, denn die beiden minderjährigen Kinder blieben in Hamburg zurück. Warum die Eltern sie nicht mitnahmen – oder mitnehmen konnten, – und wie ihre weiteren Überlegungen aussahen, sofern die Zukunft ihnen dazu überhaupt noch Spielraum ließ, bleibt offen.

Die zurückgelassenen Kinder Marion und Manfred Krautham(m)er wandten sich in ihrer Verzweiflung schutzsuchend an den Direktor der Talmud Tora Schule, Arthur Spier, der umgehend das zuständige Polizeipräsidium informierte. Marion wurde daraufhin im Paulinenstift, Laufgraben 37, einem jüdischen Waisenhaus für Mädchen, und Manfred im jüdischen Waisenhaus für Jungen am Papendamm 3 untergebracht. Auch in den beiden letzten jüdischen Waisenhäusern Hamburgs herrschte

große Not. Immer mehr Kinder fanden hier auf engstem Raum Zuflucht, viele waren Waisen oder Halbwaisen, andere befanden sich in derselben Lage wie Marion und Manfred Krautham(m)er. Hinzu kamen Schulkinder aus allen Teilen des Reiches, die die beiden jüdischen Schulen Hamburgs besuchten, nachdem sie nicht mehr am Unterricht staatlicher Schulen teilnehmen durften. Außerdem mussten die beiden jüdischen Waisenhäuser in zunehmendem Maße Räume für alte Menschen zur Verfügung stellen.

Als die Deportationen aus Hamburg begannen, blieb auch das Paulinenstift nicht davon verschont. Unter denen, die einen „Evakuierungsbefehl“ für den 25. Oktober 1941 erhielten, war auch die siebzehnjährige Marion Krautham(m)er. Der Transport mit 1.034 jüdischen Männern, Frauen und Kindern traf einen Tag später in Lodz ein, wo die Neuankömmlinge in das bereits errichtete Getto der Stadt getrieben wurden. Hier wurden sie in primitive, ungeheizte Notunterkünfte ohne Wasser- und Abwasserleitungen eingewiesen. Der Hunger hörte nie auf. Die Arbeitsfähigen leisteten in zahlreichen Produktionsstätten Zwangsarbeit für die deutsche Wehrmacht und die deutsche Textilindustrie. Hunger, Kälte und Seuchen forderten bereits in den ersten Wochen tausende Todesopfer. Noch größer war die Zahl derjenigen, die „ausgesiedelt“ wurden und für immer verschwanden. Ihr Leben endete im Tötungslager Chelmno/Kulmhof, das unter maßgeblicher Mitwirkung des Harburger Kaffeegroßhändlers und Höheren Polizeioffiziers und SS-Führers für den „Warthegau“, Wilhelm

Koppe, 1941 entstanden war, oder nicht selten auch im Vernichtungslager Auschwitz. Marion Krautham(m)er war am Ende des Zweiten Weltkriegs nicht mehr am Leben.

Am 11. Juli 1942 wurden die letzten Zöglinge des Knabenwaisenhauses am Papendamm zusammen mit ihren Betreuerinnen und Betreuern und der Leiterin des Hauses, Hildegard Cohen, in das Konzentrations- und Vernichtungslager Auschwitz deportiert. Für den vierzehnjährigen Manfred Krautham(m)er war es eine Reise in den Tod.

Der Weg ins belgische Exil verschaffte Chaim und Paja Krautham(m)er nur eine kurze Atempause auf der Flucht vor ihren Verfolgern. Als das Land im Mai 1940 von deutschen Truppen besetzt wurde, befanden sich die beiden Flüchtlinge – und viele Ihresgleichen – wieder im Machtbereich des NS-Regimes. Schritt für Schritt, jedoch in wesentlich schnellerer Folge, wurde auch hier – wie in allen anderen besetzten Ländern – die anti-jüdische Gesetzgebung übernommen. Chaim Krautham(m)er musste zunächst für die Organisation Todt in Nordfrankreich Zwangsarbeit leisten, bevor er am 31. Oktober 1942 ins Konzentrations- und Vernichtungslager Auschwitz deportiert wurde.

Der Zug war drei Tage lang unterwegs und traf am 3. November 1942 am Bestimmungsort ein. Von den 1696 Männern, Frauen und Kindern wurden nach der anschließenden Selektion 919 Menschen sofort in die Gaskammern geschickt. Die anderen wurden mit Nummern versehen und in das Lager eingewiesen. Chaim Krautham(m)er überlebte

den Holocaust nicht. Seine Frau wurde fast zwei Jahre später – am 31. Juli 1944 - vom belgischen Sammel- und Durchgangslager Mechelen ebenfalls nach Auschwitz deportiert. Es war der letzte Transport belgischer bzw. in Belgien lebender Juden in dieses Vernichtungslager. Der Zug traf am 2. August 1944 am Zielort ein. Nach der Selektion wurden 365 Deportierte in das Lager übernommen, während 202 Männer, Frauen und Kinder auf direktem Wege in die Gaskammern getrieben wurden. Auch Paja Krautham(m)er kehrte nicht zurück.

Das erhoffte und ersehnte Wiedersehen dieser vier ehemaligen Mitglieder der Harburger Jüdischen Gemeinde blieb für die Eltern und ihre beiden Kindern ein Traum. Vier Gedenkblätter, hinterlegt von Verwandten, die überlebten, erinnern heute in der zentralen israelischen Gedenkstätte Yad Vashem an den gewaltsamen Tod dieser vier Menschen.

Marion und Manfred Krautham(m)ers Namen sind auch auf zwei weiteren Stolpersteinen zu lesen, die vor den beiden ehemaligen jüdischen Waisenhäusern am Laufgraben 37 und am Papendamm 3 (heute: Martin-Luther-King-Platz) in Hamburg-Eimsbüttel liegen.

Zu den Opfern des Holocaust zählen auch ihr Großvater Israel Bartfeld und seine zweite Frau Sara Bartfeld, geb. Fleischmann, die zu den 753 Menschen gehörten, die am 6.12.1941 von Hamburg nach Riga deportiert worden waren, und ihre Tante Rosa Bartfeld mit ihrem Mann Max und den gemeinsamen Kindern Jutta und Benni, die zu Beginn des Zweiten Weltkriegs zunächst bei Verwandten

in Mosciska bei Lemberg untergekommen und von dort am 12. Oktober 1942 vermutlich ins Vernichtungslager Belzec deportiert worden waren.

*Text: Klaus Möller, aus:
www.stolpersteine-hamburg.de*

Quellen: Hamburger jüdische Opfer des Nationalsozialismus, bearbeitet von Jürgen Sielemann unter Mitarbeit von Paul Flamme, Hamburg 1995, S. 221 f..

Gedenkbuch für die Opfer der Verfolgung der Juden unter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft, 4 Bände, Bundesarchiv Koblenz (Hrsg.), S. 781, Koblenz 2006.

Yad Vashem, The Central Database of Shoa Victims' Names: www.yadvashem.org.

Harburger Opfer des Nationalsozialismus, Bezirksamt Harburg (Hrsg.), Harburg 2003, S. 8. Staatsarchiv Hamburg 522-1, Jüdische Gemeinden.

Staatsarchiv Hamburg 992b, Kultussteuerkarteikarte der Deutsch-Israelitischen Gemeinde, Hamburg.

Staatsarchiv Hamburg 314-15, Akten des Oberfinanzpräsidenten, F Vg 7621.

Staatsarchiv Hamburg 430-5 Magistrat der Stadt Harburg-

Wilhelmsburg.

Staatsarchiv Hamburg TT 73, Spier an das Polizeipräsidium am 28.8.1939.

Jüdisches Deportations- und Widerstandsmuseum Mechelen (Malines), www.cicb.be.

Barbara Günther, Margret Markert, Hans-Joachim Meyer, Klaus Möller: Stolpersteine in Hamburg-Harburg und Hamburg-Wilhelmsburg, Landeszentrale für politische Bildung (Hrsg.). Hamburg 2012, S. 290 ff..

Hildegard Thevs: Stolpersteine in Billstedt-Horn-Borgfelde, Landeszentrale für politische Bildung (Hrsg.). Hamburg 2011, S. 62 ff..

Eberhard Kändler, Gil Hüttenmeister: Der jüdische Friedhof Harburg, Hamburg 2004, S. 236. Harburger Anzeigen und Nachrichten vom 1.4.1931.

Harburger Adressbücher.

Johann-Hinrich Möller: Erinnerung an die von den Nationalsozialisten

ermordeten Kinder, Betreuerinnen und Erzieher der ehemaligen Hamburger Waisenhäuser Papendamm 3 und Laufgraben 37. Hamburg 2006.

Reiner Lehberger, Hans-Peter de Lorent (Hrsg.): Die Fahne hoch. Schulpolitik und Schulalltag in Hamburg unterm Hakenkreuz, Hamburg 1986, S. 325 ff..

Danuta Czech: Kalendarium der Ereignisse im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau 1939–1945, Reinbek 1989, S. 332, S. 839.

Hanno Loewy, Gerhard Schoenberger: Unser einziger Weg ist Arbeit. Das Getto Lodz 1940–1944. Frankfurt 1990.

Mathias Heyl: Vielleicht steht die Synagoge noch. Jüdisches Leben in Harburg 1933–1945. Norderstedt 2009.

Beate Meyer: Die Verfolgung und Ermordung der Hamburger Juden 1933–1945. Geschichte. Zeugnis. Erinnerung. Hamburg 2006.

Meddenwarf

Schnelsen, seit 1948, nach dem heimatlichen Märchen von „Der klugen Molte“ (Müllenhoff, Sagen, Märchen und Geschichten)

Bei der **klugen Molte** handelt es sich um eine Magd namens Metta. „Zur Zeit des dithmarschen Krieges (im Jahre 1500) befand der König Johann sich in einem Hause, wo er von allen Seiten umringt war. Eine kluge Magd, Metta, diente da und rettete den König dadurch, dass sie einen ihrer Röcke zerschnitt und seinem Pferde um die Hufen band. In der Nacht führte sie es am Zügel auf einen sichern Weg und der König entkam. Andere sagen, sie habe ihn mit einem Knappen über die Eider gesetzt, und noch Andere, dass sie ihn aus dem Wasser rettete, als er mit seinem Schiffe in einer Sturmflut in der Wiedingharde strandete. Aus Dankbarkeit ließ der König sie erst an seinen Hof kommen und gab ihr dann viel Land im Bordelumer Koge, wo er ihr ein großes Haus bauen ließ, dessen Stelle noch Mettenwarf heißt. Darauf bat Metta auch um etwas Geestland, und der König erlaubte ihr, sich so viel zuzueignen, als sie an einem Tage umpflügen könne. Die kluge Frau nahm den König beim Wort und zog in weitem Kreise bis ganz nach Lütjenholm eine Furche und bekam so an einem Tage ein gutes Stück, das bis auf diesen Tag Fru Metten Land heißt.“¹⁾

1) <http://www.schnelsenarchiv.de/15strassen.htm>

Nina-Müller-Weg

Neugraben-Fischbek, seit 2020, benannt nach Nina M. (23.8.1921 Prag – 17.4.1945 KZ Bergen-Belsen). Sie wurde als Jüdin 1942 mit ihrer Familie aus Prag ins Getto Theresienstadt deportiert, 1943 zunächst weiter ins Konzentrationslager Auschwitz. Ab 1944 leistete sie in Hamburg Zwangsarbeit in den zum Konzentrationslager Neuengamme gehörenden Außenlagern Dessauer Ufer im Hafen, Falkenbergsweg in Neugraben sowie Tiefstack. Kurz vor Kriegende wurde sie ins Konzentrationslager Bergen-Belsen deportiert, wo sie zwei Tage nach der Befreiung des Lagers verstarb.
Stolperstein vor dem Zwangsarbeiterinnenlager Falkenbergsweg 62 (Harburg, Neugraben- Fischbek)

Der Ort, in dem Margarethe Meissl als Kind jüdischer Eltern geboren wurde, gehörte in ihren ersten Lebensjahren noch zum Kaiserreich Österreich-Ungarn. Nach dem Ersten Weltkrieg wurde er offiziell in Vyšehorovice umbenannt. Die Anfänge des tschechoslowakischen Staates erlebte die junge Frau nach 1918 mit ihrem Mann Karl Müller (geb. 21.5.1883) in der neuen Hauptstadt Prag, wo dieser eine Anwaltskanzlei leitete. Er stammte aus einer jüdischen Familie in Horschitz (heute: Hořice v Podkrkonoši) und musste sich erst langsam an das andere Leben in der Goldenen Stadt an der Moldau gewöhnen, in der nach dem Ersten Weltkrieg die beiden Töchter Nina und Melitta (geb. 27.4.1927) aufwuchsen. Auf ihrem Werdegang wurden sie von einer Gouvernante begleitet. Wer weiß, dass hinter den Kulissen außerdem

noch eine Köchin und ein Hausmädchen tätig waren, kann sich ungefähr vorstellen, welchen Lebensstil diese Familie pflegte.

Die Schwestern besuchten eines der vielen deutschen Gymnasien der Stadt und konnten sich auf Deutsch ebenso gut verständigen wie in ihrer tschechischen Muttersprache. Nina lernte in der Schule außerdem Englisch. Im Sommer 1937 belegte sie einen Ferienkurs in Großbritannien, um ihre Sprachkenntnisse zu verbessern. In ihrer Freizeit spielte sie gern Tennis und hatte viel Spaß am Tanzen.

Das Glück der Familie zerbrach 1939. Zunächst erkrankte Nina Müller im Januar schwer. Sechs Wochen lang kämpften die Ärzte um das Leben ihrer jungen Patientin. Kaum war sie halbwegs genesen, da besetzte die deutsche Wehrmacht das Land.

Als Jude musste ihr Vater wenig später seine Kanzlei räumen und einem „arischen“ Nachfolger übergeben. Bald darauf wurde die große Wohnung, in der die Familie jahrelang gelebt hatte, zu teuer, und der Umzug in eine wesentlich kleinere, die mit einer anderen Familie geteilt werden musste, unvermeidlich. Nina Müller wurde nach ihrem Abitur nicht zum Chemiestudium zugelassen. Mit Glück fand sie noch eine Beschäftigung als Kosmetikerin in einem Salon, bis sie auch dort eines Tages „unerwünscht“ war. Ihre Schwester Melitta wurde im Sommer 1939 vom weiteren Besuch ihrer Schule ausgeschlossen. Anfangs gelang es ihren Eltern noch, Privatstunden für sie zu organisieren, bis auch damit Schluss war. Neben den beruflichen Möglichkeiten wurde auch der Freizeitbereich der tschechischen Jüdinnen

und Juden immer weiter eingeeengt. Sie durften weder Konzerte und Theateraufführungen besuchen, noch Schwimmhallen und Kinos betreten. Gleichzeitig wurde ihre Bewegungsfreiheit zunehmend eingeschränkt.

Bald wurde ihnen nicht nur das Betreten öffentlicher Parkanlagen und der Zugang zu nahe gelegenen Wäldern verwehrt, sondern auch die Benutzung öffentlicher Verkehrsmittel und das Verlassen ihres Wohnortes verboten. Private Schmuckgegenstände und Kunstwerke wurden ebenso konfisziert wie häusliche Radiogeräte und Telefonapparate. Nachdem ihre Pässe mit einem „J“ versehen worden waren, mussten Karl, Margarethe, Nina und Melitta Müller ab September 1941 ihre Kleidung in der Öffentlichkeit deutlich sichtbar mit dem „Gelben Stern“ kennzeichnen.

Während der Umbau der alten Garnisonsstadt Terezin in ein Getto noch in vollem Gange war, trafen bereits die ersten großen Transporte mit Jüdinnen und Juden aus Prag in den Festungsanlagen ein. Am 2. Juli 1942 wurden auch Karl und Margarethe Müller mit ihren beiden Töchtern nach Theresienstadt verschleppt. Dort kamen sie in einer der verfallenen Kasernen unter. Der ständige Hunger hinterließ tiefe Spuren. Auch die Arbeitsbedingungen, denen die Eltern und die Kinder an ihren täglichen Arbeitsplätzen in den Holzwerkstätten, in der Glimmerspaltung und in der Landwirtschaft ausgesetzt waren, zehrten an ihrer Gesundheit. Das galt besonders für Nina Müller, die bald häufiger krank als gesund war. Doch Theresienstadt war für die vierköpfige Familie nur eine Zwischenstation. Am 18. Dezember 1943 wurden Karl, Margarethe, Nina und Melitta Müller in das

große Konzentrations- und Vernichtungslager Auschwitz deportiert. Am stärksten hatte Karl Müller unter den unmenschlichen Lebens- und Arbeitsbedingungen an diesem Ort zu leiden. Am 17. Februar 1944 starb er an einer Lungenentzündung.

Fünf Monate später wurden über 7000 tschechische Jüdinnen und Juden aus Theresienstadt in die Gaskammern getrieben, nachdem die noch Arbeitsfähigen, zu denen auch Margarethe, Nina und Melitta Müller gehörten, vorher aussortiert worden waren. Die drei Frauen trafen im Juli 1944 mit 997 anderen weiblichen Häftlingen im Außenlager des KZs Neuengamme, am Dessauer Ufer im Hamburger Hafen ein, wo sie zu Aufräumarbeiten eingesetzt wurden. Dabei zog Margarethe Müller sich nach wenigen Tagen eine Blutvergiftung zu, die viel zu spät und völlig unzureichend behandelt wurde. Hilflos mussten Nina und Melitta Müller mit ansehen, wie ihre Mutter mehr und mehr von Schmerzen zermüht wurde und am 27. Juli 1944 für immer die Augen schloss.

Zwei Monate später wurden Nina und Melitta zusammen mit 498 Mädchen und Frauen in das KZ Außenlager Neugraben am Falkenbergsweg im Süden Hamburgs verlegt. In diesem Außenkommando, das ebenfalls dem KZ Neuengamme unterstand, waren sie mit der Produktion von Fertigbauteilen und mit Erdarbeiten im Zuge der Errichtung einer Plattenhaussiedlung befasst. Zwischenzeitlich mussten sie auch bei Aufräumarbeiten, im Winterdienst und bei der Fertigstellung eines Panzergrabens mithelfen.

Die nächste Station ihres Leidensweges war das Außenlager Tiefstack, wo Nina

Müller bei einem Bombenangriff schwer verwundet wurde. Im Verlauf der Räumung aller Außenstellen des KZs Neuengamme gelangte sie mit ihrer Schwester im April 1945 in das Lager Bergen-Belsen, obwohl sie im Grunde gar nicht transportfähig war.

In diesem Inferno starb Nina am 17. April 1945, zwei Tage nachdem die Bewacher das Feld geräumt hatten. Ihre 17-jährige Schwester kehrte als Waise in die Heimat zurück.

Text: Klaus Möller, aus:
www.stolpersteine-hamburg.de

Quellen: Yad Vashem, The Central Database of Shoa Victims' Names: www.yadvashem.org
Liste der Bewohner des Lagers Theresienstadt, in: Theresienstädter Gedenkbuch.
Die Opfer der Judentransporte aus

Deutschland nach Theresienstadt 1942-1945. Prag 2000.
Schriftliche und mündliche Mitteilungen Melitta Steins, geb. Müller, vom 23.8.2010, 27.12.2010, 9.1.2011, 18.1.2011.
Danuta Czech: Kalendarium der

Ereignisse im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau 1939-1945, 2. Aufl. Reinbek 1989.
Marc Oprach: Nationalsozialistische Judenpolitik im Protektorat Böhmen und Mähren. Hamburg 2006.

Olga Brandt-Knack-Straße

*Rothenburgsort, seit 2018, benannt nach **Olga B.-K.** (29.6.1885 Hamburg – 1.8.1978 Hamburg), Tänzerin, Ballettmeisterin, ab 1922 Leiterin der Tanzgruppe des Hamburger Stadttheaters; von 1918 bis 1933 kulturpolitische Referentin der „Genossenschaft der Bühnengehörigen“, von 1946 bis 1953 Mitglied der Hamburgischen Bürgerschaft (SPD)*

Im Alter von zehn Jahren begann **Olga Brandt** in der Kindertanzschule des Hamburger Stadttheaters mit der Ballettausbildung in klassischem und Ausdruckstanz. Sie gehörte dem Theater von 1900 bis 1933 an. Von 1901 bis 1922 tanzte sie dort im Corps de Ballet, avancierte 1907 zur Solotänzerin und 1922 zur Leiterin der Tanzgruppe des Hamburger Stadttheaters. Sie ging mit ihrer Gruppe auf Gastspielreisen, so nach Stockholm, Kopenhagen, Den Haag, Scheveningen und Lille.

Neben ihrer tänzerischen Arbeit engagierte sich Olga Brandt-Knack auch auf standespolitischem Gebiet. Sie gründete 1908 den „Deutschen Tänzerbund“ und setzte sich als seine Sprecherin für die Belange ihrer Berufskolleginnen und -kollegen ein. Von 1918 bis 1933 war Olga Brandt-Knack kulturpolitische Referentin der „Genossenschaft der Bühnengehörigen“.

Als Olga Brandt-Knack die Leitung des Balletts des Stadttheaters – unter ihrer Regie Tanzgruppe genannt – übernahm, wurde sie die Nachfolgerin von Alfred Oehlschläger. Unter ihm hatte sich das Ballett auf Tanzeinlagen in Opern und Weihnachtsmärchen beschränkt –

von Reformbestrebungen im Tanz war noch nichts zu spüren. Aber auch unter der Leitung Olga Brandt-Knacks blieb es fast ausschließlich bei tänzerischen Einlagen in Operninszenierungen. Sie durfte nicht anders agieren. Rudolf Maack schreibt dazu: „Wer in den 20er Jahren in Hamburg Tanz sehen wollte, mußte ins Curiohaus oder zu Labans Vorstellungen gehen. Denn an der Dammtorstraße [dort stand das Stadttheater] führte Tanz nur ein Aschenbrödel-Dasein. Dafür sorgte Leopold Sachse [Intendant des Stadttheaters]. Olga Brandt (...) durfte ihre kleine Mädchenschar regelmäßig in Operneinlagen und allenfalls auf seltenen Matineen vorzeigen. Dabei hatte sie sich in Dolly Haas, Carmen Holtz und Lotte Krause aus ihrer Kindertanzgruppe einen tüchtigen Nachwuchs erzogen.“¹

Ihr einziges selbstständiges Ballett war „Der Gaukler und das Klingelspiel“, welches 1929 im Stadttheater aufgeführt wurde. Und auch nur einmal durfte sie in einer Abendveranstaltung nach „Don Pasquale“ mit ihrer Tanzgruppe eine Pantomime aufführen.

Olga Brandt-Knack hielt aber mit ihren Reformideen nicht hinter dem Berg, sondern lieferte sich eine heftige Kontroverse mit ihrem Intendanten Leopold Sachse. Sie stritten sich besonders über die Bedeutung der Musik beim Tanz. Für Leopold Sachse, der von Haus aus Musiker war, stand natürlich die Musik im Vordergrund und nicht der Tanz – und so machte er 1930 – als er als Gastgeber des Internationalen Theaterkongresses in Hamburger Stadttheater fungierte, deutlich, dass er nicht der

1) Rudolf Maack: Tanz in Hamburg. Hamburg 1975.

Ansicht sei, dass die Musik beim Tanz die Zubringerrolle spielen dürfe: „Wenn die Tänzer sich nicht scheuten, Beethoven zu vertanzen, dürften sie sich über die Ablehnung der Musiker nicht wundern. Er selbst als Musiker könne seiner großen Liebe zum Tanz naturgemäß nur in bescheidenem Maße nachgehen. Ich sollte mir wohl von meiner Ballettmeisterin für den Tanz in der Oper die Regie vorschreiben lassen? Das wäre ja noch schöner!“² Olga Brandt-Knack, die gemeint war: „saß dabei, und ihre Miene sagte: Da hört ihr es.“³

Olga Brandt-Knack stand dem modernen Ausdruckstanz sehr aufgeschlossen gegenüber. Er stellte den überlieferten Formen der Tanzkunst eine Bewegung gegenüber, die sich aus dem Eigenrhythmus des Körpers rekrutierte. In einem von Olga Brandt-Knack 1926 im Bühnenalmanach verfassten Artikel über „die Umgestaltung des Opernballetts“ gab sie einen Blick auf die Entwicklung der neuen Tanzform: „Es ist fast als eine Selbstverständlichkeit zu bezeichnen, dass die neue Tanzform auch auf dem Theater Kräfte wachrief, die das innige Bedürfnis hatten, die im Schematismus erstarrte Ballettkunst neu zu gestalten. Der Tanz war im Laufe der Zeit zur schablonenmäßigen Einlage in der Oper herabgewürdigt. Gelegentlich gegebene selbstständige Balletts oder Pantomimen werden ihrer Einförmigkeit halber vom Publikum meist abgelehnt. Erst als der Siegeszug der Russen einsetzte, begann man zu ahnen, dass der Tanz nicht nur ein geist- und seelenloses Gehüpfle und einen Triumph der Beinmuskeln über den übrigen Kör-

per bedeutet, sondern dass Ernsteres, Höheres die Triebfeder des Tanzes ist (...).“⁴

Um ihre Ideen der neuen Tanzform zu verwirklichen, zog sie in den 1920-er Jahren mit der Tanzschule des Stadttheaters ins Vogt'sche Konservatorium im Curio-Haus. Hier war auch schon Mary Wigmann mit ihren musiklosen Tänzen aufgetreten. Auch nahm sie Kontakt mit dem Tänzer und Choreographen des Bewegungstanzes Rudolf von Laban auf.

Es war Olga Brandt-Knack jedoch bewusst, dass es immer einen Unterschied zwischen dem Tanz im Konzertsaal und dem auf der Opernbühne geben wird. Denn: „Beim Tanz im Theater kommt es nicht nur darauf an, Musik zu tanzen, sondern der Inhalt des Tanzes muss sich auch dem gegebenen Milieu anpassen. Es wird deshalb die Tanzform im Theater immer eine andere sein und bleiben müssen, als der jetzt in den Konzertsälen gebrauchte Stil, der allerdings schon anfängt, bei einigen seiner besten Vertreterinnen stereotyp zu wirken. (...) Der Tanz im Theater will als Teil der Gesamtwirkung der Oper beurteilt sein. Es darf nicht, wie das bei früheren Balletts die Regel war, aus dem Gesamtbild besonders hervortreten, Rhythmus ist das oberste Gesetz, in dem sich Musik, Bewegung und Farbe zu vereinen haben. Dieses Ziel wird erst dann voll erreicht werden, wenn der tänzerische Nachwuchs unserer Opernbühnen in diesem Geiste erzogen ist. Die von mir gewollte Umgestaltung des Opernballetts bedarf eines Neuaufbaues von unten herauf. Erfreuliche Erfolge sehen wir bereits an manchem größeren Theater. (...) Auch am

2) Rudolf Maack, ebd.

3) Ebd.

4) Olga Brandt-Knack: Die Umgestaltung des Opernballetts. In: Bühnenalmanach. Hamburg und Altona 1926, S. 29–31.

Hamburger Stadttheater wird die Tanzschule nach den von mir angedeuteten Richtlinien geleitet. Und ich darf wohl sagen mit zunächst bescheidenen, aber offensichtlichen Erfolgen.“⁵

Angesichts der unterschiedlichen Aufgaben, die der Tanz in der Oper und im Konzertsaal hatte, versuchte Olga Brandt-Knack eine Synthese von klassischem Ballett und Ausdruckstanz herzustellen. Dazu bekam sie 1930 mit ihrer Choreographie der Bewegungsszenen der Gluckschen Oper „Orpheus und Eurydike“, die im Stadttheater zur Aufführung kam, Gelegenheit.

Olga Brandt-Knack hatte mit ihrer neuen Tanzform Erfolg. Hans Wölffer lobte Olga Brandt-Knacks Tanzgruppe 1926 im Bühnenalmanach: „Diese Gruppe ist nicht nur Tanzgruppe, nicht nur ‚Ballett‘, sie ist darüber hinaus in stilistischer Hinsicht ein durchaus selbständiger Faktor im modernen Kunstleben. Diese Eigenschaft hebt sie aus der Masse der heutigen Tanzgruppen von vornherein heraus. Sie erfordert als Leiterin eine tiefgründliche stilistische Kapazität; nicht nur Olga Brandt sein, sondern jeweils etwa Mozart und Brandt; Verdi und Brandt oder Strauß und Brandt zu einer Schöpfung von eigenem Werte zu verbinden, wird ihre Aufgabe sein. (...) In der grundsätzlichen Tendenz ihres Schaffens teilt Olga Brandt die Bestrebungen des modernen Ausdrucksballetts. Doch wird man bei dieser Tanzgruppe nie den Eindruck uferlosen Experimentierens erhalten haben; den Blick unbeirrbar auf das Neue gerichtet, verliert sie nicht den Kontakt mit den überliefer-

ten Werten klassischer Tanzkunst. Die ewige Antithese Oper und Drama, Ballett und Ausdruckstanz wird hier zur Synthese zwischen der Technik des klassischen Balletts als Mittel und dem Ausdrucksvermögen des modernen Tanzes als Zweck.“⁶

Als Olga Brandt-Knack 1918 Mitglied der SPD wurde, verband sie Politik und Tanz miteinander. Häufig trat sie mit ihrer Tanzgruppe auf der Bühne des Gewerkschaftshauses am Besenbinderhof auf, und nach dem Ende des Ersten Weltkrieges gründete sie zusammen mit dem Schauspieler Adolf Johannsson den Arbeiter-Sprech- und Bewegungschor, der dann Ende der 1920-er Jahre von Lola Rogge (siehe: Lola-Rogge-Platz) übernommen wurde.

1932 gründete sie zusammen mit Lola Rogge und anderen die Vereinigung „Tanz in Hamburg e.V.“, um „das am künstlerischen Tanz interessierte Publikum zu sammeln, ihm den Genuss regelmäßiger Tanzveranstaltungen zu verschaffen und wenn irgend möglich, ein eigenes Tänzerhaus zu errichten, das als eine Heimstätte für den Tanz und die Tänzerschaft gedacht ist.“ Im Januar 1933 veranstaltete „Tanz in Hamburg e.V.“ seine erste Matinee mit Hamburger Tanzkomponisten. Aber noch im selben Jahr wurde die Vereinigung in den „Kampfbund für Deutsche Kultur“ gleichgeschaltet. Dieser „Bund“ wurde von den Nationalsozialisten errichtet, um sich den Tanz dienstbar zu machen. Nach nationalsozialistischer Auffassung bestand die Aufgabe des Tanzes darin, „als ein guter Treuhänder echter deutscher Kulturentwicklung zu wirken, und

5) Olga Brandt-Knack, 1926, ebd.

6) Hans Wölffer: Tanzgruppe Olga Brandt-Knack. In: Bühnenalmanach. Hamburg und Altona 1926, S. 32–34.

dabei einerseits alle wirklich gesunden künstlerischen Strömungen zu unterstützen und zu fördern, andererseits aber auch strengstens darüber zu wachen, dass alle ungesunden Auswüchse vermieden werden und dass die deutsche Tanzkunst vor allem nicht durch das geschäftige Hintertreppenwirken artfremder Elemente verwässert und vergiftet werde (...), denn es geht nicht an, dass ausgerechnet ein kulturell so hochstehendes Volk wie das deutsche, seinen künstlerischen Weg von rassenfeindlichen Elementen vorgeschrieben erhält und auf tänzerischem Gebiet Prinzipien zu huldigen gezwungen wird, die alles andere als deutsch sind.“⁷

1933 wurde Olga Brandt-Knack wegen „politischer Unverträglichkeit“ aus dem Stadttheater entlassen, auch musste sie ihre Tanzschule aufgeben. Sie wurde unter Gestapo-Aufsicht gestellt und vorübergehend verhaftet. Ihren Lebensunterhalt verdiente sie bis zum Jahre 1942 zusammen mit ihrer Schwester als Sprechstundenhilfe. Dann zog sie bis Kriegsende zu Freunden aufs Land. Ihr ehemaliger Ehemann, Prof. Dr. Andreas Knack, (siehe: Andreas-Knack-Ring) der Leiter des Allgemeinen Krankenhauses Hamburg-Barmbek, den sie 1920 geheiratet hatte, und der 1928 Edith Hommes (1891-?) geheiratet hatte, war ebenfalls fristlos entlassen worden und emigrierte mit seiner Frau nach China.⁸ Er wurde beratender Arzt am belgischen Missionshospital in Kweisui, praktischer Arzt in Peking und Mukden und in Shanghai ärztlicher Berater des „International Relief-Committee of China“. 1948 kehrte das Paar

nach Hamburg zurück. Hier zog sich Andreas Knack bald von seinen Aktivitäten zurück und fand, wie es in seinem Nachruf heißt, „einsam von den vielseitigen körperlichen und seelischen Belastungen, die das Leben ihm auferlegte, Ruhe“.

Olga Brandt-Knack trat gleich nach der Befreiung vom Nationalsozialismus wieder der SPD bei, war als deren Referentin tätig und begründete die Jugendorganisation „Die Falken“ mit. Seit 1948 arbeitete sie als Frauenreferentin der Gewerkschaft „Kunst“. Neben ihren gewerkschaftlichen Aktivitäten betätigte sich Olga Brandt-Knack vom 30.10.1946 bis 1953 als Abgeordnete in der Hamburgischen Bürgerschaft mit dem Schwerpunkt „Soziales“. Außerdem war sie bis 1961 Deputierte der Polizeibehörde. 1962 legte sie alle Ämter nieder.

Text: Rita Bake



Olga Brandt-Knack

7) Olga Brandt-Knack, 1926, ebd.
8) Ansprache von Prof. Dr. med. A.V. Knack beim Amtsantritt als Präsident der Hamburgischen Gesundheitsbehörde am 20. April 1949. (unveröffentlichtes Manuskript)

Abb.: © Privat, aus: Der Garten der Frauen. (...), Rita Bake, Hamburg 2013;

Petersenkai

HafenCity, seit 1889, benannt nach dem Bürgermeister, Senator, Dr. Carl Petersen (1809–1892) 2017 ergänzt um die ebenso bedeutende Tochter Toni Petersen (1840–1909)

Neuer Erläuterungstext: benannt nach Dr. Carl P. (1809–1892), Erster Bürgermeister und Senator der Freien und Hansestadt Hamburg und dessen Tochter Antonie (Toni) P. (1840–1909), Wohltäterin und Kunstmäzenin

Als **Antonie Petersen** zwischen 1876 und 1892 mit ihrem Vater, dem Bürgermeister Dr. Carl Friedrich Petersen (1809–1892) in der Großen Theaterstraße 33 wohnte, konnte sie aus ihrem Fenster auf den Bühneneingang des Stadttheaters/Oper blicken. Ihr Wohnhaus steht nicht mehr.

Toni Petersen war eine engagierte Kunstförderin und Wohltäterin. Sie leitete das Stadtteilbüro St. Pauli des 1899 gegründeten Hauspflegevereins und hielt für Hilfesuchende Sprechstunden ab. Der Verein half besonders armen Familien, wenn die Hausfrau durch Wochenbett oder Krankheit ihren hausfrau-lichen Pflichten nicht nachkommen konnte. In solchen Fällen schickte er eine Pflegerin – meist eine ältere Frau „von gutem Ruf“ – ins Haus, die nach dem Rechten sah.

Toni Petersen war auch Mitglied der Ortsgruppe Hamburg des 1900 gegründeten Deutsch-Evangelischen Frauenbundes (DEF), der Teil der bürgerlichen Frauenbewegung war und in dem eher die konservativen evangelischen Gesellschaftskreise Hamburgs vertreten waren. Der DEF kümmerte sich um die Armen

und Schwachen. Ein Schwerpunkt war die Arbeiterinnenbetreuung. Hier verstand sich der DEF als Gegenpol zu der von der Sozialdemokratie getragenen Arbeiterinnenfürsorge. Die Helfenden legten großen Wert auf die Konfessionszugehörigkeit. Auch hatte ihre Klientel den sittlichen und moralischen Vorstellungen des DEF zu entsprechen.

Ob Toni Petersen sich aus gesellschaftlicher Opportunität der Wohltätigkeit widmete oder ob es ihr ein Herzensbedürfnis war – zumal sie selbst an einem körperlichen Handicap litt, was ihr vielleicht ein größeres Verständnis für Menschen, die am Rande der Gesellschaft standen, eröffnete – ist nicht mehr zu ermitteln. Sie litt seit Ihrer Kindheit an einem schmerzhaften Hüftleiden und hatte schon als junges Mädchen nach dem Tod der Mutter die Hausfrauenrolle übernommen. Später dann, nachdem ihr Bruder verwitwet war, übernahm sie auch in dessen Haushalt die Hausfrauenpflichten.

Da die Petersens kunst- und musikliebend waren, richtete Toni Petersen oft Gesellschaften aus, zu denen z. B. Richard Wagner, Johannes Brahms und Hans von Bülow eingeladen wurden. Sie und Hans Bülow waren auch gern gesehene Gäste im Salon von Frau Lazarus, die gleich um die Ecke an der Esplanade 37 wohnte.

Ihrer Herkunft entsprechend war es selbstverständlich, dass Toni Petersen zusammen mit einem Damen-Comitee, dessen erste Vorsitzende sie war, dem neuen Rathaus zu seiner Eröffnung im Jahre 1897 ein Geschenk über-

reichte: Das Comitee stiftete der Ratsstube einen mit dem großen Hamburger Wappen bestickten Wandbehang, der noch heute unter dem Baldachin hängt, unter dem der Erste und bzw. Zweite Bürgermeisterin ihre Plätze haben. Auch die Bürgerschaft wurde nicht vergessen. Sie erhielt für den Bürgerschaftssaal einen bestickten Panneau für die Wand hinter dem Sitz des Bürgerschaftspräsidenten bzw. Bürgerschaftspräsidentin.

Anlässlich des Todes von Toni Petersen würdigte die Presse ihre karitative Tätigkeit und lobte ihre stille und bescheidene Art – Eigenschaften, die einer Frau in der damaligen Zeit auch in ihrer karitativen Ausübung gut zu Gesicht standen. Ein Jahr nach ihrem Tod gründeten Damen und Herren der Hamburger Gesellschaft die Toni-Petersen-Freibettenstiftung im Bad Oldesloer Auguste-Viktoria-Pflegeheim.

Text: Rita Bake



Toni Petersen

Platz der Arbeiterinnen

Altona-Nord, seit 2016, zur Würdigung der zahlreichen Arbeiterinnen Altonas, die sich in „Männerdomänen“ wie Hafen, Fischverarbeitung, Zigarrenindustrie und Verkehrsbetrieben behaupteten, als die Gleichberechtigung von Mann und Frau rechtlich und gesellschaftlich noch nicht existierte.



Detail aus dem Wandbild am Fischmarktspeicher, ehemals Große Elbstraße 39, Hamburg-Altona: Fischfiletiererin, Schweißerin, Metallarbeiterin. 1989 gemalt von Wiebke Hohrenk, Gisela Milse, Hildegund Schuster

Raja-Ilinauk-Straße

*Jenfeld, seit 2016, benannt nach **Raja Ilinauk** (geboren etwa 1926, hingerichtet 1944), russische Gefangene und Zwangsarbeiterin; Opfer des Nationalsozialismus*

Raja Ilinauk musste im KZ-Außenlager Wandsbek (Drägerwerke) Zwangsarbeit leisten. Nach Aussagen von ehemaligen Mithäftlingen ließ sie eines Tages eine schwere gusseiserne Form fallen und wurde daraufhin wegen Sabotage verurteilt und hingerichtet.

Ein Stolperstein soll vor der Tafel zur Gedenkstätte an der Ahrensburger Straße verlegt werden.

Recha-Ellern-Weg

Altona-Nord, seit 2016, benannt nach Recha Ellern (1898 Nürnberg–1973 Tel Aviv), Sozialfürsorgerin der Altonaer jüdischen Gemeinde; versorgte und betreute Menschen, die im Rahmen der „Polenaktion“ vom Altonaer Bahnhof aus abgeschoben werden sollten, verhalf etlichen Menschen zur Emigration; wanderte 1939 nach Palästina aus

Gedenkstein für Recha Ellern vor der ehemaligen Grünestraße 5, heute Kirchenstraße. Damals befand sich hier im Haus Nr. 5 die Gemeindegemeinschaft und der „Israelitisch-humanitäre Frauenverein“

In einem Artikel über Recha Ellern heißt es: „Die in Nürnberg geborene Recha Ellern war 24 Jahre alt, als sie 1922 in Hamburgs kleiner Nachbargemeinde zu arbeiten begann. Zu ihrem Klientel gehörten die vielen jüdischen Zuwanderer aus Polen, die sich seit dem Ersten Weltkrieg in Altona niedergelassen hatten. Die in Nürnberg geborene couragierte Recha Ellern, Absolventin einer Berliner Frauenfachschule mit beruflichen Erfahrungen im kaufmännischen Bereich, widmete sich mit großem Engagement insbesondere der heranwachsenden Generation. Ihr Büro befand sich in der damaligen Grüne Straße 5. Recha Ellern war allgemein beliebt, geachtet und – wegen ihrer Durchsetzungskraft – gefürchtet. Zeitzeugen berichten, mit welcher kreativer Findigkeit und immensem Elan sie am 28. Oktober 1938 der Polizei, die seit den frühen Morgenstunden polnische Juden verhaftete, deren Pässe an sich nahm und sie zunächst in einer großen Halle festhielt, zahlreiche Schützlinge abtrotzte.“¹⁾

Und weiter heißt es in diesem Artikel: „Am 28. Oktober 1938 wurden ungefähr 1000 Hamburger Juden polnischer Staatsangehörigkeit in den kleinen Grenzort Zhaszyn deportiert. Recha Ellern, Sozialfürsorgerin der Altonaer Jüdischen Gemeinde, rettete an diesem Tag etliche vor einem ungewissen Schicksal.“²⁾

Recha Ellern war auch als Fürsorgerin des „Israelitisch-humanitären Frauenvereins“. Später wurde sie die Leiterin der gesamten Wohlfahrtsabteilung der jüdischen Gemeinde. Darüber hinaus war sie die langjährige Vorsitzende der „Gruppe berufstätiger Frauen im Stadtverband jüdischer Frauenvereine“.

Susanne Goldberg, Ulla Hinnenberg und Erika Hirsch lassen in ihrem Aufsatz „Erinnerung an Recha Ellern. Eine jüdische Gemeindegemeinschaft in der Nazizeit“ den Zeitzeugen Rudolf Gräber über Recha Ellern berichten. Rudolf Gräber war damals der Betreuer der älteren Jungen im Kindertagesheim an der Grüne Straße 5. Über die „Polenaktion“ im Herbst 1938, damals war die ledige Recha Ellern 38 Jahre alt, berichtet er: „Wir konnten uns (...) in der großen Halle frei bewegen, konnten sogar telefonieren. Es wurde inzwischen Mittag, und da erschien Recha Ellern. Sie war ähnlich wie eine Krankenschwester gekleidet mit der Haube, auf welcher sich die Buchstaben ZJW (Zentralstelle jüdischer Wohlfahrtspflege) befanden. (...) Recha Ellern wurde von den Anwesenden bestürmt. Niemand wußte, was geschehen wird, jeder wollte irgendwelche Auskunft haben. Und hier begann ihre Arbeit. Als Vertreterin der Jüdischen Gemeinde nahm sie sofort

1) Geschichtswerkstätten Hamburg (Hrsg.): Hilfe für Verfolgte in Hamburg 1933–1945. Begleitheft zur Ausstellung 2013. Hamburg 2013, S. 30.

2) Ebenda.

Kontakt auf mit dem Oberinspektor, bei dem sich auch alle den Inhaftierten abgenommenen Pässe befanden. Und nun einige Beispiele ihrer Tätigkeit: eine Frau wurde ohnmächtig. Ein Polizist rief: ‚Schwester, hier ist jemand ohnmächtig geworden!‘ (Er glaubte nämlich auf Grund ihrer Kleidung, daß sie Krankenschwester sei). Recha Ellern: ‚Ich kenne diese Frau, sie ist schwer herzleidend und muß sofort ins Krankenhaus.‘ Eine Ambulanz wurde bestellt, die Frau ins jüdische Krankenhaus gebracht und war so vor der Abschiebung bewahrt. Eine Familie, Ehepaar und 2 oder 3 kleine Kinder. Nach einem Monat sollten sie zum amerikanischen Konsulat kommen, um ihr Einreisevisum nach USA zu erhalten. Recha Ellern bat sich beim Oberinspektor die Pässe aus. Dann fuhr sie zum amerikanischen Konsulat, erklärte dort die Sachlage und sagte, wenn diese Familie jetzt ihr Visum bekommt, werden sie nicht abgeschoben. Der Konsul ließ sich überzeugen, stempelte das Einreisevisum in die Pässe. Recha Ellern ging in ein Reisebüro, bestellte die Schiffskarten und gab eine Anzahlung. Diese Familie konnte nach Hause gehen und in Ruhe ihre Auswanderung vorbereiten. (...) Ein anderer Fall: jemand hatte noch geschäftliche finanzielle Verpflichtungen, denen er unbedingt nachkommen musste. Er wurde befreit. Sie legte Atteste vor, wonach jemand so schwer krank war, daß beim Transport für ihn Lebensgefahr bestand. Ich weiß nicht, wie sie es überhaupt physisch schaffte: Das Laufen vom Oberkommissar zur Halle, von der Halle zu verschiedenen Ämtern, Kon-

sulaten, wieder zurück zum Oberkommissar, etc.“³⁾ Herr Gräber berichtet weiter über Recha Ellerns Schicksal: ‚Recha Ellern blieb noch in Deutschland, und dann sollte sie raus. (...) Zertifikate gab es nicht. Und da hat man gesagt, gut (...). Es ging gerade ein Kindertransport (...).‘ Recha Ellern wurde als Begleiterin eingesetzt. Als man den Transport zusammengestellt hatte und es losgehen sollte, war Recha Ellern bereits in Berlin, um dort vom Palästinaamt ihren Paß entgegenzunehmen. Dieser war jedoch plötzlich verschwunden. [Herr Gräber dazu:] ‚Da hat Recha Ellern gesagt: ‚Wenn jetzt mein Paß innerhalb von zwei Stunden nicht da ist, werde ich zur Gestapo gehen, und dann werden wir ja sehen, wer dort mehr Ansehen hat, ihr oder ich!‘ Man hat gewußt, sie macht Ernst. Ja und dann hat man alles zunterst- und zuoberstgekehrt und hat den Paß gefunden.‘ Da der Transport inzwischen bereits aufgebrochen war, setzte sie sich in ein Flugzeug und erreichte die Kinder noch in München. Ab Italien wurde die Reise mit dem Schiff fortgesetzt, das als ersten Hafen in Palästina Tel Aviv ansteuerte. [Herr Gräber:] ‚Und da haben die Engländer gesagt: ‚Na ja, Sie waren Transportbegleiterin. Sie haben Ihre Aufgabe erfüllt, also fahren Sie wieder zurück.‘ Und da hat sie (...) auf Englisch gesagt: ‚Ja glauben Sie denn, daß ich diese Reise gemacht habe, nur um mir Palästina vom Schiff aus anzugucken?‘ Aber es hat nichts geholfen.‘ Recha Ellern blieb auf dem Schiff und fuhr weiter Richtung Haifa. Da Bekannte und Angehörige in Palästina inzwischen gehört

3) Zit. nach: Susanne Goldberg, Ulla Hinzenberg, Erika Hirsch: Erinnerung an Recha Ellern. Eine jüdische Gemeindeschwester in der Nazizeit. In: Geschichtswerkstatt Münster: Westfälisches Dampfboot,

Heft 15, 1988, S. 43f.

hatten, daß Frau Ellern eingetroffen war, versuchte man, dafür zu sorgen, daß sie doch noch an Land würde gehen können. Durch Mithilfe des Bankiers Ellern, eines Cousins, wurde versucht, die damals hohe Summe von sechzig Pfund aufzubringen, um dafür ein sogenanntes Touristenzertifikat mit begrenztem Aufenthaltsrecht für Recha Ellern zu erhalten. Als das Schiff in Haifa anlegte, verließen es die Palästinenser als erste. Unter ihnen befand sich ein Arzt. [Herr Gräber:] ‚Was hat Recha Ellern gemacht? Sie hat sich ihre Haube angezogen. Da stand ringsum drauf ZJW, Zentralstelle Jüdischer Wohlfahrtspflege (...) und ist einfach hinter dem Arzt hergegangen, und da hat man gemeint, sie ist eine Assistentin oder was, und man ließ sie durch. Da hat sie als erstes nach Tel Aviv telefoniert: ‚Um Gottes Willen, zahlt kein Geld. Ich bin da!‘ (...) Recha Ellern ließ sich in Tel Aviv nieder.“⁴⁾ Später wurde sie schwer krank, konnte nicht mehr gehen und verstarb 1973.

4) Susanne Goldberg, a. a. O., S. 46f.

Rosa-Zinner-Weg

Neugraben-Fischbek, seit 2020, benannt nach Rosa Z., geb. Jacobsohn (1872-1945).

Sie wurde als Jüdin 1942 aus Hamburg zunächst ins Getto Theresienstadt deportiert, dann weiter ins Getto Minsk und ins Vernichtungslager Treblinka.

Sie wurde zum 8.5.1945 für tot erklärt.

*Stolperstein vor dem Wohnhaus
Schlüterstraße 63 (Eimsbüttel, Rotherbaum)*

Schmilinskystraße

*St. Georg, benannt 1899, nach dem Gründer des an dieser Straße gelegenen Schmilinskystiftes **Carl Heinrich Schmilinsky** (1818–1891)*

*Ergänzt 2017 um seine Ehefrau **Amalie Cäcilie Schmilinsky**, geb. Tanner (1833–1916), die gemeinsam mit ihrem Gatten das Stift gründete.*

Damit wird nun nach knapp 120 Jahren erstmals ein Fehler korrigiert, der bei der damaligen Straßenbenennung entstand, indem damals Carl Heinrich S. als alleiniger Gründer des Stiftes genannt wurde.

Neuer Erläuterungstext: benannt nach Carl-Heinrich Sch. (1818–1891), Kaufmann, Gründer des an dieser Stelle gelegenen Schmilinskystiftes und dessen Ehefrau Amalie Cäcilie Sch. (1833–1916), Mitbegründerin des Schmilinskystiftes

Gemeinsam mit seiner Ehefrau **Amalie Cäcilie**, geb. Tanner (25.10.1833 Hamburg–6.8.1916 Montreux) ließ **Carl Heinrich Schmilinsky** 1889 ein Testament aufsetzen, in dem er sein gesamtes Vermögen, immerhin 5 Millionen Goldmark, der von seiner Ehefrau und ihm begründeten Stiftung vermachte. Das kinderlose Ehepaar wollte mit der Stiftung unversorgten Frauen helfen. So sollten „junge konfirmierte Töchter gebildeter Stände, welche, des natürlichen Ernährers beraubt, mittellos und unversorgt, dastehen, wenn sie Hamburgerinnen von Geburt und evangelischer Konfession sind, vor dringender Not zu bewahren und ihnen die Möglichkeit zu verschaffen, sich für einen nützlichen Beruf auszubilden oder sich mildtätigen Zwecken zu widmen“.

Das Stift bot den aufgenommenen jungen Mädchen für einige Jahre Wohnung, Unterhalt

und die Mittel, sich zu einem „nützlichen Berufe“ auszubilden. Dafür verlangte das Stift, dass die jungen Mädchen den ihnen von der Verwaltung hinsichtlich „der Wahl des Berufes und ihres Bildungsganges erteilten Ratschlägen willig folgen, die ihnen gebotenen Gelegenheiten zum Lernen fleißig benutzen, durch Wohlverhalten sich der Teilnahme am Stifte würdig erzeigen und sich folgsam und verträglich in die häusliche Gemeinschaft einfügen. Da eine gewissenhafte Ausbildung in der Wirtschaft zu den vornehmsten Erfordernissen einer guten Erziehung gehört, so wird von den Stiftstöchtern Teilnahme und Übung an häuslichen Arbeiten verlangt“.

1897 waren 47 Wohnungen vergeben und 38 junge Mädchen hatten im Internat Aufnahme gefunden.

Für Ferien und Erholung wurde ein Haus in Timmendorf erworben.

Zwei Jahre nach dem Aufsetzen des gemeinsamen Testamentes verstarb Carl Heinrich Schmilinsky. Der 56-jährigen Witwe, die ihren Mann 20 Jahre überleben sollte, blieb von dem Vermögen jährlich 30 000 Mark, die ihr die Stiftung als Unterhalt zahlte.

Der Grundstein für das Stiftsgebäude an der Außenalster im Stadtteil St. Georg wurde zwei Jahre nach dem Tod des Gatten, im August 1894 auf Wunsch der Witwe in aller Stille gelegt. Ein Jahr später war das Gebäude fertig gestellt: Eine schöne repräsentative Dreiflügelanlage, die einen Gartenhof umschloss und mit einem Glockentürmchen bekrönt war. Im Inneren gab es u. a. Gesellschafts- und Unter-

richtsräume, eine Bibliothek, einen Turnsaal und große Speisezimmer.

Ein weiterer Stiftungszweck war: „alten ausgedienten Lehrerinnen und Gouvernanten, die zur Ausübung ihres Berufes unfähig geworden, wenn sie Hamburgerinnen und evangelischer Konfession sind, ihren Lebensabend zu erleichtern. Die Unterstützung besteht in einer Freiwohnung in einem von der Stiftung erbauten Asyl und in Geldunterstützung. 50 Freiwohnungen sind vorhanden“.

Im Zweiten Weltkrieg wurde das Gebäude weitgehend zerstört, so dass es 1953 abgebrochen wurde. Aus dem Erlös des 1953 an die Hansestadt Hamburg verkauften Grundstücks entstand ein Jahr später in der Frahmstraße 22 in Blankenese eine Anlage für Betreutes Wohnen. Heute wird in 70 Wohnungen mit großem Garten preiswerter Wohnraum für ältere Menschen mit kleinem Einkommen geboten.

Text: Rita Bake/Cornelia Göksu



Amalie Cäcilie Schmilinsky

Sievekingdamm

Hamm, 1945 benannt nach Dr. Karl Sieveking (1787–1847), Senatssyndikus. Nach ihm heißt auch die Sievekingsallee. 2018 erlosch die bisherige Erklärung des Straßennamens Sievekingdamm „in Anlehnung an die Sievekingsallee“. Es gilt stattdessen fortan: „benannt nach **Amalie Sieveking** (1794–1859). Mitbegründerin der organisierten Diakonie in Armen- und Krankenpflege, Vorreiterin moderner Sozialarbeit in Deutschland“ (lt. Amtlicher Anzeiger vom 11.9.2018). Nach Amalie Sieveking ist auch der Amalie-Sieveking-Weg benannt. Sie war die Cousine von Karl Sieveking.

Mehr über Amalie Sieveking unter:

[Amalie-Sieveking-Weg](#)



Amalie Sieveking

Sophie-Rahel-Jansen-Straße

(Nienstedten (2021): Sophie Rahel Jansen, geb. Schlossmann (26.3.1862 Hamburg - Freitod am 17.7.1942), Schriftstellerin, Armenpflegerin, bürgerliche Frauenbewegung.

Zuvor hieß die Straße Georg-Bonne-Straße. Georg Bonne (12.8.1859 Hamburg - 1.5.1945 Hamburg), Arzt in den Elbgemeinden, Sanitätsrat. Bereits 1996/97 wurden wegen Bonnes NS-Belastung Teile dieser Straße umbenannt; ein Teil in „Am Internationalen Gerichtshof“, ein weiterer Teil in „Christian-F.-Hansen-Straße“

Im April 1913 konnte die Gemeinde Blankenese zwei neue Bürger begrüßen: den Hamburger Rechtsanwalt Dr. Cäsar Max Jansen und seine Ehefrau Sophie. Die Neuankömmlinge hatten sich am Elbhang – Im Busch 7 – vom damaligen Stararchitekten Baedeker eine prächtige Klinkervilla bauen lassen. Jansen war als Sozium einer renommierten Anwaltskanzlei zu beträchtlichem Wohlstand gekommen und gehörte, wie seine langjährige Tätigkeit im Vorstand des Yacht Clubs zeigte, zu den feinen Kreisen der Hamburger Gesellschaft. Seine Frau Sophie dürfte bei den Soiréen und in den Salons für steten Gesprächsstoff gesorgt haben: Ihr Leben war alles andere als üblich.

Als Tochter des wohlhabenden Spediteurs Carl Ezechiel Schlossmann in Hamburg geboren und in Breslau bzw. Dresden groß geworden, hatte sie als Zwanzigjährige 1882 Cäsar Max Josephson, den Sohn eines Altonaer Arztes, geheiratet. Doch das gesellschaftliche Leben und die Erziehung ihrer



*Sophie Rahel Jansen
Quelle: Jonas Koch/Verein zur Erforschung der Geschichte der Juden in Blankenese*

sechs Kinder reichten ihr nicht aus: Sie bewog 1895 ihren Mann, in Grande bei Trittau einen Gutshof zu erwerben und dorthin zu ziehen. Während er selbst täglich in seine Hamburger Kanzlei fuhr, machte sie sich daran, den 400 Morgen großen Hof zu bewirtschaften – als Autodidaktin. Sie verschaffte sich durch eigene Lektüre und Austausch mit Fachleuten nicht nur die notwendigen Kenntnisse in Rinderhaltung und Milchwirtschaft, sondern versuchte auch in der Praxis, die damaligen Reformen in der Viehhaltung zu unterstützen. Aber diese Experimente waren teuer, und eine Serie von Seuchen verursachte zusätzliche Kosten. 1901 entschloss sich das Ehepaar, das Gut zu verkaufen und nach Hamburg zurückzukehren.

Die Niederlage wurde nicht einfach abgehakt und vergessen: Sophie veröffentlichte 1905

ein Buch über ihre Erfahrungen: „Sofiensruh. Wie ich mir das Landleben dachte und wie ich es fand“. Der mit feinem Humor und drastischer Selbstironie verfasste Bericht wurde ein Bestseller und verhalf ihr zu weiter literarischer Anerkennung. 1908 erschien ihr zweites Buch, ein Roman über eine junge Frau, die in der Enge der gesellschaftlichen Konventionen zerbricht. „Friede Wend“, so die Kritik, müsste man sich als eine Art Buddenbrooks vorstellen. Autobiographische Erfahrungen als Mutter von mittlerweile sechs Kindern standen im Mittelpunkt von „Bebi und Bubi. Ein Jahr aus dem Kinderleben“. Das reich illustrierte Buch erschien 1909 und wurde ihr letztes.

Der Grund für das Ende ihrer Schriftstellerei war die Entdeckung, dass sie dringender woanders gebraucht wurde. Schon während der verheerenden Cholera-Epidemie von 1892, die besonders in den dicht bevölkerten Hamburger Arbeitervierteln wütete, war sie mit der sozialen Frage konfrontiert worden und hatte spontan zu helfen versucht. Fünfzehn Jahre später, angeregt durch das soziale Engagement eines Barmbeker Pastors, wurde sie eine Pionierin des neu organisierten Armenwesens. 1908 war sie unter Hunderten von Männern die erste Frau, die als öffentliche Armenpflegerin bestellt wurde.

Mit dem Umzug nach Blankenese 1913 endete zwar dieses Amt, nicht aber ihr soziales Engagement: Es wurde fortan das Zentrum ihres Lebens. Schon als Armenpflegerin in Hamburg war sie Mitglied im Allgemeinen Deutschen Frauenverein geworden, der sich für eine Steigerung der Bildung, der wirtschaftlichen Selbstständigkeit und der politischen

Rolle der Frauen im öffentlichen Leben einsetzte. In Blankenese setzte sie diese Aktivität fort: 1915 wurde sie die erste Vorsitzende der dortigen Ortsgruppe des Norddeutschen Frauenvereins. Der Krieg hatte die soziale Not enorm gesteigert, und die Ortsgruppe reagierte vom ersten Tag an auf diese Lage: Im August 1914 war in der heutigen Witts Allee eine Volksküche eröffnet worden, die Essen für anfangs 100, schließlich für 700 Personen ausgab. 1916 folgte am selben Ort die Einrichtung einer Säuglingsfürsorge. Seit 1917 existierte auch eine Kinderkrippe. An allen diesen Initiativen war Sophie Jansen führend beteiligt. 1919 wurde sie von der Gemeinde dafür mit einer Gedenkmünze gewürdigt. Sie wurde allen denjenigen verliehen, „die sich während des Krieges fürsorglich für unsere Krieger und deren Angehörige betätigten und der Allgemeinheit aus Nächsten- und Vaterlandsliebe uneigennützig Liebesdienste geleistet haben“.

Auch im folgenden Jahrzehnt blieb Sophie Jansen die treibende Kraft der Sozialarbeit in Blankenese. Sie führte – im Auftrag des Vaterländischen Frauenvereins und unterstützt von der Gemeinde – die Säuglingsfürsorge weiter, zunächst im Gemeindebüro und in der Turnhalle Dockenhuden, dann in der Schule am Kahlkamp. Für diese Tätigkeit erhielt sie später das Erinnerungskreuz des Vaterländischen Frauenvereins. Daneben wirkte sie als Vorstandsmitglied im Gesamtarmenverband der Elbvororte. Vor allem dem Armenhaus am Tinsdaler Kirchenweg galt ihre Aufmerksamkeit. Dieser aktive Einsatz für die sozial Schwachen erfolgte nicht aus der gesicherten Position eines großen Einkommens: Ihre wirtschaftliche Lage hatte sich seit dem

frühen Tod ihres Mannes im Jahre 1916 dramatisch verschlechtert. Statt in der Villa über der Elbe wohnte sie seit 1919 in einem kleineren Haus an der Blankeneser Hauptstraße 56.

Spätestens im Jahre 1932 zog sich Sophie Jansen aus allen ihren Funktionen zurück – sie war 70 Jahre alt und freute sich auf einen ruhigen Lebensabend im Kreise ihrer Familie. Aber die Übertragung der Macht an Adolf Hitler am 30. Januar 1933 veränderte alles. Sophie hatte sich zusammen mit ihrem Mann 1888 christlich taufen lassen. 1907 legte Cäsar Max seinen jüdischen Namen Josephson ab. Seitdem hieß das Ehepaar so, wie sich Sophie schon als Autorin genannt hatte – Jansen. Zwei Söhne dienten im Ersten Weltkrieg, einer wurde mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet. Ihre eigene rastlose Tätigkeit hatte ihr öffentliche Anerkennung und Respekt eingebracht. Jetzt wurde das alles annulliert – die Deutsche aus jüdischem Haus war zur Jüdin geworden, ausgestoßen aus der Gemeinschaft der Deutschen, preisgegeben der Verfolgung. Die Nürnberger Gesetze 1935 galten auch für sie.

Sie verlor ihr Stimmrecht und durfte kein öffentliches Amt bekleiden. Ab 1938 trug ihre Kennkarte das „J“ für Jude, und dem Namen Sophie wurde der Zwangsname Sara hinzugefügt. Mit dem Pogrom vom 9. November 1938 verschärfte sich die wirtschaftliche Ausplünderung: Im Dezember musste sie ihren Schmuck abliefern – „Schätzwert RM 100.–, Verwaltungsgebühr RM 10.–, ausgezahlt RM 90.–“ Drei Monate später war das silberne Besteck dran. Zur gleichen Zeit reichte sie die geforderte Aufstellung ihres Vermögens ein: 28351 Reichsmark in Wertpapieren. Sie

fügte dem hinzu: „Aus den kleinen Erträgen dieser Papiere und von Unterstützungen bestreite ich meinen Lebensunterhalt. [...] Das Erdgeschoss des mir gehörigen Hauses habe ich seit langen Jahren vermietet. Auswanderungsabsichten bestehen nicht.“ Am 23. Dezember 1939 waren auch diese Angaben überholt: Aufgrund eines neuen Gesetzes und unter kräftigem Druck ihres „arischen“ Mieters musste sie ihr Haus verkaufen und wurde zur Untermieterin.

Auf den Zwang, ab 19. September 1941 den „Judenstern“ zu tragen, reagierte Sophie Jansen nach Auskunft ihrer Tochter Eva Wulle auf ihre Art: Sie ging nicht mehr auf die Straße, nachdem das Gesetz erlassen war. Nachbarn und Freunde ließen sich nicht abschrecken und standen ihr in dieser selbst gewählten Isolation bei. Es war nur ein Aufschub.

Anfang Juli 1942 erhielt sie den Deportationsbefehl für Theresienstadt, datiert auf den 19. Juli. Am 17. Juli, während ihre Tochter noch vergeblich versuchte, die Deportation ihrer 80-jährigen Mutter abzuwenden, öffnete Sophie Jansen den Gashahn ihres Herdes und machte ihrem Leben ein Ende. Sie konnte, wie sie in einem Abschiedsbrief an ihre Tochter schrieb, „das Hin- und Herzerren nicht mehr ertragen. Hoffentlich geben sich nun meine Verfolger zufrieden, wenn ich nun das bescheidene Plätzchen, das ich mir noch auf der Welt vorbehalten hatte, räume.“ Der Propst der evangelischen Kirchengemeinde Blankenese, Schetelig, weigerte sich, die Tote zu bestatten. Ihr noch vorhandenes Vermögen wurde zugunsten des Deutschen Reiches eingezogen. Zwei ihrer Kinder kamen

noch 1944 nach Theresienstadt: Edith Boehlich überlebte das Lager, Hans Jansen fand dort den Tod.

Ihr inzwischen verstorbener Enkel Wolf Boehlich schrieb über seine Großmutter: „Eine ihrer bemerkenswertesten Eigenschaften war der hohe Anspruch, den sie an sich selbst und an ihre Familie stellte. Sofie Jansen erwartete von jedermann, dass er oder sie das Bestmögliche leiste, und sie scheute sich auch nicht, andere zu sozialverträglichem Verhalten aufzufordern. Sie hat es sehr missbilligt, dass einer ihrer Enkel außer seinem Beruf nichts Weiteres lernen wollte. Wo immer sie auftrat, genoss sie deutlichen Respekt. Sie war ein strenger Lehrmeister, man sollte aber nicht glauben, dass sie nicht auch liebenswert gewesen wäre. Kinder aus der Nachbarschaft, die mit ihren Enkeln spielten, betrachteten es noch bis in ihre letzten Jahre als Vorzug, sie ebenfalls Großmutter nennen zu dürfen.“

Text: Hannes Heer - Recherche: Sabine Boehlich

Quellen zu Sophie Rahel Jansen: 2; Familienarchiv Boehlich; Wolf Boehlich, Zur Erinnerung an Sofie Rahel Jansen, in: Stolpersteine in Blankenese, hg. v. Verein zur Erforschung der Juden in Blankenese, Hamburg 2005; Sabine Boehlich, „Heb

auf, was Gott Dir vor die Thüre legt“. Das Leben der Sophie Jansen, Potsdam 2003; StaHH, 331-5 Polizeibehörde – Unnatürliche Sterbefälle, Akte 1942 1131/42 Jansen, geb. Schloßmann, Sofie Rahel Sara.

ZU GEORG BONNE:

Georg Bonne wurde 1859 in Hamburg als eines von acht Kindern eines Kaufmanns geboren.¹⁾

Er besuchte zunächst eine Privatschule und von 1875 bis 1880 Gymnasien in Stade und Glückstadt. Von 1880 bis 1884 studierte er Medizin in Leipzig, Marburg und Göttingen, wo er mit einer Arbeit zur Blutgerinnung promovierte. In den folgenden Jahren arbeitete er als Arzt in Würzburg und Barmen und durchlief eine militärärztliche Ausbildung, die zu seiner Ernennung zum Stabsarzt der Reserve 1895 führte. 1887 hatte er sich als Landarzt im damaligen Dorf Klein Flottbek niedergelassen. Im Ersten Weltkrieg nahm Bonne als Stabs- bzw. Oberstabsarzt teil. Im Mai 1915 wurde er auf Vorschlag des Regierungspräsidenten in Schleswig zum Sanitätsrat ernannt, 1920 erhielt er den Rang eines Generaloberarztes a.D. 1923 übergab er seine Arztpraxis einem seiner Söhne und zog nach Adendorf bei Lüneburg. Von 1926 bis zum Ende der 1920er Jahre arbeitete er als Gefängnisarzt in Lüneburg, um Anfang der 1930er Jahre nach Klein Flottbek zurückzukehren.²⁾

Quellen zu Georg Bonne: 1) Bei der folgenden biographischen Skizze handelt es sich um die leicht überarbeitete Fassung einer Kurzbiographie, die 2017 im Rahmen eines wissenschaftlichen Gutachtens für das Staatsarchiv Hamburg erstellt wurde. Das vollständige Gutachten ist einsehbar unter: <https://www.hamburg.de/contentblob/13462796/1d4b36cbf-b9adc7fca682e5662f5854d/data/abschlussbericht-ns-belastete-strassennamen.pdf> (zuletzt aufgerufen am 14.4.2020).

2) Lebenslauf und Schriftenverzeichnis von Sanitätsrat Dr. med. Georg Heinrich Bonne, Generaloberarzt a.D. Kleinflottbek bei Hamburg-Altona, Februar 1934, in: Staatsarchiv Hamburg (StaHH), 424-88/12, 1; Jochen Eversmeier: „Für die Reinhaltung unserer herrlichen deutschen Ströme“: Georg Bonne und der Gewässerschutz von den 1890er Jahren bis 1914. Ein Beitrag zur Umweltgeschichte des Deutschen Kaiserreiches, unveröffentlichte Magisterarbeit, Hamburg 1996, S. 15-21.

Bonne engagierte sich seit den 1890er Jahren zum einen als Gemeindevertreter in Klein Flottbek,³⁾ zum anderen in verschiedenen Lebensreformbewegungen, die sich v.a. dem Gewässerschutz, der Wohnungsreform und der Bekämpfung von Rauschmitteln widmeten.⁴⁾ 1900 wurde er Vorstandsmitglied des „Internationalen Vereins zur Reinhaltung der Flüsse, des Bodens und der Luft“. In dieser Funktion, aber auch publizistisch engagierte er sich gegen die Verschmutzung von Gewässern und entwickelte eigene Vorschläge zur Elbsanierung und Abwasserwertung.⁵⁾ 1899 initiierte er die Gründung des „Bauvereins der Elbgemeinden“, um dem „Wohnungselend“ und der Proletarisierung der Arbeiterschichten durch genossenschaftliche Selbsthilfe und die Anlage von Siedlungen am Stadtrand entgegenzuwirken. Bonnes Weltbild war von Großstadtfeindschaft geprägt und der Vorstellung, über „Dezentralisierung“ und den Bau von Siedlungen außerhalb der innerstädtischen Elendsviertel eine „Volksgesundung“ herbeiführen und revolutionären Bestrebun-

gen entgegenwirken zu können.⁶⁾ Seit 1897 war er Mitglied des Guttempler-Ordens, der sich gegen den Alkoholkonsum einsetzte. Als Streiter gegen Alkohol- und Nikotinkonsum hielt Bonne zahlreiche Vorträge, verfasste Schriften und initiierte die Gründung weiterer Guttempler-Logen im Deutschen Reich. 1930 wurde er von seiner Loge durch die Benennung eines „Georg-Bonne-Haus“ in Altona geehrt, dessen Ausbau mit städtischen Mitteln gefördert wurde.⁷⁾

Der gemeinsame Nenner bzw. Leitbild von Bonnes Aktivismus war, wie Jochen Eversmeier richtig konstatiert, der Schutz der „Volksgesundheit“ und die „Rassenhygiene“.⁸⁾ Bonne war Anhänger einer völkischen Ideologie, der in Mietskasernen, Tabak und Alkohol „Volksgifte“ erblickte.⁹⁾ Er entfaltete eine umfangreiche publizistische Praxis, allein bis 1934 erschienen an die 400 Publikationen von ihm. Darunter waren auch Romane, Gedichte und Theaterstücke.¹⁰⁾ Seit 1910 veröffentlichte er die teilweise autobiographisch geprägte

3) Ebd., S. 18.

4) Zur Lebensreform und den verschiedenen Reformbewegungen um die Jahrhundertwende vgl. Bernd Wedemeyer-Kolwe: Aufbruch. Die Lebensreform in Deutschland, Darmstadt 2017; Diethart Kerbs/Jürgen Reulecke (Hg.): Handbuch der deutschen Reformbewegungen 1880-1933, Wuppertal 1998. Zur Einordnung Bonnes in die Lebensreform vgl. Eversmeier, „Für die Reinhaltung unserer herrlichen deutschen Ströme“, S. 46-48.

5) Lebenslauf und Schriftenverzeichnis von Sanitätsrat Dr. med. Georg Heinrich Bonne, Generaloberarzt a.D. Kleinflottbek bei Hamburg-Altona, Februar 1934, in: StAHH, 424-88/12, 1. Vgl. Eversmeier, „Für die Reinhaltung unserer herrlichen deutschen Ströme“; David Templin: Wasser für die Volksgemeinschaft-Wasserwerke und Stadtentwässerung in Hamburg im „Dritten Reich“ (Forum

Zeitgeschichte, Band 26), Hamburg/München 2016, S. 25.

6) Lebenslauf und Schriftenverzeichnis von Sanitätsrat Dr. med. Georg Heinrich Bonne, Generaloberarzt a.D. Kleinflottbek bei Hamburg-Altona, Februar 1934, in: StAHH, 424-88/12, 1; Eversmeier, „Für die Reinhaltung unserer herrlichen deutschen Ströme“, S. 33-37; Kurt Grobecker: 100 Jahre BVE. Die 100-jährige Chronik, hg. vom Bauverein der Elbgemeinden eG, Hamburg 1999, S. 42-45.

7) Lebenslauf und Schriftenverzeichnis von Sanitätsrat Dr. med. Georg Heinrich Bonne, Generaloberarzt a.D. Kleinflottbek bei Hamburg-Altona, Februar 1934, in: StAHH, 424-88/12, 1. Vgl. Die I.D.G.T.-Loge „Frühlingsbote“ Nr. 88, in: Altonaer Nachrichten, 27.2.1933; Werner-Altenburg-Abend, in: Altonaer Nachrichten, 5.5.1933; Der Gau VII (Altona-Südwestholstein) des Deutschen Guttemplerordens

(D.G.T.O.), in: Altonaer Nachrichten, 14.9.1933; Georg-Bonne-Haus, in: Altonaer Nachrichten, 16.11.1933; Die vereinigte Heime des Deutschen Guttemplerordens im Georg-Bonne-Haus e.V., in: Altonaer Nachrichten, 15.2.1934. Das Haus wurde 1936 von der Stadt Altona in Besitz genommen, um es für den Wohnungsbau zu nutzen. Vgl. Umbau des „Georg-Bonne-Hauses“, in: Hamburger Nachrichten, 7.6.1936, Morgen-Ausgabe.

8) Eversmeier, „Für die Reinhaltung unserer herrlichen deutschen Ströme“, S. 5f., S. 9, S. 135f.

9) Zur völkischen Bewegung vgl. Uwe Puschner, Walter Schmitz, Justus H. Ulbricht (Hg.): Handbuch zur „Völkischen Bewegung“ 1871–1918, München u. a. 1996.

10) Lebenslauf und Schriftenverzeichnis von Sanitätsrat Dr. med. Georg Heinrich Bonne, Generaloberarzt a.D. Kleinflott-

Trilogie der Bände „Im Kampf um die Ideale“ (1910), „Im Kampf um den Weltfrieden“ (1930) und „Im Kampf gegen das Chaos“ (1931). Im ersten Band beschwor er u.a. die Überlegenheit des Germanentums als „Herrengeschlecht“ und zeichnete Figuren entlang eines Rassen-schemas, wobei dem blonden „Typ des Ariers“ die kranken, dicken, jüdischen, degenerierten Menschen gegenübergestellt wurden.¹¹⁾ Das Buch erlebte in mindestens 40 Auflagen eine enorme Verbreitung.¹²⁾ In seiner Schrift „Volksgesundung durch Siedlung!“ (1928) präsentierte er seine wohnungsreformerischen Vorstellungen, die er als sozial- und rassenhygienisches Rezept gegen den drohenden „Rassetod“ des deutschen Volkes anpries.¹³⁾ Antisemitismus zählte dabei spätestens seit den 1880er Jahren zum konstitutiven Bestandteil von Bonnes Weltbild.¹⁴⁾

Bonne war seit 1910 Mitglied der Freimaurerloge „Phönix zur Wahrheit“, 1901 und 1914 taucht sein Name in den Mitgliederlisten des Alldeutschen Verbandes auf, und nach dem Ersten Weltkrieg war er Mitglied im deutsch-national orientierten „Stahlhelm“ und im Kyff-

häuserbund.¹⁵⁾ Obwohl er keiner politischen Partei angehörte, zählte er spätestens seit 1931 zu den Anhängern und Bewunderern Adolf Hitlers und seiner nationalsozialistischen Bewegung, was er in Briefen an Hitler zum Ausdruck brachte.¹⁶⁾ In einem Brief von 1936 behauptete er sogar, Hitler bereits in dessen Gefängniszeit (1923/24) Publikationen zugeschickt zu haben.¹⁷⁾ Dabei erteilte er diesem auch Ratschläge und kritisierte z.B. den Alkoholkonsum von Nationalsozialisten. 1932 schickte er Hitler das von ihm verfasste anti-semitische Schauspiel „Judas Ischariot“ zu, das er selbst als „streng nationalsozialistisch“ charakterisierte, mit der Bitte, es Hitler widmen zu dürfen.¹⁸⁾

Nach der Ernennung Hitlers zum Reichskanzler schickte Bonne ihm ein persönliches Glückwunschsreiben, in dem er ihn als „Retter Deutschlands“ ansprach und bekräftigte, „der eiserne Besen“ sei notwendig, „um das Ungeziefer auszutilgen“.¹⁹⁾ In einem Briefwechsel von 1933 bezeichnete er sein eigenes Lebenswerk als „Wegbereitung“ und „vorbereitende Kleinarbeit“ für den Nationalsozialismus und diesen als „Erfüllung meiner

bek bei Hamburg-Altona, Februar 1934, in: STAHH, 424-88/12, 1.

11) Eversmeier, „Für die Reinhaltung unserer herrlichen deutschen Ströme“, S. 43-45, Zitate S. 44. Vgl. Georg Bonne: Im Kampf um die Ideale. Die Geschichte eines Suchenden, München 1910; ders.: Im Kampf um die Ideale. Die Geschichte eines Mannes, eines Volkes, einer Menschheit, München 1930; ders.: Im Kampf gegen den Chaos. Nicht Untergang, sondern Aufstieg, München 1931.

12) Sanitätsrat Dr. Bonne an Herr Mühlberg, 19.12.1941, in: STAHH, 424-88/12, 34.

13) Georg Bonne: Volksgesundung durch

Siedlung! Eine christliche und soziale Notwendigkeit, München 1928, Zitat: S. 16.

14) Eversmeier, „Für die Reinhaltung unserer herrlichen deutschen Ströme“, S. 24f.

15) Die Reichsschriftumskammer, Fragebogen für schriftstellerisch Tätige, ausgefüllt von Georg Bonne, 1.9.1937, in: Bundesarchiv (BArch), R 9361-V, 4263;

Sanitätsrat Dr. Bonne (Generaloberarzt a.D., Altona-Klein Flottbek) an Gau-Geschäftsführer der N.S.D.A.P. Gauleitung Schleswig-Holstein, Altona/Elbe, 23.6.1934, in: STAHH, 424-88/12,

53-5; Rainer Hering: Konstruierte Nation. Der Alldeutsche Verband 1890 bis 1939 (Hamburger Beiträge zur Sozial- und Zeitgeschichte, Band 40), Hamburg 2003, S. 300.

16) Vgl. die zwischen 1930 und 1933 verfassten Briefe Bonnes an Hitler: STAHH, 424-88/12, 53-12.

17) anitätsrat Dr. Bonne an Ernst Reinhardt Verlag, 26.9.1936, S. 5, in: BArch, R 9361-V, 4263.

18) Sanitätsrat Dr. Bonne an Herrn Hitler, 13.6.1932, in: STAHH, 424-88/12, 53-12.

19) [Georg Bonne] an Adolf Hitler, Reichskanzler des Deutschen Reiches, 28.2.1933, in: STAHH, 424-88/12, 53-12.

Jünglingsträume“.²⁰⁾ Seine Identifizierung mit Hitler gipfelte in der Behauptung, dass er sich mit diesem „in meinem ganzen Denken und Fühlen vollständig eins“ wisse, insbesondere nach der Lektüre von „Mein Kampf“.²¹⁾ Mit dem „Dritten Reich“ verband Bonne die Hoffnung auf die Umsetzung seiner wohnungs- und lebensreformerischen, aber auch antisemitischen Ideen.

Zum 1. Mai 1933 trat Bonne laut NSDAP-Mitgliederkartei der Ortsgruppe Altona der NSDAP bei.²²⁾ Ende 1933 wurde er Mitglied im Reichsverband Deutscher Schriftsteller und in der Reichsschrifttumskammer.²³⁾ Der Beleg für Bonnes Parteimitgliedschaft steht im Widerspruch zu seinen Angaben aus den folgenden Jahren, in denen er – etwa auf einem Fragebogen der Reichsschrifttumskammer von 1937 – eine Mitgliedschaft verneint.²⁴⁾ Möglicherweise hatte seine Logenzugehörigkeit doch einer Mitgliedschaft im Weg gestanden, wie er in einem Schreiben von 1938 andeutet (so habe es ihn „tiefgeschmerzt [...], daß ich nicht [...] mit im Rahmen der Partei für Deutschlands Wiederaufstieg kämpfen darf“) ²⁵⁾ – allerdings hätte auch ein etwaiger Ausschluss auf Bonnes Karteikarte verzeichnet sein müssen. In seinen Publikationen aus den 1930er und

1940er Jahren transportierte Bonne nationalsozialistische, rassistische und antisemitische Ideologeelemente. Mit der 1935 erfolgten Neuausgabe seiner Schrift „Wie können wir Deutschlands Ernährung vom Auslande unabhängig machen?“ (1921) wollte er einen Beitrag zu den Autarkiebestrebungen des NS-Staates liefern – gegen den „jüdisch geleiteten Marxismus“.²⁶⁾ In „Das Geschlecht der Lappe“ (1939) rief er zur Unterstützung des Nationalsozialismus auf, in dem er die „Verschmelzung des völkischen Gedankens“ mit einem Christentum der Tat erblickte. Die NS-Rassentheorie aufgreifend, erblickte er in Jesus und Goethe Vertreter des „arische[n] Geist[es]“ und Blutes.²⁷⁾ Bonne war stolz darauf, mit seinen Büchern zur Festigung nationalsozialistischer Auffassungen im Volk beizutragen, was er in einem Schreiben mit dem Beispiel eines einfachen Arbeiters illustrierte, der ihm gegenüber angeblich erklärt habe: „die ihre Bücher gelesen haben, sind jetzt alle begeisterte Verehrer von Hitler, der ja dasselbe will, wie Sie“. Er habe so „viele Hunderte“ seiner Patienten „für Hitler und unseren Nationalsozialismus gewonnen“.²⁸⁾

Mit 76 Jahren nahm Georg Bonne 1935 seine Praxis als Arzt in Klein Flottbek wieder auf.²⁹⁾ Zu seinen Geburtstagen oder seinem

20) Sanitätsrat Dr. Bonne an Herrn Johst, 28.4.1933, in: StAHH, 424-88/12, 34.

21) Sanitätsrat Dr. Bonne an Ernst Reinhardt Verlag, 26.9.1936, S. 6, in: BArch, R 9361-V, 4263.

22) BArch, R 9361-VII / IX KARTEI, Karteikarte „Bonne, Georg“.

23) Die Reichsschrifttumskammer, Fragebogen für schriftstellerisch Tätige, ausgefüllt von Georg Bonne, 1.9.1937, in: BArch, R 9361-V, 4263.

24) Ebd.

25) Sanitätsrat Dr. Bonne an Ernst Reinhardt Verlag, 27.2.1938, S. 4, in: BArch, R 9361-V, 4263.

26) Georg Bonne: Wie können wir Deutschlands Ernährung vom Auslande unabhängig machen? Ein volksgesundheitlicher und volkswirtschaftlicher Leitfaden für jeden wahrhaft nationalsozialistisch gesonnenen Bürger unseres dritten Reiches, Dresden 1935 (2. Auflage), Zitat S. 9. Vgl. die Rezension: Kann Deutschland sich selbst ernähren?, in: Altonaer Nachrichten,

14.10.1935.

27) Georg Bonne: Das Geschlecht der Lappe. Die Geschichte einer alten deutschen Familie, Oldenburg/Hamburg 1939, Zitate: S. 79, S. 77; zu Jesus und seiner „arische[n] Lehre“: ebd., S. 16.

28) Sanitätsrat Dr. Bonne an Ernst Reinhardt Verlag, 26.9.1936, S. 7, in: BArch, R 9361-V, 4263.

29) Eversmeier, „Für die Reinhaltung unserer herrlichen deutschen Ströme“, S. 19.

50-jährigen „Doktorjubiläum“ erschienen ehrende Artikel in der gleichgeschalteten Hamburger Presse. „Die Synthese des Nationalen mit dem Sozialen, wie wir sie heute im Nationalsozialismus verkörpert sehen, ist seit 50 Jahren Ziel und Richtung für Bonnes gesamte Lebensarbeit gewesen“, lobten ihn etwa die Altonaer Nachrichten 1934.³⁰⁾

Nationalsozialistische Funktionäre teilten diese Meinung nicht unbedingt. Das Reichspropagandaministerium verfügte 1937, das Buch „Im Kampf gegen das Chaos“ einzuziehen und zu beschlagnahmen, nachdem Beschwerden aus der Reichsschrifttumskammer laut geworden waren, dass Bonne sich dort „in schamloser Weise“ über Hitler und den Nationalsozialismus geäußert habe. Anfang 1938 wurde es in die Liste des „schädlichen und unerwünschten Schrifttums“ aufgenommen und jede weitere Verbreitung verboten.³¹⁾ Ausschlaggebend waren Passagen, in denen Bonne Ludendorffs „Haß gegen die Juden“ als „unfruchtbar“ kritisiert, und solche, in denen er Hitler Ratschläge erteilt bzw. erklärt

hatte: „Der Adolf Hitler mit seinen Nationalsozialisten weiß offenbar selbst nicht, was er will“.³²⁾ Bonne erblickte in dem Verbot zunächst ein Missverständnis, wie er seinem Verleger gegenüber erklärte: „Daß aber die Nationalsozialisten mich jemals als ihren Gegner ansehen könnten, – auf den Gedanken wäre ich selbst in Fieberträumen nicht gekommen [...]“.³³⁾ Er legte Einspruch ein und bat schließlich darum, beanstandete Passagen ersetzen zu dürfen – beide Bemühungen waren vergeblich.³⁴⁾

Bereits 1935 war es zu einem Konflikt mit NS-Funktionären gekommen, nachdem Bonne in der Zeitschrift Ethik Artikel veröffentlicht hatte, in denen er die NS-Pläne zur Sterilisierung „Minderwertiger“ als nicht ausreichend kritisierte.³⁵⁾ Bonne teilte zwar die völkische Perspektive des Regimes und ging von der Existenz „Millionen von [...] Minderwertige[r]“ aus, sah die Ursache jedoch v.a. im Alkohol- und Nikotinkonsum, deren Bekämpfung er aus rassenpolitischer Sicht für zentral hielt.³⁶⁾ Das Rassenpolitische Amt der NSD-

30) L. Schumacher: Ein Arzt seines Volkes, in: Altonaer Nachrichten, 13.3.1934. Vgl. Georg Bonne zum 75. Geburtstag, in: Altonaer Nachrichten, 11.8.1934; Sanitätsrat Dr. Hejn. Georg Bonne 75 Jahre alt, in: Hamburger Anzeiger, 11./12.8.1934; Sanitätsrat Dr. Bonne 80 Jahre alt, in: Hamburger Neueste Zeitung, 12.8.1939; Dr. Bonne achtzig Jahre alt, in: Hamburger Anzeiger, 12./13.8.1939; Dr. Bonne 83 Jahre alt, in: Hamburger Anzeiger, 12.8.1942; Arzt, Siedlungspolitiker, Dichter. Zum 85. Geburtstag Georg Bonnes am 12. August, in: Hamburger Anzeiger, 11.8.1944.

31) Reichsschrifttumskammer, Gruppe Buchhandel, an Reichsschrifttumskammer, 16.8.1937, in: BArch, R 9361-V, 4263 (erstes Zitat); Hederich (Der Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda) an Präsident der Reichs-

schrifttumskammer, 15.11.1937, in: ebd.; [Reichsschrifttumskammer] an Verlag Ernst Reinhardt, 18.2.1938, in: ebd.

32) [Reichsschrifttumskammer] an Verlag Ernst Reinhardt, 25.4.1938, in: BArch, R 9361-V, 4263.

33) Sanitätsrat Dr. Bonne an Ernst Reinhardt Verlag, 27.2.1938, in: BArch, R 9361-V, 4263.

34) Ernst Reinhardt Verlag München an Präsident der Reichsschrifttumskammer 11.3.1938, in: BArch, R 9361-V, 4263; Sanitätsrat Dr. Bonne an Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda, 23.4.1938, in: ebd.; [Reichsschrifttumskammer] an Verlag Ernst Reinhardt, 25.4.1938, in: ebd.; Sanitätsrat Dr. Bonne an Präsident der Reichsschrifttumskammer, 9.5.1938, in: ebd.; Dr. Koch (Der Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda) an Präsident der

Reichsschrifttumskammer, 3.6.1939, in: ebd.; [Reichsschrifttumskammer] an Sanitätsrat Dr. Bonne, 15.6.1939, in: ebd.; Sanitätsrat Dr. Bonne an Präsident der Reichsschrifttumskammer, 20.6.1939, in: ebd.

35) Vgl. Andreas Frewer: Medizin und Moral in Weimarer Republik und Nationalsozialismus. Die Zeitschrift „Ethik“ unter Emil Abderhalden, Frankfurt a.M./New York 2000, S. 102-108, S. 131f.; Thorsten Sueße/Heinrich Meyer: Abtransport der „Lebensunwerten“. Die Konfrontation niedersächsischer Anstalten mit der NS-„Euthanasie“, Hannover 1988, S. 32f.

36) Georg Bonne: Über Eugenik und Euthanasie im Licht der nationalsozialistischen Ethik, in: Ethik, 11. Jg., 3. Heft, Januar/Februar 1935, S. 127-132, Zitat S. 131. Vgl. bereits ders.: Eugenik, Papst

AP kritisierte den Text als streckenweise „anti-nationalsozialistisch“, Bonne musste sich vor der Gestapo verantworten.³⁷⁾ In diesem wie in anderen Fällen (etwa einem Schreiben an SA-Stabschef Ernst Röhm) sah sich Bonne selbst im Einklang mit den Gedanken Adolf Hitlers, aber im Konflikt mit den „vielen kleinen Hitler[n]“.³⁸⁾

Auch eine Veröffentlichung des bereits 1932 vollendeten Schauspiels „Judas Ischariot“ gelang Bonne nicht bzw. erst 1942 unter dem Titel „Der Ewige Jude“.³⁹⁾ Es verfolgte eine Geschichte der Juden bzw. des jüdischen Geistes vom Mord an Jesus bis zur russischen Revolution und enthielt eine Vielzahl antisemitischer Stereotype: die Schuld der Juden am Tod Jesu; die Existenz einer jüdischen Weltverschwörung mit dem Ziel der Weltherrschaft; die Vorstellung von Juden als Parasiten mit den Deutschen als „Wirtsvolk“; der Händler-, Wucherer- und Schachergeist sowie die Raffgier von Juden; die Verschlagenheit von Juden, die sich mit falschen Namen tarnten; die Kontrolle der Presse durch Juden; die Lenkung sowohl der Finanzwirtschaft als auch des Bolschewismus durch Juden; sowie die „Vernichtung Deutschlands“ als Ziel der jüdischen „Rasse“. Hinzu kam, dass Bonne die Auffassung vertrat, Juden würden über die Alkohol- und

Tabakindustrie das deutsche Volk verdummen. Im letzten Akt des Schauspiels erkennt Judas seine Schuld, zieht gen Palästina und erhängt sich selbst. Bonne wollte mit dem Schauspiel „jüdische[n] Verrat und jüdische Anmaßung“ aufzeigen und über die „Gefahren“ aufklären, die der Welt „durch die jüdische Pest drohen“.⁴⁰⁾ Die Deutschen müssten sich unter der „genialen Führung“ Adolf Hitlers „mit allen unseren Kräften“ gegen die Juden als „Fremdkörper in dem Fleisch unserer Nation“ wehren.⁴¹⁾ Bonne sah sein Werk als Teil eines „heiligen Kampf[es]“ an und als öffentliche „Rechtfertigung unserer Haltung gegen die Juden“ – also als schriftstellerische Legitimationsarbeit für die NS-Judenpolitik.⁴²⁾

Er versuchte zwischen 1932 und 1934 einen Verlag zu finden und wandte sich u.a. persönlich an Joseph Goebbels und Alfred Rosenberg, jedoch ohne Erfolg.⁴³⁾ Erst 1942, als die NS-Judenpolitik bereits in die organisierte Massenvernichtung, den Holocaust, übergegangen war, gelang ihm die Herausgabe des Schauspiels im Dresdener Strom-Verlag. Die Auslieferung des Buches wurde jedoch im Februar 1943 durch das NS-Propagandaministerium mit der Begründung verboten, es sei „völlig veraltet“.⁴⁴⁾ Ein Jahr zuvor waren bereits die Restbestände von Bonnes 1927

und Ethik, in: Ethik, 9. Jg., Heft 3, Januar/Februar 1933, S. 155-162.

37) Wilhelm Schneider: Etwas über die lebensgesetzlichen Grundlagen des nationalsozialistischen Staates. Eine Klarstellung, in: Ethik, 11. Jg., 5. Heft, Mai/Juni 1935, S. 207-213, Zitat S. 209. Vgl. NSDAP Gauleitung Halle (Saale), Der Beauftragte des Rassepolitischen Amtes der NSDAP im Gau Halle-Merseburg, an Sanitätsrat Dr. Georg Bonne, 3.6.1935 (Abschrift), in: StAHH, 424-88/12, 53-20.

38) Sanitätsrat Dr. Bonne an Herr Mühlberg, 8.1.1942, in: StAHH, 424-88/12, 34. Vgl. Sanitätsrat Dr. Bonne an Stabschef Röhm, 7.10.1933, in: StAHH, 424-88/12, 53-18.

39) Georg Bonne: Der Ewige Jude. Eine Menschheitstragödie, Dresden 1942.

40) Ebd., S. 8.

41) Ebd., S. 80, S. 78; Sanitätsrat Dr. Bonne an Rudolf Wiesener, 19.4.1934, in: StAHH, 424-88/12, 34.

42) Sanitätsrat Dr. Bonne an Herr

Vollmer, 4.4.1933, in: StAHH, 424-88/12, 34; Sanitätsrat Dr. Bonne an Albert Zimmermann, 22.11.1933, in: ebd.

43) Vgl. die Korrespondenz in: StAHH, 424-88/12, 34.

44) Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda an Strom-Verlag GmbH, 22.3.1943 (Abschrift), in: StAHH, 424-88/12, 55-23. Vgl. weitere Dokumente in der Akte, sowie StAHH, 424-88/12, 55-30; [Sanitätsrat Dr. Bonne] an Reichsminister Dr. Goebbels, 4.9.1944,

erschienenem Buch „Verbrechen als Krankheit“ von der Gestapo beschlagnahmt worden. Nachdem der Chef der Sicherheitspolizei und des SD einen Verbotsantrag gestellt hatte, ordnete das Reichspropagandaministerium im Februar 1943 die vollständige Beschlagnahme an.⁴⁵⁾

Kurz vor dem Ende des „Dritten Reiches“ starb Georg Bonne am 1. Mai 1945.⁴⁶⁾ Zu einer Entnazifizierung kam es daher nicht mehr. Bereits vier Jahre nach seinem Tod wurde eine Straße in Hamburg-Nienstedten nach ihm benannt.⁴⁷⁾

Bis in die 1990er Jahre wurde Bonne vor Ort als „Wohltäter“, als „Engel von Flottbek“ und Vorkämpfer ökologischer Bestrebungen verehrt und publizistisch gewürdigt.⁴⁸⁾ Erst 1995 entspann sich eine Debatte um die Umbenennung der Georg-Bonne-Straße, nachdem bekannt geworden war, dass der Internationale Seegerichtshof in die Straße

ziehen sollte. Während u.a. Vertreter der SPD auf die NS-Belastung des Namensgebers hinwiesen, wurde Bonne im Nienstedtener Heimatbote als „Idealist“ gelobt, der im Stadtteil „beliebt und geachtet“ gewesen sei. Seine antisemitischen Äußerungen wurden als „impulsiv“ und „emotional“ heruntergespielt.⁴⁹⁾ Der Streit endete 1997 mit einem „Kompromiss“. Der Senat beschloss, dass ein Teil der Straße ihren Namen beibehalten, ein zweites Stück „Am internationalen Seegerichtshof“ heißen und ein dritter Abschnitt in „Christian-F.-Hansen-Straße“ umbenannt werden sollte.⁵⁰⁾ Im Zuge erneuter Debatten um die Umbenennung NS-belasteter Straßennamen und nach der Veröffentlichung eines entsprechenden Gutachtens des Verfassers, das im Auftrag des Staatsarchiv Hamburgs erstellt worden war, beschloss die Bezirksversammlung Altona im Februar 2020 die Umbenennung der Georg-Bonne-Straße und des Bonneparks.⁵¹⁾

Text: David Templin

in: StAHH, 424-88/12, 53-6.

45) SS-Sturmbannführer v. Kiepinksi (Der Chef der Sicherheitspolizei und des SD) an Präsident der Reichsschrifttumskammer, 23.5.1942, in: BArch, R 9361-V, 4263; Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda an Präsidenten der Reichsschrifttumskammer, 23.2.1943, in: ebd.

46) Eversmeier, „Für die Reinhaltung unserer herrlichen deutschen Ströme“, S. 19.

47) Herbert Cords: Dr. Georg Bonne im Zwielficht, in: Heimatbote, Juni 1995, in: StAHH, 731-8, A 752 Bonne, Georg.

48) Ebd., der von „Wohltäter“ spricht, ebenso wie Maïke Bruhns: Georg Bonne,

in: 700 Jahre Nienstedten – Die Zeitschrift (Nienstedtener Perspektiven), Hamburg 1997, S. 38-41, hier S. 38; Eversmeier, „Für die Reinhaltung unserer herrlichen deutschen Ströme“, S. 9.

49) Herbert Cords: Dr. Georg Bonne im Zwielficht, in: Heimatbote, Juni 1995, in: StAHH, 731-8, A 752 Bonne, Georg. Vgl. Bruhns, Georg Bonne, die zwar differenzierter argumentiert und auch auf Bonnes Antisemitismus hinweist, aber verharmlosend von einer „verhängnisvollen Verkennung der wahren Natur des Nationalsozialismus“ durch Bonne spricht.

50) Vgl. Georg Bonne im Zwielficht, in: Hamburger Abendblatt, 27.4.1995, S.

15; Drei Namen für eine Straße?, in: Hamburger Abendblatt, 4.9.1996, S. 14; Reemtsma soll Streit um Straßennamen schlichten, in: Hamburger Abendblatt, 7./8.9.1996, S. 14; Straße wird umbenannt, in: Hamburger Abendblatt, 22.1.1997, S. 13; Schilda liegt an der Elbe, in: Hamburger Abendblatt, 23.8.1997, S. 11; Leserbrief: Austausch, in: Hamburger Abendblatt, 2.9.1997, S. 13.

51) Matthias Schmoock: Warum der Name Georg Bonne aus dem Straßenbild verschwindet, in: Hamburger Abendblatt, 21.2.2020. Vgl. das in Anm. 1 erwähnte Gutachten. 14.4.2020).

Sophie-Scholl-Straße

Neugraben-Fischbek, seit 2020, benannt nach [Sophie Magdalena S.](#) (9.5.1921 Forchtenberg – 22.2.1943 München), Studentin und Widerstandskämpferin gegen den Nationalsozialismus. Sie wurde wegen ihres Engagements in der Widerstandsgruppe „Weiße Rose“ gemeinsam mit ihrem Bruder Hans Scholl zum Tode verurteilt und hingerichtet.

Siehe unter: Geschwister-Scholl-Straße in Hamburg Eppendorf, benannt bereits 1947.

Susanne- von-Paczensky-Straße

*Altona-Nord, seit 2016, benannt nach **Susanne von Paczensky**, geb. Czapski (22.1.1923 Augsburg–15.5.2010 Hamburg), Journalistin, Autorin; 1946 Berichterstatterin vom Nürnberger Prozess, Auslandskorrespondentin in London und Paris für „Die Welt“, Vertreterin der Frauenbewegung, gründete 1982 das Familienplanungszentrum Hamburg e. V.*

„Kennen Sie eine Frau, die kämpferisch und humorvoll, charmant und durchsetzungsfähig ist? Eine Frau, die keine Angst vor Tabus hat, klug und strahlend? Tough und tender?“, so brachte es Heide Hering in ihrer Laudatio für die mit dem Fritz-Bauer-Preis Geehrte 2004 auf den Punkt (Auszeichnung der Humanistischen Union in Anerkennung ihres Lebenswerkes, insbesondere ihres Einsatzes für die Rechte der Frauen).

„Für viele von uns war sie eine Bastion. Unerschütterlich in ihrer Bereitschaft, sich einzumischen. Sperrig. Selbstbewusst. Oft ironisch, nie gefällig.“ (Eva Kohlrusch in Nachruf des Journalistinnenbundes, Mai 2010) Was stellte die Weichen für ihre Mentalität, ihren Werdegang, was trieb sie an?

Geboren wurde sie 1923 als **Susanne Czapski** in Berlin. Dass der Vater Volkswirt und leitender preussischer Beamter, die Mutter Lyrikerin war, wusste das Kind. Aber dass die Mutter zu den „Ariern“ zählte und ihr Vater ein getaufter Protestant als „Jude“ galt, war ihr nicht bewusst. Schon in der Schule wird die bis ins hohe Alter aparte Frau zum Beispiel im Fach „Rassenkunde“ als „Halbjüdin“ („runder Kopf und dunkle Haut“) diffamiert und isoliert.

Da es nach dem Abitur für die „Halbjüdin“ keinen Studienplatz gibt, reist „Fräulein Czapski“ nach Freiburg und fälscht sich einen „Ariernachweis“: Juristin will sie werden! Bereits als Schülerin und auch als Studentin unterhält sie Kontakt zu Widerstandsgruppen und erstellt Flugblätter.

Mitten im Krieg 1943 meldet sich die Studentin zu einem Arbeitseinsatz in Litauen als Deutschlehrerin. Vor allem möchte sie dort nach verschollenen Familienmitgliedern forschen. Schlimme Nachrichten und die verheerenden Bilder vom Ghetto in Wilna, all das hat sie tief erschüttert und ihr Leben verändert.

Kurz vor Kriegsende fliegt ihre „Arier“-fälschung auf, sie taucht in einem Dorf in Litauen unter. „Endlich kamen die Besatzer und Susanne Czapski ging freudig auf die fremden Soldaten zu. Für sie waren es die Befreier. Sie wurde von drei marokkanischen Soldaten in den Dorfgraben gezerrt und vergewaltigt. Zwei Wochen später wusste sie, dass sie schwanger war. Für vergewaltigte Frauen wurde damals Abtreibung ausnahmsweise genehmigt – ihr aber verweigerte der Krankenhausarzt diese Genehmigung: Die Sondererlaubnis galt nur ‚zum Schutz des deutschen Blutes‘. Und dies, obwohl das ‚Dritte Reich‘ vorbei war.“

Vor dem Suizid bewahrte sie der Zuspruch einer fremden Frau. An der Lebensgefahr, dem Leiden unter der Hand von Kurpfuschern in der Illegalität litt sie mehrfach und lebenslang.

Nach 1945 ist an ein Studium nicht zu denken: Aber es beginnt ein neues und freies Leben! Bald darauf startete ihre journalistische

Karriere. Zunächst als Dolmetscherin für die amerikanische Besatzungsmacht tätig, machte sie ein befreundeter Amerikaner auf die von amerikanischen Besatzungsoffizieren gegründete Nachrichtenagentur DENA (Deutsch-Amerikanische Nachrichtenagentur, später DANA), dem Vorläufer der Deutschen Presseagentur dpa aufmerksam. Nach kurzer Journalistinnen-Lehrzeit wird ihre Bewerbung als Berichterstatterin bei den Nürnberger Prozessen angenommen. Als eine von wenigen Frauen berichtete sie nun täglich von den Gräueltaten der Hauptverantwortlichen des Nationalsozialismus. Damit wirkte sie daran mit, ein neues Kapitel des Völkerrechts zu eröffnen (angereist war unter anderem eine große Schar engagierter prominenter Schreiber auch aus dem Exil, etwa Ernest Hemingway und Erika Mann, Ilja Ehrenburg und Louis Aragon, John Steinbeck, Erich Kästner, Robert Jungk, Martha Gellhorn, Victoria Ocampo, Peter de Mendelssohn, Rebecca West, John dos Passos ... eine glänzende Liste, die sich fortsetzen ließe. Die Berichte dieser Autoren sind aus dem Vergessen gehoben von Stefan Radlmeier: Die Nürnberger Lernprozesse, Frankfurt/Main 2001).

Ihr Lebensmotto, sich immer gegen das (bequeme?) Vergessen einzusetzen, wird hier zum Fundament: „Die Frau, sie war gerade mal 22 Jahre alt, wirkte irgendwie verloren, als sie da Anfang 1946 in Nürnberg ankam. In einem schäbigen Rucksack trug sie ihren gesamten Besitz, der aus einem Dirndlkleid, einer dunkelblau eingefärbten, geklauten Ami-Uniform sowie zwei sperrigen, abgegriffenen Kunstbänden bestand. Eine ihre Kolleginnen (...) hatte ihr noch

kurz vor der Abreise aus Mitleid eine Bluse und ein neues Wollkleid geliehen.“¹

Nach dem Prozess arbeitete Susanne von Paczensky 1947 bis 1949 als Redakteurin der von der britischen Besatzungsmacht gegründeten Tageszeitung „DIE WELT“ in Hamburg. Sie heiratete einen Kollegen, den Journalisten Gert von Paczensky, und beide wurden politische Korrespondenten der „DIE WELT“.

Von 1949 bis 1957 war Susanne von Paczensky Auslandskorrespondentin in London und Paris. Da „räsonierte sie zu Recht, als man jeweils ihm die politischen Themen zuteilte und ihr das Feuilleton bzw. das Ressort für Vermischtes.“²

Ab 1951 in Frankreich zählte das Ehepaar Paczensky zu den ersten Journalisten, die als Deutsche in diesem Land zugelassen wurden.

Zurück in Hamburg engagierte sich Susanne von Paczensky ab 1958 als Beirätin in mehreren Strafanstalten und half mit, die erste Therapeutische Anstalt für Strafgefangene zu gründen.

Elf Jahre später wurde ihre Ehe mit Gert von Paczensky geschieden. Die westdeutsche Studentenbewegung entstand und die Frauenbewegung blühte auf. Ihr frauenpolitisches Engagement begann. Es machte sie zu einer frauen-politischen Wortführerin. Gemeinsam mit ihren Mitstreiterinnen gründete sie die Hamburger Gruppe F.R.A.U. sowie später die Fraueninitiative 6. Oktober, die sich für eine aktive Gleichstellungspolitik einsetzten. Sie schrieb über die Pille, über den Prozess „EMMA“ gegen „STERN“, über Reformen im Strafvollzug und den § 218. Dieser war auch ein zentrales Thema ihrer Buchreihe „Frauen aktuell“, die sie von 1977 bis 1983 im Rowohlt-Ver-

1) Manuskript Nachruf auf S. v. P. von Ingrid Müller-Münch, Neugier genügt, Radio WDR 5, 17.5.2010, <http://www.mueller-muench-web.de/2010/05/nachruf-auf-susanne-v-paczensky-wdr5-neugier-genugt-17-5-2010>

2) Eva Kohlrusch, http://www.journalistinnen.de/aktuell/pressemitteilungen/todestags_v_paczensky.html

lag herausgab. Jedes Jahr erschienen sechs Bände in der von Freimut Duwe verantworteten rororo-aktuell-Taschenbuchreihe zu Themen wie Gewalt in der Ehe, Frauen im Parlament, Türkinnen in der BRD, Väter als Täter, Mütterfeindlichkeit, Frauen als Komplizinnen. Im Vorwort zu der Reihe begründet Susanne von Paczensky das politische Motto für diese Bücher: „Wir gehen davon aus, dass der Kampf um Menschenrechte notwendig auch ein Kampf um Frauenrechte sein muss. Wir wissen, dass Frauen speziellen Formen der Unfreiheit und Ungerechtigkeit unterworfen sind, dass ihre Beteiligung am politischen Handeln auf besondere Hindernisse stößt. Diese Hindernisse sichtbar zu machen, wo möglich abzubauen – durch Erfahrungsberichte, Erklärungsversuche und Lösungsvorschläge – ist das Ziel von ‚Frauen aktuell‘.“

1982 gründete sie das „Familienplanungszentrum Hamburg e. V.“, das Beratung zu Themen wie Sexualität, Empfängnisverhütung, Schwangerschaft und Sexualpädagogik anbietet und mit Pro Familia (Deutschland) und der Arbeiterwohlfahrt kooperiert. 2003 wurde sie Ehrenvorsitzende des Vereins.

Zu einem Zeitpunkt im Leben, an dem andere sich auf den Ruhestand vorbereiten, begann Susanne von Paczensky noch einmal etwas Neues: Nach einem Studium der Soziologie und Sexualwissenschaft in Hamburg promovierte sie 1981 mit 58 Jahren an der Universität Bremen. Ihre Dissertation „Soziale Beziehungen lesbischer Frauen“ erschien unter dem Titel „Verschwiegene Liebe“ in einem populären Buchverlag und behandelt die Diskriminierung

lesbischer Frauen in der Gesellschaft.

Danach lebte und arbeitete sie von 1991 bis 2001 als Auslandskorrespondentin in San Francisco. Der deutschen Wiedervereinigung und dem damit einhergehendem Aufleben patriotischer Stimmungen begegnete sie mit großer Skepsis. Ein „Großdeutsches Reich“, wie sie es nannte, wollte sie nicht noch einmal erleben. Eine politisch engagierte Zeitgenossin blieb sie auch in Berkeley/Kalifornien. Sie schrieb für „DIE ZEIT“, für „Brigitte“ und für die „Süddeutsche Zeitung“. Nun waren es der Strafvollzug in den USA und die Todesstrafe, gegen die sie sich einsetzte: Warum dürfen die Bürgerrechte, auf die US-Amerikaner so stolz sind, für den Verurteilten nicht gelten? Aber auch ihrem eigenen Thema des Älterwerdens begegnete sie mit Offenheit und Humor.

2004 kehrte sie nach Deutschland zurück: „Ich wollte nach Hause. Ich bin jetzt 80.“ In Hamburg unterstützte sie Migrantinnen dabei, Deutsch zu erlernen. Schloss sich hier der Kreis zu ihrer frühen Jugend in Litauen, die sie so viel gelehrt hatte?

Text: Cornelia Göksu



Susanne von Paczensky, 1996

Tiecksweg

*Eilbek, seit 1904, benannt nach **Ludwig Tieck** (1773–1853), Dichter, Dramaturg*

*Ergänzt 2017 um seine ebenso bedeutende Tochter **Dorothea Tieck** (1799–1841)*

Neuer Erläuterungstext: benannt nach Ludwig T. (1773–1853) Dichter und Dramaturg, und dessen Tochter Dorothea T. (1799–1841), bedeutende Übersetzerin

Tiecks Tochter Dorothea (März 1799 Berlin – 21.2.1841 Dresden) wurde eine bedeutende Übersetzerin und fertigte mit ihrem Vater und Wolf Heinrich Graf von Baudissin viele Übersetzungen von Shakespeare Texten an.

Dorothea Tieck hatte als Kind Französisch, Englisch, Italienisch und Spanisch gelernt, aber auch Griechisch und Latein. Seit die Familie Tieck ab 1819 in Dresden lebte, unterstützte Dorothea ihren Vater bei seinen Arbeiten. Aber auch sie selbst übersetzte Werke von Shakespeare und andere Werke aus dem Spanischen. Shakespeare-Stücke in der Übersetzung von Dorothea Tieck werden auch heute noch vielfach an deutschen Theatern gespielt. Damals wurde ihr Name allerdings nie dabei genannt, sondern Ludwig Tieck setzte seinen Namen unter die Werke seiner Tochter.

Dorothea, die – wie ihre Mutter – katholisch war, verfiel zeitweilig in schwere Depressionen angesichts des Verhältnisses ihres Vaters zu der Gräfin Finkenstein. Sie überlegte sogar, Nonne zu werden, verwarf jedoch diesen Gedanken, weil sie ihrer sich selbst auferlegten Verpflichtung nachkommen wollte, als

älteste Tochter ihren Vater, der 1837 Witwer geworden war, zu umsorgen.

1841 starb Dorothea an Masern und wurde bei ihrer Mutter auf dem Alten Katholischen Friedhof in Dresden bestattet. Dort erinnert eine Gedenktafel an sie.

„Dorothea Tieck hielt sich bei ihrer Arbeit stets im Hintergrund. Über ihre Arbeit als Übersetzerin äußerte sie sich 1831 in einem Brief an Friedrich von Uechtritz ‚Ich glaube, das Übersetzen ist eigentlich mehr ein Geschäft für Frauen als für Männer, gerade weil es uns nicht gestattet ist, etwas eigenes hervorzubringen.‘ (Dorothea Tieck an Friedrich von Uechtritz, Brief vom 15. Juli 1831). Dorothea Tieck blieb zeitlebens diesem Frauenbild verhaftet und veröffentlichte trotz ihres literarischen Talents keine eigenen Schriften. Sie akzeptierte das Zurücktreten hinter den Namen ihres Vaters und unterstützte die Geheimhaltung ihrer literarischen Tätigkeit sogar.“¹⁾

Text: Rita Bake



*Dorothea Tieck im blauen Kleid hinter ihrem Vater
Gemälde Carl Christian Vogel von Vogelstein*

1) wikipedia: Dorothea Tieck, Stand: 31.5.2015

Toni-Neufeld-Weg

Neugraben-Fischbek, seit 2020, benannt nach Toni N., geb. Katzenstein (20.12.1867 Harburg – deportiert am 15.7.1942 nach Theresienstadt, weiter deportiert am 21.9.1942 nach Treblinka, ermordet). Sie wurde als Jüdin 1942 zunächst ins Getto Theresienstadt deportiert, dann weiter ins Vernichtungslager Treblinka. Sie wurde zum 8.5.1945 für tot erklärt.
Stolperstein vor dem Wohnhaus
Neue Straße 52 (Harburg)

Toni Katzenstein war das sechste Kind ihrer jüdischen Eltern Jacob (1834–1905) und Friederike Katzenstein, geb. Freudenthal, (1836–1908), die am 16. Juni 1858 in Harburg geheiratet hatten. Zu den sechs älteren Geschwistern Toni Katzensteins gesellten sich anschließend noch sechs jüngere. Als Produktenhändler dürfte Jacob Katzenstein es nicht leicht gehabt haben, diese Kinder­schar zu ernähren. Die Katzensteins wohnten zusammen mit drei anderen Familien in einem Haus in der Neuen Straße 52 in unmittelbarer Nähe der 1652 erbauten Ev. Luth. Dreifaltigkeitskirche, der Harburger Stadtkirche. Über Tonis Kindheit und Jugendzeit ist uns nichts weiter bekannt.

Als junge Frau heiratete Toni Katzenstein den jüdischen Tabak- und Zigarrenhändler Siegfried Neufeld (30.12.1868). Die beiden Eheleute wurden Mitglied der Deutsch-Israelitischen Gemeinde Hamburg. In den folgenden Jahren wechselten sie aus nicht näher bekannten Gründen erstaunlich oft ihre Privat- und ihre Geschäftsanschrift. Am 8.

November 1897 kam ihre Tochter Erna zur Welt und am 20. Dezember 1902 ihr Sohn Herbert.

Die finanzielle Situation der Familie war alles andere als rosig. Das Geschäft lief nicht immer so, wie Siegfried Neufeld es sich sicherlich gern gewünscht hätte. Wenigen sorgenfreien Zeiten folgten lange Durststrecken. Die Finanzprobleme wuchsen in den Jahren der Weltwirtschaftskrise. 1929 wurden sie für Siegfried Neufeld unlösbar. Er musste den Offenbarungseid leisten.

Das Geschäft übernahm sein Sohn, dessen hoffnungsvoller Neubeginn schnell zum Erliegen kam, als die Nationalsozialisten die Macht übernahmen. Er überließ das Geschäft seiner Schwester, die die rückläufige Entwicklung angesichts der zunehmenden staatlichen Verdrängung der Juden aus dem deutschen Wirtschaftsleben auch nicht mehr aufhalten konnte.

Am 1. Februar 1934 wurde Toni Neufeld Besitzerin des hochverschuldeten Tabak- und Zigarrengeschäfts in der Hamburger Altstadt. Doch auch sie konnte das Blatt nicht wenden. Die Aufgabe wurde für sie noch schwerer, als am 25. September 1935 ihr Mann im Alter von 66 Jahren starb. Am 30. März 1937 übergab sie das Geschäft angesichts „ihres hohen Alters und der veränderten Lage auf dem Markt“ einem Nachfolger.

Auf große Ersparnisse konnte sie nicht zurückgreifen. Sie waren so gering, dass sie keine Kultussteuer zu zahlen brauchte, und als schließlich auch die letzten Reserven verbraucht waren, musste Toni Neufeld sich sogar an die Wohlfahrtsstelle der Jüdischen

Gemeinde wenden. Auch ihre Kinder Erna Dobriner, geb. Neufeld, und Herbert Neufeld konnten diesen sozialen Absturz nicht aufhalten. Mittellos hatten sie nach dem Novemberpogrom 1938 fluchtartig ihre Heimat verlassen und in England und Bolivien Zuflucht gesucht. Hilflos nahmen sie wenig später die Nachricht zur Kenntnis, dass ihre hochbetagte Mutter ihre Unterkunft als Untermieterin in der Grindelallee 9 räumen und in das jüdische Wohnstift Bundesstraße 35 umziehen musste.

Dieses Haus war einst im 19. Jahrhundert von der Samuel-Levy-Stiftung erbaut worden, um „rechtschaffenen, friedliebenden und bedürftigen“ Mitgliedern der Deutsch-Israelitischen und der Portugiesischen Gemeinde freien Wohnraum zu bieten. Die Antragsteller mussten das 50. Lebensjahr überschritten haben. 1909 gab es in dem Haus 25 Zweizimmerwohnungen mit Küche und 22 Einzimmerwohnungen mit Küche. Nach 1933 wurde die wachsende Wohnungsnot der Juden auch in diesem Hause spürbar. Der steigende Bedarf erforderte eine immer strengere Regelung der Wohnraumvergabe. Am 1. Januar 1941 lebten 105 Personen in

dem Wohnstift, und im Juli 1942 waren es mehr als 130.

Allein 104 Bewohnerinnen und Bewohner dieses Stifts wurden am 15. Juli 1942 in das „Altersgetto“ Theresienstadt deportiert. Zu ihnen gehörte auch Toni Neufeld. In den folgenden Wochen und Monaten traf ein Transport nach dem anderen an diesem Ort ein, an dem vor dem Zweiten Weltkrieg ca. 7.000 Menschen gelebt hatten. Allein im September 1942 nahm die Zahl der Bewohnerinnen und Bewohner, die neu untergebracht werden mussten, um 18.693 Personen zu. Mehr als 13.000 dieser Menschen wurden in den nächsten Wochen und Monaten in die nationalsozialistischen Vernichtungslager im Osten weiter deportiert.

Auch für Toni Neufeld war Theresienstadt nur eine Durchgangsstation auf der Reise in den Tod. Am 21. September 1942 wurde sie zusammen mit über 2.000 anderen Menschen in das Vernichtungslager Treblinka abtransportiert und dort ermordet.

Auch ihre Schwestern Henny Andrade und Selma Wolff überlebten den Holocaust nicht.

*Text: Klaus Möller, aus:
www.stolpersteine-hamburg.de*

Quellen: Staatsarchiv Hamburg, 992b Kultussteuerkartei der Deutsch-Israelitischen Gemeinde Hamburg, 351-11_1197, 351-11_48084, 351-11_44520, 351-11_26675, Amt für Wiedergutmachung, 332-5 Standesämter. Harburger Adressbücher. Hamburger jüdische Opfer des Nationalsozialismus. Gedenkbuch, Jürgen Sielemann, Paul Flamme (Hrsg.). Hamburg 1995. Theresienstädter Gedenkbuch. Die Opfer der Judentransporte aus

Deutschland nach Theresienstadt 1942–1945. Prag 2000. Yad Vashem. The Central Database of Shoa Victims' Names: www.yadvashem.org. Gedenkbuch. Opfer der Verfolgung der Juden unter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft in Deutschland 1933–1945, Bundesarchiv (Hrsg.). Koblenz 2006. Harburger Opfer des Nationalsozialismus, Bezirksamt Harburg (Hrsg.). Hamburg 2003. Alfred Gottwald, Diana Schulle: Die

Judentransporte aus dem Deutschen Reich 1941–1945. Wiesbaden 2005. Matthias Heyl: Vielleicht steht die Synagoge noch. Ein virtuelles Museum zur Geschichte der Harburger Juden, CD-ROM. Hamburg 1999. Wegweiser zu den ehemaligen Stätten jüdischen Lebens oder Leidens in Hamburg, Heft 2, Deutsch-Jüdische Gesellschaft Hamburg (Hrsg.). Hamburg 1985.

Ursula-de-Boor-Straße

Langenhorn, seit 2015, benannt nach Dr. med. Ursula (Monika) de Boor (verheiratete Seemann) (3.3 1915 Kirchhain bei Marburg–5. 5 2001 Marburg), Ärztin; seit 1940 Assistentärztin in St. Georg, seit 1941 Versetzung in die Kinderklinik des UKE, beteiligt am Aufbau der „candidates of humanity“, nach dem Krieg wurde diese Widerstandsgruppe junger Mediziner gegen das NS-Regime „Weiße Rose Hamburg“ genannt. 1943 Verhaftung durch die Gestapo, ab 1944 Polizeigefängnis Fuhlsbüttel, Februar 1945 Verlegung in das Gefängnis nach Bayreuth, Befreiung im April 1945 von Angehörigen der US-Armee; Widerstandskämpferin gegen den Nationalsozialismus, so die offizielle Benennung, siehe Amtlicher Anzeiger vom 22.12.2015.

Vorher hieß diese Straße Max-Nonne-Straße, benannt 1942 nach dem Neurologen Max Nonne, einem Befürworter der Euthansie. Wegen seiner NS-Belastung wurde diese Straße nach Ursula de Boor umbenannt.

Ursula de Boor war die Tochter der Schriftstellerin und Lyrikerin Lisa de Boor (1894–1957), in eine Lehrerfamilie bei Marburg geborene Elisabeth Hüttel. Mit 18 Jahren heiratete Lisa Hüttel Wolfgang de Boor, einen Offizier, der aus gesundheitlichen Gründen bald den Dienst quittierte. Beide begannen 1914 in „Holstein ein Siedleranwesen im Rahmen lebensreformerischer Bestrebungen zu bewirtschaften“¹⁾

Zum Hintergrund des „Widerständigen“ mag beitragen, dass Ursula de Boor, wie ihre beiden Brüder, von dieser sozial-reformerisch engagierten Familie geprägt war, „die aus tiefer Überzeugung das Hitler-Regime und dessen Ver-

brechen als Macht des Bösen verneinten“ (Klappentext zu „Tagebuchblätter“). Ihre Mutter Lisa machte sich einen Namen als Lyrikerin und Schriftstellerin. Nach ihrer Rückkehr nach Marburg/Lahn wurde Lisa de Boor zur Mitbegründerin der Marburger Christengemeinschaft und 1927 Mitglied der Anthroposophischen Gesellschaft. In ihren 1963 publizierten, durchgängig geschriebenen Tagebuch aus den Jahren 1938–1945 hielt sie die Weltereignisse wie in einem Zeitraffer stichwortartig fest. Ihr Monolog gibt Entwicklungen in ihrer Umgebung und dem weitverzweigten Freundeskreis der Familie wieder; im alltäglichen Überlebenskampf schöpfte Lisa de Boor Hoffnung, Kraft zur Vergebung und für gesellschaftliches Engagement aus ihrer stetigen Beschäftigung mit ihrem christlichen Glauben, aus Bibel und Kunst. In ihre „Tagebuchblätter“ reihte sie ihre geliebte Gartenarbeit neben ihre konspirative Unterstützung, so etwa von Zwangsarbeiter_innen aus der Umgebung, und integrierte die dramatischen Erlebnisse rund um ihre demente Mutter, ihre Kinder und Enkel. Ihre Tochter Ursula nannte sie bei ihrem zweiten Vornamen „Monika“.

Ursula de Boor kam 1940 von Heidelberg nach Hamburg und arbeitete zunächst im Hilfskrankenhaus St. Georg als Assistentärztin. Im Oktober 1941 wurde sie in die Kinderklinik des Universitäts-Krankenhaus Eppendorf (UKE) versetzt. Ihr Chefarzt war Prof. Dr. Rudolf Degkwitz²⁾, gleichzeitig Ordinarius für Kinderheilkunde an der Universität Hamburg. Dort war sie maßgeblich am Aufbau einer Gruppe von jungen Ärztinnen und Ärzten, und Medizinstudierenden

1) Nachwort „R.G.“ zu Lisa de Boor, „Tagebuchblätter“ 1963, S. 245.

2) „Degkwitz hat sich nicht einschüchtern lassen, er hat überall laut verkündet, dass er das NS-Regime für barbarisch und kriegstreiberisch

hielt. Er war eine Art Fluchtpunkt für Ärzte und Studierende, die genauso eingestellt waren. Viele Studierende haben nach dem Krieg erzählt, dass er eine Art Leuchtturm für sie war. (...) Er wurde 1943 von einem Kolle-

gen denunziert und kam ins Zuchthaus nach Celle. Nach dem Krieg leitete er im Auftrag der Briten die Gesundheitsbehörde (in Hamburg). Er war aber so frustriert über die alten Nazis, die massenweise angebe-

beteiligt, die sich in ihrer ablehnenden Haltung gegenüber dem NS-Regime zusammenfanden. Über persönliche Kontakte, insbesondere über die Medizinstudenten Frederick Geussenhainer und Albert Suhr, war die Gruppe mit weiteren Widerstandskreisen in Hamburg verknüpft. Diese versammelten sich rund um die Buchhandlungen „die Agentur“ des Rauhen Hauses, Felix Jud und Conrad Kloss oder im „Musenkabinett“. Über diese Kontakte erfolgte auch der Austausch mit der Münchener Gruppe der „Weißen Rose“. Erst nach 1945 benannte die Forschung diesen Zusammenhang als Nebenzweig der Weißen Rose oder auch Weiße Rose Hamburg. Der Begriff „candidates of humanity“ jedoch wird in der aktuellen Forschung kritisiert und sollte nicht mehr verwendet werden, da es als Zitat aus einem Werk von Sir John Woodroffe eine zur Absicht der Hamburger Widerstandsgruppe widersprüchliche Aussage macht³⁾. Ursula Seemann (geb. de Boor) jedenfalls habe sich nicht erinnern können, dass dieser Name je von den Beteiligten selbst benutzt wurde⁴⁾.

Nachdem die Gestapo Dr. med. Ursula de Boor am 20. Dezember 1943 mittags verhaftet hatte, wurde sie in der Jugendarrestanstalt Bergedorf und ab dem 8. Januar 1944 im Polizeigefängnis Fuhlsbüttel in Einzelhaft untergebracht. Erst am 20. Februar erhielten die Eltern einen Brief mit dieser Information. Wenige Tage darauf reiste die Mutter Lisa de Boor im Zug nach Hamburg, vorbei an den Ruinen von Kassel und Hannover. Im Kinderkrankenhaus Eppendorf hörte sie, dass noch Weitere mit ihrer Tochter verhaftet worden waren. Trotz zweimaliger Versuche: „an

der Gestapo-Pforte“ verwehrte man ihr einen Besuch bei ihrer Tochter. Die inhaftiere Ursula (Monika) de Boor schien zunächst noch guten Mutes. Ihre Mutter notierte am 8. März 1944: „Es kommt ein schöner, starker Brief von Monika. Sie ist gesund, die Wärter sind gut zu ihr. Sie lebt, abgeschlossen wie sie ist, ganz im musischen Element, singt mit Vorliebe Choräle“⁵⁾.

Endlich im Mai erfuhren die Eltern: Der Haftgrund lautete: „Abhören feindlicher Sender und Weitergabe der Nachrichten, Ausleihen verbotener Bücher und Schriften, Teilnahme an kommunistischen Versammlungen.“

Obwohl sich der Gesundheitszustand von Lisa de Boor verschlechterte, ihr Mann chronisch krank war, reiste sie nach Berlin, um die damalige Referentin für Recht an der Reichsfrauenführung um juristischen Beistand zu bitten. Diese habe sich aufgeschlossen gezeigt⁶⁾. Aufgrund einer persönlichen Intervention des Vaters Wolf de Boor („der Polizeigeneral in Hamburg ist ein ehemaliger Regimentskamerad“) erhielt seine Tochter minimale Hafterleichterung, sie durfte durch ihre Freunde zusätzliche Lebensmittel überbracht bekommen, eine Zeitung abonnieren und medizinische Fachliteratur lesen. „Aus Monikas Brief geht hervor: Sie weiß von den Weltereignissen“⁷⁾.

„Nach 10 Monaten Einzelhaft wurden sie und 18 andere Mitglieder der Weißen Rose Hamburg in das Untersuchungsgefängnis Hamburg-Stadt am Holstenglacis gebracht. Die Anklage gegen sie lautete, wie bei 23 weiteren Inhaftierten aus ihrem Freundeskreis (insgesamt 30 ihrer Mitglieder waren Ende 1944 in Hamburg verhaftet

lich entnazifiziert an die Universität zurückkehrten, dass er in die USA auswanderte“ (Zitate von Prof. van den Bussche im Interview mit Sarah Levy in: „Die Zeit“ 22/9.6.2015, vollständig unter: www.zeit.de/2015/

22/uke-ns-vergangenheit-aufarbeitung-hendrik-van-den-bussche

3) Vgl. van den Bussche 2014,

S. 381, Anm. 175)

4) A. a. O.

5) Tagebuchblätter, S. 174

6) Tagebuchnotiz v. 27. 4.1944, S. 179

7) Tagebuchblätter v. 21./22.9.1944,

S. 198

8) Tagebuchblätter, S. 208

9) Nachwort von R. G., in: Tage-

worden; die Gestapo hatte aus Bespitzelung und Verrat gesetzt): „Vorbereitung zum Hochverrat“.

Am 6. November 1944 wurde Dr. Ursula de Boor als Untersuchungsgefängene dem Volksgerichtshof überstellt und Anfang November zunächst mit acht Frauen in das Frauenzuchthaus Cottbus verlegt. Dazu schrieb ihre Mutter in ihr Tagebuch: „22. November: Wir haben Gottlob wieder Kontakt mit Monika. Sie ist an einem ganz düsteren Ort in der Untersuchungsabteilung vom Frauenzuchthaus Cottbus, nur schwer überwindet sie die Schockerlebnisse des Transportes“⁸⁾. Nach der Verlegung in das Gefängnis Leipzig-Kleinmeusdorf wird sie mit Hannelore Willbrandt und 500 Gefangenen in das Gefängnis St. Georgen in Bayreuth verlegt.

Die Anklage erfolgte wegen „Vorbereitung zum Hochverrat, Feindbegünstigung, Wehrkraftzersetzung und des Rundfunkverbrechens“ im Verfahren gegen Albert Suhr, Hannelore Willbrandt, Dr. Ursula de Boor, Wilhelm Stoldt und den Buchhändler Felix Jud. Das Verfahren sollte

in Bayreuth durchgeführt werden, da das Gebäude des Volksgerichtshofes in Berlin aufgrund der alliierten Bombenangriffe am 3. Februar 1945 zerstört worden war. „Sie wurde mit den übrigen Gefangenen, nachdem das Stadtgefängnis von Bayreuth bei einem Luftangriff im April schwer getroffen worden war und man die Insassen in ein Waldlager vor Bayreuth geschafft hatte, am 14. April von amerikanischen Truppen befreit.

Es dauerte noch vier Wochen, bis sie sich mit anderen aufmachen konnte, um zu Fuß die Heimat zu erreichen. In Marburg gab es für sie vier Wochen Erholung. Dann kehrte sie nach Hamburg zurück, um ihren Beruf wieder aufzunehmen“⁹⁾. Wie lange und wo Ursula de Boor in Hamburg lebte und arbeitete, ist nicht bekannt. Sie und ihr Ehemann, Dr. med. Walter-Fritz Seemann, führten später eine Hausärztliche Praxis in Marburg/Lahn; sie lebten in Ihrem Elternhaus, Rotenberg 8 in Kirchhain und praktizierten möglicherweise auch dort (vgl. Brancheneinträge im Internet).

Text: Dr. Cornelia Göksu

buchblätter, S. 243

10) Weitere Quellen:

– Lisa de Boor: Tagebuchblätter aus den Jahren 1938–1945. München 1963
 – Kurzporträt „Lisa de Boor“ in: kulturimpuls.org der Forschungsstelle Kulturimpuls, Biographien Dokumentation, Dornach
 – Artikel auf Wikipedia über Lisa de

Boor sowie Ursula de Boor sowie die dort angegebenen Quellen

– zur Familiengeschichte in Hamburg s. deboor.de_1800 und allgemein unter LINK dieweddigens.jimdo.com/zweig-de-boor-meyer/
 – Hendrik van den Bussche. Die Hamburger Universitätsmedizin im Nationalsozialismus. (= Hamburger

Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte, hg. von Eckart Krause, Rainer Nicolaysen, Barbara Vogel), Berlin/Hamburg 2014
 – www.zeit.de/2015/22/uke-ns-vergangenheit-aufarbeitung-hendrik-van-den-bussche)

Victoriaallee

Rahlstedt, seit 2018, nach der antiken **Siegesgöttin Victoria** und in Anlehnung an die drei Gewerbegebiete Merkurpark, Victoriapark und Minervapark

Victoria ist in der römischen Mythologie die Schutzgöttin des römischen Kaisers und jungfräuliche Hüterin des Reiches. Sie wird häufig dargestellt mit einem Lorbeerkranz als Siegesymbol in der rechten Hand. Victoria war eine politische Gottheit. „Victoria bedeutete nicht Siegeskraft, sondern bezeichnet den vollendeten Sieg, als Ereignis oder als Zustand in Verbindung mit seinem Glanz und Ruhm (...). Victoria war keine Eigenschaft, sondern verkörperte ein Ergebnis. Der erste Victoria-Tempel wurde 294 v. Chr. von den Römern am Palatin geweiht.“¹

2018 wurde die amtierende Bundeskanzlerin Angela Merkel auf der „Publisher’s Night“ des Verbandes deutscher Zeitschriftenverleger (VDZ) mit der „Goldenen Victoria“ ausgezeichnet. Angela Merkel wurde geehrt für ihren Bedacht, Führungsstärke und moralischen Kompass.

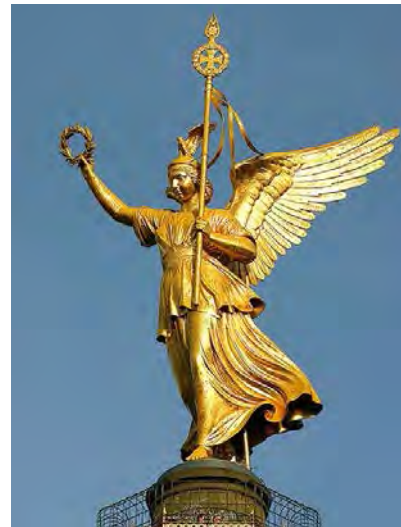
„Mit der Ehren-Victoria werden Persönlichkeiten geehrt, die durch ihr Engagement dazu beitragen, das Bild Deutschlands im In- und Ausland nachhaltig positiv zu verändern. In der römischen Mythologie war Victoria die Göttin des Sieges.“²

Victoriakai-Ufer

Hammerbrook, seit 2006, in Anlehnung an den früher dort verlaufenden **Victoriakanal**, siehe **Victoriallee**

Victoriaring

Rahlstedt, seit 2018, in Anlehnung an die **Victoriaallee**



Victoriadarstellung auf der Siegessäule in Berlin

1) Hölscher 1967, 4.; <https://www.uni.vie.ac.at/hypertextcreator/europa/site/browse.php?artiid=2520&artyp=k#>

2) [www.bundesregierung.de/breg-de/aktuelles/kanzlerin-merkel-](http://www.bundesregierung.de/breg-de/aktuelles/kanzlerin-merkel-mit-ehren-victoria-gewuerdigt-1546310)

[mit-ehren-victoria-gewuerdigt-1546310](http://www.bundesregierung.de/breg-de/aktuelles/kanzlerin-merkel-mit-ehren-victoria-gewuerdigt-1546310)

Abb.: © Von Lichtjäger, CC BY-SA 3.0, <https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=505435>

Voßweg

Uhlenhorst (1914): Johann Heinrich Voß (20.2.1751 Sommerstorf bei Waren (Müritz) – 29.3.1826 Heidelberg), Dichter, Übersetzer der Werke von Homer. Freimaurer. 2022 wurde die Straße mitbenannt nach seiner Ehefrau Ernestine Voß, geb. Boie (31.1.1756 Meldorf – 10.3.1834 Heidelberg), Schriftstellerin und Dichterin.

Mit dem Ehepaar Johann Heinrich Voß und Marie Christine Ernestine, geb. Boie (31.1.1756 Meldorf – 10.3.1834 Heidelberg) waren Rebecca und Matthias Claudius befreundet.

Johann Heinrich Voß kam aus der „untersten“ Gesellschaftsschicht. Er war der uneheliche Sohn des Landmannes Johann Heinrich Voß und der Organistentochter Katharina Dorothea Karsten. Voss besuchte die Gelehrtenschule in Neubrandenburg und wurde Hauslehrer. Durch finanzielle Unterstützung von Heinrich Christian Boie, der auf Voß durch dessen Gedichte für den von Boie gegründeten Göttinger Musenalmanach aufmerksam geworden war, konnte Voß Philologie studieren und gründete den deutschen Dichterbund „Göttinger Hainbund“. Voß wurde Redakteur des Musenalmanachs. Später zog er nach Wandsbek in die Nachbarschaft von Matthias Claudius. 1777 heiratete Voß Boies Schwester Ernestine. Von 1778 bis 1782 arbeitete Voß als Rektor der Lateinschule in Otterndorf; dann von 1782 bis 1802 als Rektor des Gymnasiums in Eutin; war von 1802

bis 1805 Privatier in Jena; erhielt dann eine Sinekure-Professor an der Universität Heidelberg und verdiente damit so viel Geld, dass er sich voll und ganz seinen literarischen Tätigkeiten widmen konnte, z.B. Übersetzungen der Epen von Homer.

Voß und die Pfarrerstochter Marie Christine Ernestine Boie hatten sich 1774 kennengelernt. Das Paar heiratete 1777 und bekam fünf Kinder. Ernestine führte zum Teil die Korrespondenz, so z.B. mit Gleim, Jean Paul und Overbeck. Selbst verfasste sie auch Gelegenheitsgedichte; diese wurden aber erst nach ihrem Tode veröffentlicht. „Mit ihren Briefen – Genrebildern aus dem bürgerlichen Leben und dem Literatendasein im 18. und 19. Jh. – begeisterte V. alle ihre Briefpartner und deren Freundeskreise, in denen die Schriften weitergereicht wurden. Zu ihren Bewunderern zählten z.B. die Dichter F. v. Schiller und F. G. Klopstock (...). 1901 und 1924 wurden V.s Briefe (...) herausgegeben.“¹⁾

Ernestine Voß galt als „Muster einer treuen und pflichterfüllten Hausfrau von heiterer und kluger Gemütsart, voller Verständnis für des Gatten Schaffen und voller Geduld für die im Alter sich herausbildenden problematischen Seiten seines knorrigen, oft reizbaren Wesens.“²⁾

Alexander Steenbeck schreibt über Ernestine Voß: „Ernestine Voß, geborene Boie (1756–1834), ist vor allem als Frau des Dichters und Homer-Übersetzers Johann Heinrich Voß bekannt. (...) Im Gegensatz zu ihrem

Quellen 1) Ursula Köhler-Lutterbeck, Monika Siedentopf: Lexikon der 1000

Frauen. Bonn 2000, S. 377. 2) Lexikon der Frau. Bd. II. Zürich 1954, S.1593.

streitbaren Gatten galt sie als ausgleichender und freundlicher Charakter, als Idealbild einer treusorgenden Ehefrau. Doch war sie weit mehr als nur die ‚gute Seele‘ der beinahe sprichwörtlichen ‚Vossischen Hausidylle‘. Neben einer reichen Korrespondenz hat sie eine Reihe von biografischen, pädagogischen und literarischen Texten hinterlassen, von denen zu Lebzeiten nur wenige publiziert wurden. Am bekanntesten sind ihre Mitteilungen aus dem Leben von Johann Heinrich Voß, die von ihrem Sohn Abraham herausgegeben wurden und das Bild von Johann Heinrich Voß in der deutschen Kulturgeschichte maßgeblich mitbestimmt haben. Sie dienen bis heute als eine reiche kulturgeschichtliche

Quelle zum literarischen Leben am Ende des 18. Jahrhunderts. Anhand von Manuskripten einiger ihrer Texte wurde jüngst nachgewiesen, dass die gedruckten Schriften von **Ernestine Voß** an vielen Stellen stark überarbeitet worden sind.

Dabei gelingen **Ernestine Voß**, wie Axel Walter [Autor des Buches: Ernestine Voß – eine Dichterin und Schriftstellerin der Spätaufklärung, (2016)] herausgefunden hat, gerade in den kleinen Formen in Vers und Prosa einige beachtliche und reizvolle Stücke. Vor allem aber werden an ihren Texten Möglichkeiten und Grenzen weiblichen Schreibens in dieser Zeit erkennbar. (...).“³)

Wilma-Witte-Stieg

Hamburg-Wandsbek, seit 2015; Wilma Hermine Witte, verheiratete/geschiedene Nespethal (19.4.1912 Hamburg–8.3.1997 München); Malerin; Großer Burstah (Atelier); Lübecker Straße 19 (Wirkungsstätte: Atelier); Bramfelder Chaussee 56 (Wohnadresse); Vierländer Damm 74 (Wohnadresse); Sillemstraße 60 (Wirkungsstätte: Atelier)

Ihre Kindheit verbrachte **Wilma Hermine Witte**¹ in Hamburg. Ihre Mutter war die Schneidermeisterin Emma Witte, geb. Weller, ihr Vater der Hotelbesitzer Ernst August Witte. Die Familie lebte an der Saseler Chaussee. Wilma Witte besuchte die Klosterschule, dann die Lichtwarkschule, wo sie 1932 mit dem Wahlpflichtfach Zeichnen Abitur machte. Von 1931 bis 1935 studierte sie an der „Hansischen Hochschule für bildende Künste“. Diese Umbenennung erhielt die als Kunstgewerbeschule Hamburg gegründete, heutige Hochschule für Bildende Künste HfBK, während der 1930-er Jahre bis Kriegsende. In jener Zeit war ihr aus politischen Gründen der Status als akademische Hochschule aberkannt.

Wilma Witte studierte bei Arthur Illies, Alfred Ehrhardt, Paul Bollmann und Willi Tietze. Ab 1933 arbeitete und lebte sie mit Franz Nespethal (1912–1993 Hamburg) zusammen. Beide präsentierten ihre Bilder im gemeinsamen Atelier am Großen Burstah und später an der Lübecker Straße 19 in Hamburg. Eine Zeitlang wurde Wilma Witte von der Erdwin-Amsinck-Stiftung finanziell unterstützt. Der renommierte Galerist, auf Expressionisten spezialisierte „mutige“ Kunsthändler (Handelsblatt 2011) und Sammler der deutschen Avantgarde, Günther Franke (1900 Ber-

lin–1976 München), stellte Arbeiten der Künstlerin aus.

Während der NS-Zeit wurde Wilma Witte mehrmals von der Gestapo verhört. Die Reichskammer der Bildenden Künste (RdBK) legte ihr nahe, nicht mehr „entartet“ zu malen und auch nicht mehr auszustellen. Daraufhin zog sich Wilma Witte empört nach Sachrang im Landkreis Rosenheim in Oberbayern zurück und arbeitete dort als freischaffende Restauratorin. So übernahm sie z. B. Restaurierungsarbeiten für eine süddeutsche katholische Kirche. Auch betrieb sie in München ein Kunstgewerbegeschäft und war als Bauzeichnerin tätig.

Nach Kriegsende gründete sie mit ihrem Ehemann Franz Nespethal, den sie 1946 heiratete, am Chiemsee die Künstlerkolonie „Roter Reiter“. Im selben Jahr der Heirat wurde der Sohn Alexander geboren. 1950 kam es zur Scheidung. Wilma Witte kehrte mit dem Sohn nach Hamburg zurück, wo sie zunächst bei ihrer Mutter in Sasel lebte.

Nun begann sich Wilma Witte der Musik und der Dichtkunst zu widmen. Sie studierte Gesang, lernte auch das Komponieren und schrieb in den 1970-er Jahren eine Oper. Materiell musste sie in sehr bescheidenen Verhältnissen leben. Als sie mit ihrem Sohn in ein Häuschen an der Bramfelder Chaussee 56 gezogen war, betrieb sie dort mit ihren Eltern ein Tabak- und Süßwarengeschäft. 1958 zog sie an den Vierländer Damm 74, und arbeitete in Teilzeit als Sekretärin. Zwischen 1964 bis 1976 hatte sie dann ein Atelier in der Sillemstraße 60, wo sie wieder ihrer schöpferischen Malarbeit nachging.

1) Quellen: – Zur Werkschau 2006 in Schrobenhausen vgl. Rezension v. Claudia Freitag-Mayr: Sonderausstellung im Museum Pflückschloss – Wilma Hermine Witte, Gemälde und Zeichnung 2006, Link: www.myheimat.de/

schrobenhausen/sonderausstellung-im-museum-im-pflückschloss-wilma-hermine-witte-gemaelde-und-zeichnung-d4464.html, abgerufen 5.9.2015 – Zur Werkschau 2008 in Ismaning vgl. die Rezension in den Ismaninger Orts-

nachrichten v. 14.11.2008 unter dem Link: www.ortsnachrichten.ismaning.de/user/eesy.de/ismaning.de/ortsnachrichten/dwn/ON14.11.2008.pdf – Handelsblatt 2011 = Susanne Schreiber/Bettina Beckert: Günther Franke.

Dort gründete sie auch einen deutsch-afrikanischen Freundschaftsclub. 1997 starb die Künstlerin in München. Der Nachlass von Wilma Witte befindet sich im Besitz ihres Sohnes Alexander Nespethal. Private und öffentliche Sammlungen, darunter die Hamburger Kunsthalle, kauften Arbeiten der Künstlerin an.

Zu den 2006 in einer großen Ausstellung gezeigten Kunstwerken schrieb Claudia Freitag-Mayr vom Vorstand des Kunstvereins Schrobenhausen: „Die Arbeiten von Wilma Hermine Witte sprechen eine starke Sprache, sie erzählen von Verletzlichkeit, Stolz und Lust und bleiben bis auf wenige abstrakte Grafiken gegenständlich. Einen Schwerpunkt ihres Werkes bildet der Mensch, dem sie mit ihren ausdrucksvollen Bildern Gestalt verleiht. In ihren Porträts erfasst sie ihr Gegenüber von innen heraus, ergründet dessen Seele. Sie übersetzt ihre Wahrnehmungen in Farben und Formen. Das Innenleben, die Angst oder die Trauer, die Freude oder das Leid, das beispielsweise eine alte Bäuerin empfindet, widerspiegelt sich in der Gestik, Mimik und der Körperhaltung der dargestellten Person. Die subjektive Einstellung, welche die Künstlerin zu ihrem Modell entwickelt, geht als wesentlicher Bestandteil in die Gesamtwirkung der Gemälde ein.“

Eine umfangreiche Werkschau mit dem Titel „Wilma Hermine Witte, Gemälde und Zeichnung“ zeigte 2006 das „Museum im Pflegschloss“ im oberbayerischen Schrobenhausen. Die Bilder und Grafiken aus dem Nachlass von Wilma Hermine Witte zeichneten in dieser Ausstellung „den individuellen Weg der 1912 in Hamburg geborenen Künstlerin von ihren ersten

Erfolgen mit unangepassten Arbeiten in den 1930-er Jahren bis hin zu den späteren Stillleben, Portraits, Landschafts- und Stadtbildern“. Zwei Jahre später widmete die „Galerie im Schlosspavillon“ Ismaning, Landkreis München, der Künstlerin ebenfalls eine Einzelausstellung.

Text: Dr. Cornelia Göksu



**Wilma Witte,
Selbstportät 1968**

Der mutige Händler. In: Handelsblatt v. 16.7.2011: Auch als seine Künstler während der Nazizeit Berufsverbot bekommen, konzentrierte „sich Franke im ‚Graphischen Kabinett‘ in den vorderen Geschäftsräumen auf die auch von den

Nazis geschätzten Romantiker. Aus dem Hinterzimmer heraus begeisterte der Sohn eines Berliner Bankiers aber weiterhin aufgeschlossene Museumsdirektoren, weitsichtige Privatsammler und Mitglieder der Wirtschaftselite für

die verbotene Ware“. – Detaillierte Vita in Maïke Bruhns: Kunst in der Krise. Bd. 2: Künstlerlexikon Hamburg 1933–1945 – verfehmt, verfolgt – verschollen, vergessen. Hamburg 2001, S. 418–420